

Nr. 33, März 1998

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M.

"25. August [1938]. Eine Brechtsche Maxime: Nicht an das Gute Alte anknüpfen, sondern an das schlechte Neue."

Walter Benjamin, Gespräche mit Brecht, in: ders., Versuche über Brecht, Frankfurt am Main 1966, S. 135

ISSN 0940-0648

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG



Nr. 33, März 1998

Kommunismus

150 Jahre Kommunistisches Manifest:

Hecker - **Internationale Marx-Engels-Forschung**/Kuczynski - **Kommentar zur Präambel**/Fülberth - **Eine Frühschrift**
Zander - **Utopie und Utopiekritik**/Schaff - **Die neue Linke sucht einen neuen Sozialismus**
Stiehler - **Kommunismus: Ideal und praktische Bewegung**/Sève - **Sozialistische Alternative oder kommunistische Zielvorstellung?**
Krysmanski - **Kommunistische Verschwörung**

Und: Krätke - **Marx, Ökonomie und Politik**
Heininger - **Fordismus**/Binus - **Kapitalkonzentration**/Domke - **Klassentheorie und Geschlechterverhältnisse (II)**
Peters - **Chinas Sozialismus**

Sowie: Berichte, Zuschriften, Rezensionen

Einzelpreis 18,-DM

150 Jahre Manifest

D./21. März 1998
laus der Jugend,
eutschherrenufer 12,
rankfurt am Main

Inkostenbeitrag: DM 20,-
ermäßigt DM 10,-)



Gemeinsamer Kongreß
der Zeitschriften
Sozialismus und
**spw – Zeitschrift für
Sozialistische Politik
und Wirtschaft**

Übernachtungsplätze im
laus der Jugend stehen in
egrenztem Umfang zur
erfügung (ca. DM 40,- incl.
rühstück und Mittag):
Übernachtungswünsche bitte
ei der Anmeldung angeben!

Anmeldung
ledaktion Sozialismus
t. Georgs Kirchhof 6
0099 Hamburg
el. 040/280 505 66
ax 040/280 505 68

ledaktion spw
resienstr. 26
4289 Dortmund
el. 0231/40 14 11
ax 0231/40 24 16

Freitag, 19.00 Uhr:

**150 Jahre danach –
das Manifest und
die reale Entwicklung:**

»Einsicht in die Bedingungen,
den Gang und die allgemei-
nen Resultate der proletari-
schen Bewegung«

Eintleitende Thesen:
Michael Krätke

Samstag

9.00-11.00 Uhr:

**Entwicklungs- und Krisen-
tendenzen der kapitalisti-
schen Produktionsweise:**

»Empörung der modernen
Produktivkräfte gegen die
modernen Produktionsver-
hältnisse«

Elmar Altvater
Klaus-Peter Kisker

11.00-13.00 Uhr:

**Entwicklungstendenzen
der Klassenverhältnisse
und sozialen Kämpfe:**

»Die Geschichte aller bisheri-
gen Gesellschaft ist die
Geschichte von Klassen-
kämpfen«

Ursula Beer
Sebastian Herkommer

14.00-16.00 Uhr:

**Kapitalismus und Sozialis-
mus im 21. Jahrhundert –
Prognosen, Potentiale,
Perspektiven:**

»Eine Assoziation, worin die
freie Entwicklung eines jeden
die Bedingung für die freie
Entwicklung aller ist«

Joachim Bischoff
Uwe Kremer

16.30-19.00 Uhr:

**SozialistInnen, Arbeiter-
bewegung, Parteien –
Erfahrungen & Konse-
quenzen:**

»Praktisch der entschieden-
ste, immer weitertreibende
Teil der Arbeiterparteien
aller Länder«

Frank Deppe
Peter von Oertzen
Sybille Stamm

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Vierteljahresschrift
9. Jahrgang
Heft 33 (März 1998)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz
Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch
Dr. Reinhard Schweicher

5 Editorial

150 Jahre Kommunistisches Manifest

- Rolf Hecker*
8 **Internationale Marx/Engels-Forschung und Edition**
Ein Literaturbericht
- Thomas Kuczynski*
26 **Mosaiksteine zu einer kommentierten Ausgabe des Kommunistischen Manifests: Die Präambel**
- Georg Fülberth*
36 **Eine Frühschrift**
- Michael Zander*
44 **Utopie und Utopie-Kritik bei Marx und Engels**
- Adam Schaff*
56 **Die neue Linke sucht einen neuen Sozialismus**
- Gottfried Stiehler*
75 **Kommunismus - Ideal und praktische Bewegung**
Marx/Engels: Die wirkliche Bewegung
- Lucien Sève*
87 **Sozialistische Alternative oder kommunistische Zielvorstellung?**
- H.J. Krysmanski*
98 **Die kommunistische Verschwörung**
-
- Michael R. Krüke*
114 **Wie politisch ist Marx' Politische Ökonomie? (I)**
- Horst Heining*
128 **Fordismus und SMK-Theorie**
Zur Aktualität der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus (II)
- Gretchen Binus*
146 **Internationale Kapitalkonzentration in neuer Qualität**
Zu den realen Grundlagen der "Globalisierung"
- Monika Domke*
159 **Klassentheorie ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts (II)**
- Helmut Peters*
171 **Die KP Chinas und der direkte Übergang zum Sozialismus**

Berichte

- Kai Michelsen/Alexandra Scheele*
184 **Ungleichheit als Projekt**
Marburger Tagung zu Globalisierung und Neoliberalismus 28./29.11.1997
- Werner Ruhoff*
196 **Kompromiß und Revolution**
Crossover II/Kongreß der Zeitschriften spw, Andere Zeiten, Utopie kreativ
- Hans G Helms*
200 **Vom langen Marsch zur Erkenntnis**
Die Kasseler "Geschichtspolitische Konferenz aus Anlaß der faschistischen Machtübertragung" am 30. und 31. Januar 1998

Diskussion, Kritik, Zuschriften

- Frank D. Baldeweg*
203 **Gesellschaftliche Wertschöpfung und Wertverteilung, WSV - ein Modellansatz?**
- Bernhard Walpen*
208 **Zu Reinhard Schweicher: "St. Werners wackere Attacke gegen Rädelsführer..."**
- Robert Steigerwald*
210 **Zum Streit um die postmoderne Philosophie**
- Werner Seppmann*
217 **Die Paradoxien des "postmodernen Denkens"**
Anmerkungen zu Reinhard Schweichers Kritik meiner Interpretation der "Postmoderne"
-
- 234 **Buchbesprechungen, Annotationen**
- Über den Terror der Ökonomie (Jochen Steinhilber)
Rahmenbedingungen, Probleme und Perspektiven der Linken in Lateinamerika (Peter Hiedl)
Zerrissenes Algerien (Ingrid El Masry)
Abschluß einer von DDR-Historikern begonnenen Dokumentation zur Okkupationspolitik des deutschen Faschismus (Martin Moll)
Justizopfer vor und nach 1945 in Ost und West (Lorenz Knorr)
Vereinigungsbestrebungen 1945/46 (Werner Müller)
Eine marxistische Kritik der Postmoderne (Detlef Kannapin)

4	Impressum
43	Vorschau
264	Autorinnen und Autoren

Impressum

"Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V.

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffscheid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementspreis (vier Hefte) beträgt DM 54,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt am Main, Tel. 069/739 29 34.

Satz: Su Sanne, kdf

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.1.1998

Editorial

Zu den bedeutenden Erinnerungstagen der Linken, die Anfang 1998 im Kalender stehen, gehört der 150. Jahrestag der Veröffentlichung des "Kommunistischen Manifests". Es erschien fast zeitgleich mit dem Ausbruch der 1848er Revolution. Das Kommunistische Manifest ist das am weitesten verbreitete politische Dokument der "Moderne", also der durch die Heraufkunft der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft geprägten Epoche, die frühe, von ihren Autoren durchaus nicht für Jahrzehnte gedachte Programmschrift der radikalen Alternative zu dieser bürgerlichen Gesellschaft und als solche prägend für Generationen von Sozialisten und Kommunisten. Ihm ist das vorliegende Heft gewidmet.

Bertolt Brecht, dessen am 10. Februar dieses Jahres begangener 100. Geburtstag ein bemerkenswertes Echo ausgelöst hat, nannte das Manifest "als pamphlet selbst ein kunstwerk", und er beabsichtigte zeitlebens, seine "propagandistische wirkung ... durch ein aufheben des pamphletischen charakters ... zu erneuern": in Gestalt eines großen Lehrgedichts "in der respektablen versart" Lukrez'scher Hexameter. Wie wir durch Walter Benjamin wissen, verfolgte er schon seit dem Exil der dreißiger Jahre das Projekt eines solchen Lehrgedichts, das - wie es in einem Brief an Karl Korsch vom März 1945 heißt - "die unnatur der bürgerlichen verhältnisse" thematisieren sollte. "das kernstück bildet das manifest." Ein vorangestellter erster Gesang sollte von den Schwierigkeiten handeln, die es bereitet, sich in der Natur der Gesellschaft zurechtzufinden, ein letzter die ungeheuerlich gesteigerte Barbarisierung des Kapitalismus vorführen. Dieses von Brecht immer wieder aufgenommene Projekt ist Fragment geblieben. Es lohnt der Lektüre.

Die Beiträge zum Schwerpunkt des vorliegenden Heftes werden mit einem Bericht von Rolf Hecker über die internationale Marx-Engels-Forschung und -Edition in den neunziger Jahren eröffnet. Trotz der weitgehenden "Abwicklung" der institutionalisierten Marx-Engels-Forschung besonders in der ehemaligen UdSSR und DDR ist die Editionsarbeit nicht vollständig zum Erliegen gekommen und zugleich findet international eine lebhafte und, wie Hecker betont, kaum zu überschauende Marx-Engels-Marxismus-Diskussion statt.

Thomas Kuczyński ist Autor des bisher ausführlichsten Editionsberichts zum "Kommunistischen Manifest" (vgl. die Rezension von Walter Schmidt in Z 26, Juni 1996). Er liefert am Beispiel der Präambel eine erste Skizze für einen Kommentar zum "Manifest", der dessen Ansatz und Methode sowohl in ihrem real- und ideenhistorischen Kontext darstellt als auch im Licht der neuesten Geschichte zu analysieren hätte. Georg Fülberth charakterisiert das "Manifest" als eine Frühschrift. Marx und Engels hatten selbst 1872 angemerkt, daß "dies Programm stellenweise veraltet" ist und als "ein geschichtliches Dokument" zu betrachten sei, "an dem zu ändern wir uns nicht mehr das Recht zuschreiben". Das Abstreifen der historisch-

zeitgebundenen Aspekte läßt die theoretischen Grundfragen und -aussagen deutlicher hervortreten - Fülberth nennt die Grundsätze des Historischen Materialismus und die geschichtliche Rolle des Proletariats sowie die Eigentumsfrage -, die kritisch zu prüfen sind.

Mit *Michael Zanders* Beitrag wird eine Reihe von Aufsätzen eingeleitet, die sich der Fragestellung zuwenden, wie unter heutigen Bedingungen und angesichts der historischen Erfahrungen 150 Jahre nach dem Kommunistischen Manifest sozialistisch-kommunistische Zukunftsvorstellungen aussehen bzw. entwickelt werden können. Die Autoren bieten ein Spektrum sehr unterschiedlicher Sichtweisen und theoretischer Argumente, die z.T. in deutlichem Widerspruch zueinander stehen. Es ist angesichts der Notwendigkeit, die Umbrüche im Kapitalismus und die historischen Erfahrungen des gescheiterten Realsozialismus zu verarbeiten, in der Tat, wie *Lucien Sève* in diesem Zusammenhang feststellt, noch ein weiter Weg zur Rekonstruktion von freier getragenen sozialistisch-kommunistischen Zukunftsvorstellungen. "Es wird noch lange dauern", schreiet er mit Bezug auf die französische Diskussion, "bis sich aus der fruchtbaren Vielfalt der Ansätze genügend gemeinsame Projekte ergeben, um einer neuen, auf die Überwindung des Kapitalismus ausgerichteten historischen Perspektive und politischen Bewegung Kohärenz zu verleihen."

Michael Zander greift Utopie und Utopie-Kritik bei Marx und Engels auf und plädiert für eine kommunalsozialistische Perspektive im Sinne einer "Vorwegnahme des Sozialismus durch lokale Projekte", durch die die kapitalistischen Verhältnisse zumindest in einzelnen Aspekten überwunden werden sollen. *Adam Schaff* prüft unter dem Titel "Die neue Linke sucht einen neuen Sozialismus" die aus seiner Sicht traditionell essentiellen Thesen der Sozialisten auf ihre Zukunftsfähigkeit: Notwendigkeit der Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln; Planung statt Markt-Anarchie; Absterben des Staates; Durchsetzung von Solidarität in der Gesellschaft. Er kommt zum Fazit, daß (mit Ausnahme des letzteren) alle Grundsätze unter den Gegebenheiten der heutigen industriellen Revolution Veränderungen durchgemacht haben bzw. im Rahmen der Konzeption eines neuen Sozialismus zu revidieren sind. *Gottfried Stiehler* ("Kommunismus - Ideal und praktische Bewegung") behandelt kritisch die Auffassungen von Marx und Engels zum Kommunismus - das Hauptproblem wird in ihrem Verständnis von Staat und zentraler Planung der Gesellschaft verortet - und fragt, wie ein mit dem Projekt Kommunismus in Beziehung stehender Gesellschaftsentwurf theoretisch auszuarbeiten und praktisch auf den Weg zu bringen wäre. *Lucien Sève* vertritt mit Nachdruck die These, "daß das, was im Osten untergegangen ist, gerade der Sozialismus ist, während die kommunistische Zielvorstellung in dem strengen Sinne, den Marx ihr gegeben hat, dringlicher ist denn je". Er pocht darauf, daß die Vergesellschaftung der großen Produktions- und Tauschmittel zwar eine Schlüsselfrage der gesellschaftlichen Umgestaltung ist, aber für sich genommen noch keinen entscheidenden Schritt zur Überwindung der

kapitalistischen Produktionsweise darstellt, wenn sie nicht zu neuen Formen der gesellschaftlichen Aneignung führt. Der heutige Kapitalismus entfaltet sich, so *H.J. Krysmanski*, in einer "computervermittelten Logik". Damit wird die Ebene der sich herausbildenden medialen Weltkultur - der großen Kommunikations- und Informationsnetze - zu einer Sphäre, in der Kapitalverwertungsinteressen und "antisystemische Bewegungen" um hegemonialen Einfluß kämpfen, in der also auch der Kampf um eine kommunistische Utopie zu führen ist.

Im In- und Ausland werden im nächsten Halbjahr eine ganze Reihe Diskussionstagungen zum "Kommunistischen Manifest" stattfinden - u.a. in Wuppertal (PDS sowie Marx-Engels-Stiftung), Berlin (DKP), Frankfurt/M. (spw/Sozialismus), in Paris (Espace Marx), in Havanna und Moskau. Wir hoffen, in den nächsten Heften von Z einen Einblick in Themen und Thesen der Diskussionen geben zu können.

Außerhalb des Schwerpunkts werden verschiedene Diskussionsstränge fortgeführt, die schon in früheren Heften von Z eine Rolle gespielt haben. *Michael Krätke* polemisiert gegen den Ökonomismus-Vorwurf gegenüber der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie (Vortrag auf der Hannoveraner Marxismus-Tagung 1997). *Horst Heining* setzt seine Untersuchung zur Aktualität der SMK-Theorie mit einer Kritik des Fordismus-Konzepts fort. *Gretchen Binus* analysiert aktuelle Tendenzen der internationalen Kapitalkonzentration. *Monika Dornkes* Beitrag ist der zweite Teil ihrer Ausführungen zum Verhältnis von Klassen- und Geschlechterfrage (Teil I in Z 32). Eine Analyse der chinesischen Entwicklung und des letzten Parteitags der chinesischen KP gibt *Helmut Peters*. *Manfred Baldegweg* knüpft an seine Überlegungen über gesellschaftliche Wertschöpfung und Wertverteilung in Z 27 an.

Die im letzten Heft veröffentlichte Replik von *Reinhard Schweicher* auf den Beitrag von *Werner Seppmann* in Z 31 hat lebhaftere Kommentare von *Robert Steigerwald*, *Bernhard Walpen* und von *Werner Seppmann* selbst ausgelöst. Da dabei auch auf das Editorial von Z 32 Bezug genommen wird, dazu der Hinweis: Z pflegt eine offene Diskussion unter marxistischen Linken. "Ex-cathedra"-Verlautbarungen der Redaktion gibt es bei uns nicht. Wenn es hieß, Schweicher plädiere für einen "dialektischeren Umgang mit der postmodernen Philosophie", so war und ist damit ein Umgang mit Texten postmoderner Philosophen gemeint, der sie auf ihre innere Widersprüchlichkeit befragt, statt sie unterschiedslos als Irrationalismus zu interpretieren. Dies ist sicher etwas anderes als ein Aufheben der postmodernen Philosophie in einem erneuerten Marxismus.

Z 34 erscheint im Juni, also in der heißen Phase des Wahlkampfs. Staatsverschuldung, öffentlicher Sektor, Ansatzpunkte für eine Alternativpolitik sollen in dem Heft thematisiert werden. Das darauffolgende Heft setzt sich in seinem Schwerpunkt mit der Jugend und ihren Problemen auseinander. Anregungen und Angebote nimmt die Redaktion gern entgegen!

Internationale Marx/Engels-Forschung und Edition

Ein Literaturbericht

Im März 1997 wurde in New York über "Bringing Marx Back" unter der Leitung von P. Sweezy (*Monthly Review*) diskutiert. Auf der jährlichen *Socialist Scholars Conference* waren zwei weitere Seminare neueren Entwicklungen in der Marx'schen Theorie gewidmet, darunter den Themen Gesellschaftstheorie und Zivilgesellschaft, sowie der Interpretation der Marx'schen Werttheorie. Hauptsächlich ging es dabei um eine marxistische Analyse der Globalisierung und des Neoliberalismus. Das Motto der diesjährigen Veranstaltung (20.-22. März 1998) "A World to Win: From the Manifesto to New Organizing for Socialist Change" verweist auf zwei Jubiläen: den 150. Jahrestag des *Kommunistischen Manifests* und den 30. Jahrestag der "1968er-Bewegung". Das scheint mir charakteristisch für die letzten Jahre zu sein: Marx ist nicht tot, überall in der Welt finden Debatten statt, erscheinen Publikationen über Marx'sches und natürlich auch Engelssches Denken, wird ihre geistige Hinterlassenschaft in Einzel- und Werkausgabe neu ediert.

Die Zahl der marxistischen, linken, oder sich sozialistisch nennenden Zeitschriften, die sich dieser Aufgabe angenommen haben, ist kaum zu überblicken, und auch im Internet nehmen Marx und Engels und ihr Werk (viele englische und deutsche Texte können direkt heruntergeladen werden) einen immer größeren Raum ein. Aus Havanna kommt die *Revista Internacional. Marx Ahora* mit Beiträgen von marxistischen Philosophen aus Europa neben einer Studie über die Politischen Wissenschaften und Marxismus in Kuba, in New York erscheinen die bekannten Zeitschriften *Science & Society* und *Rethinking Marxism*, in London *Capital & Class*, in Glasgow *Critique. Journal of Socialist Theory*, in Paris *Actuel Marx*, in Tokio *Marx-Engels-Marxismus-Forschung*¹, in Athen *Thesis* usw. - sie alle tragen zur weltweiten Diskussion um Marx'sches Denken bei. Selbst die Debatte in der Bundesrepublik ist kaum überschaubar, wenn hier nur einige Zeitschriften wie *Utopie kreativ*, *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung*, *Sozialismus*, *Prokla*, *Argument*, *Dialektik*, *Marxistische Blätter*, *konkret*, *Initial. Berliner Debatte* genannt werden können.

Im folgenden wird über die internationale Marx-Engels-Forschung und -Edition in den 90er Jahren berichtet. Sie wird begleitet von vielfältigen Debatten über den Marxismus im allgemeinen, über die Aktualität Marx'schen Denkens im besonderen - Widersprechendes, Fehlschlüsse und

¹ Siehe nähere Informationen im Internet: <http://www.cpm.ehime-u.ac.jp/AkamacHomePage/Akama/Akama.htm>.

Sackgassen eingeschlossen. Diese Diskussionen finden meist außerhalb institutioneller Rahmen statt (eine der Ausnahmen bildete z.B. die Ringvorlesung 1995/96 an der Berliner Humboldt-Universität über eine "Bilanz des Marxismus"²), organisiert von Zeitschriften, Vereinen, manchmal von parteinahen Organisationen. Darüber kann hier nicht im einzelnen informiert werden.

Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA)

Zunächst über den gegenwärtigen Stand der Editionstätigkeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA).³ Anscheinend ist es in der Bundesrepublik ruhiger geworden um dieses Projekt, das als einziges einer ehemaligen Parteieinrichtung der SED nicht nur positiv evaluiert wurde (1991), sondern dem auch die entsprechenden Bundes- und Landesmittel für die Weiterführung zur Verfügung gestellt werden. Seit Juni 1992 sind sieben MitarbeiterInnen der *Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften* (BBAW, laut Evaluierungsbescheid sind sie bis 2015 an diesem Projekt beteiligt), unterstützt von einigen ehemaligen, jetzt im Ruhestand befindlichen MEGA-MitarbeiterInnen, mit der Bearbeitung von neun Bänden beschäftigt. Diese Arbeitsgruppe befindet sich im Verbund mit der *Internationalen Marx-Engels-Stiftung* (IMES), jenem Konstrukt, das 1991 die Herausgeberschaft der MEGA übernahm. Zu ihr gehören zwei Arbeitsstellen in Moskau (*Russisches Zentrum zur Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten zur neuesten Geschichte, Russisches Unabhängiges Institut für soziale und nationale Studien*) mit insgesamt etwa 15 MitarbeiterInnen, die an elf Bänden arbeiten. Der Verbund wird komplettiert durch die deutsch-französische Arbeitsgruppe am *Karl-Marx-Haus* (Studienzentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung) in Trier, an dem die Bearbeitung von drei Bänden, darunter der *Deutschen Ideologie* und des *Kommunistischen Manifests*, erfolgt.

² Siehe die Beiträge unter dem Thema: "Marx-Deutungen nach dem Funeral", in: *Initial. Berliner Debatte*, H. 1/2, 1997 (im folgenden werden Zeitschriftenartikel nur in Kurzform genannt). - E. Altvater veranstaltete im Wintersemester 1997/98 an der Freien Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, eine *Kapital*-Vorlesungsreihe, bei der z.T. über 200 StudentInnen anwesend waren. In Vorbereitung befindet sich ein von ihm verfaßter neuer Kommentar zum ersten Band (mit Schaubildern und geplanter CD-Rom).

³ Die Editionsprinzipien der MEGA sind: Vollständigkeit (alle überlieferten Texte), Originaltreue (Originalsprache), Darstellung der Textentwicklung (autorisierte Textentwicklung in Drucken und innerhandschriftliche Varianten), ausführliche historisch-kritische Kommentierung und umfassender Quellennachweis. Struktur und Editionsplan: I. Abteilung: Werke, Artikel, Entwürfe (erschienen: 1-3, 10-13, 18, 20, 22, 24-27, 29, in Bearbeitung: 4-6, 14, 16, 21.1-2, 28, 31-32, geplant: 7-9, 15, 17, 19, 23, 30); II. Abteilung: "Das Kapital" und Vorarbeiten (erschienen: 1.1-2, 2, 3.1-6, 4.1-2, 5-10, in Bearbeitung: 4.3, 11.1-2-15); III. Abteilung: Briefwechsel (erschienen: 1-8, in Bearbeitung: 9-13, geplant: 14-35); IV. Abteilung: Exzerpte, Notizen, Marginalien (erschienen: 1-2, 4, 6-9, in Bearbeitung: 3, 5, 10-12, 14, 16, 22, 26, 31, 32, geplant: 13, 15, 17-21, 23-25, 27-30). Siehe Internet: <http://www.bbaw.de/vh/mega>.

Trotz dieser unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen günstigen Ausstattung der Arbeitsgruppen hat die IMES mit einem entscheidenden Problem zu kämpfen: Nach der Veröffentlichung revidierter Editionsrichtlinien 1992⁴ ist kein MEGA-Band entsprechend dieser neuen Festlegungen erschienen. Die letzten beiden Bände (von bisher insgesamt 47 Bänden), die auch die internationale Debatte befruchteten, sind: MEGA² I/20: Werke von September 1864 bis September 1867 (Ltg. R. Dlubek) und MEGA² II/4.2: Marx' Manuskript zum 3. Buch des *Kapital* von 1864/65 (Ltg. M. Müller). Diese sind deshalb mit dem Vermerk "Der vorliegende Band wurde noch unter der früheren Redaktionskommission erarbeitet" versehen. Von den daran beteiligten erfahrenen MEGA-Mitarbeitern ist heute jedoch keiner mehr in einem Anstellungsverhältnis der BBAW beschäftigt. In 1998 ist die Publikation von zwei Bänden der IV. Abteilung vorgesehen: IV/3 mit Exzerpten und Manuskripten von 1844/45, bearbeitet von einer Moskauer Gruppe (Ltg. G. Bagaturia) und IV/31 mit naturwissenschaftlichen Exzerpten von 1879-95 (Ltg. A. Griesse). Diese Bände wurden z.T. schon vor 10 Jahren in Angriff genommen und jetzt den neuen Editionsrichtlinien angepaßt.

Es gibt auch eine neue Tendenz in der IMES: Es besteht Interesse, sich international weiter zu öffnen und neuen Forschungsgruppen die Edition von Bänden zu ermöglichen. Eine französische Gruppe an der Universität Toulouse wird die in Moskau begonnene Arbeit an Band I/28 (Mathematische Manuskripte) fortsetzen, eine Gruppe an der Northern Illinois University (USA) wird den Band IV/27 (Ethnologische Exzerpte), eine Gruppe der Tohoku University Sendai (Japan) die Bände II/12+13 (Engels' Manuskript und die Druckfassung des 2. Bandes des "Kapitals") und zwei Berliner freiberufliche Wissenschaftler zusammen mit einem Amsterdamer Hochschullehrer den Band IV/14 (Krisenhefte 1857/58) übernehmen. Einzelne Historiker in Dänemark, Österreich und der Schweiz werden wahrscheinlich Bände der III. Abteilung (Briefe) in Angriff nehmen. Angesichts der begrenzten finanziellen Möglichkeiten der IMES und ihrer Institutionen scheint dies ein Weg zu sein, die MEGA-Edition bis weit in das nächste Jahrhundert zu sichern.

Man kann wohl das Resümé ziehen, daß trotz "Abwicklung" von ca. 120 Wissenschaftlern der Marx-Engels-Abteilung des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED und der an der MEGA beteiligten Universitäten in Ostdeutschland das Projekt selbst nicht "abgewickelt" werden konnte.⁵ Im Gegenteil, die Evaluierung der MEGA seitens des Wissen-

⁴ Siehe Editionsrichtlinien der MEGA, Dietz, Berlin 1992. In diesem Band wurden sowohl die revidierten als auch die für die Ausgabe bis 1990 gültigen Richtlinien veröffentlicht.

⁵ Die internationale Unterschriftenkampagne hat dazu beigetragen, daß 1991 die Fortsetzung der MEGA beschlossen wurde. Besonders sei an die Aktionen der japanischen Marx-Engels-Arbeitsgemeinschaft erinnert, aber auch in der Bundesrepublik beteiligten sich fast 1000 WissenschaftlerInnen an einer Unterschriftensammlung "Rettet die MEGA". Die Bundesregierung hat sich bei entsprechenden "kleinen Anfragen" aus der CSU-Bundestagsgruppe in ihren Antworten auf den Wissenschaftsrat berufen können

schaftsrates war positiv, da sie "als Edition auf hohem Niveau" erfolgt sei. Leider jedoch können die geistigen Potentiale und die großen editorischen Erfahrungen nur teilweise genutzt werden. Aufgrund dieser Situation ist es erfreulich, daß einige der ehemaligen MEGA-Mitarbeiter die Kraft (und auch die materiellen Möglichkeiten) finden, sich in dieses Projekt einzubringen.

Die MEGA begleitende Publikationen

Die IMES veröffentlicht als Halbjahreszeitschrift die *MEGA-Studien*. Bisher sind sechs Hefte erschienen, leider in 1997 kein Heft. Die bisherigen Hefte sind aus der Marx-Rezeption nicht wegzudenken. So wurden die revidierten Editionsrichtlinien und der revidierte Plan der Gesamtausgabe und einige neue Forschungsergebnisse vorgestellt, u.a.: Engels' Mitarbeit an Hermann Schlüters Broschüre "Die Chartistenbewegung in England" (R. Merkel-Melis); eine vergleichende Studie zur Editions-geschichte der *Dialektik der Natur* (A. Griesse/G. Pawelzig); zur Entstehung und Überlieferung der ersten Ausgaben des *Kommunistischen Manifests* (W. Meiser); über die Widmungen von Marx und Engels im *Kapital* (R. Hecker/L. Mis'kevic). Außerdem wurden Nachträge zu bereits erschienenen Bänden ergänzt.

In die Marx-Engels-Forschung und -Edition greifen seit 1991 auch die institutionell unabhängigen *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* (fortan NF, herausgegeben von C.-E. Vollgraf, R. Sperl und dem Autor) ein, von denen bisher sechs Jahressbände und ein Sonderband über Rjazanov als Herausgeber der ersten MEGA erschienen sind.⁶ Seit 1996 unterstützt die Herausgeber ein wissenschaftlicher Beirat, dem WissenschaftlerInnen aus dem Osten und Westen Deutschlands, aus Italien, Rußland, Griechenland, den Niederlanden, Japan und Korea angehören.

Das Profil der NF hat sich wesentlich erweitert und unterscheidet sich von dem der *MEGA-Studien*. So kann man wohl mit Recht sagen, daß die NF über editorische Detailfragen hinausgeht und aktuelle Themen des Marx-Diskurses aufgegriffen hat. Besonders mit den Heften "Quellen und Grenzen von Marx' Wissenschaftsverständnis" (1994) und "Geschichte und materialistische Geschichtstheorie" (1996) wurde genau die Debatte über Marx' Gesellschaftstheorie getroffen.

An dieser Stelle soll unbedingt erwähnt werden, daß in beiden Reihen auch kritische Reflexionen zur editorischen Praxis der MEGA geäußert wurden. In der NF wurde mit Beiträgen zu Grundsatzfragen der Editionsrichtlinien (1991), über die Kommentierung, das Vollständigkeitsprinzip

und hat sich für die Fortsetzung der Arbeit ausgesprochen, wobei man "erleichtert" darauf verweisen konnte, daß kaum noch Mitarbeiter aus dem alten IML beschäftigt seien.

⁶ Die Hefte NF 1991 und 1992 sind vergriffen, siehe ausführliche Informationen im Internet: <http://home.t-online.de/home/r.hecker/marxf.htm>.

und die Register der MEGA (1992) die bisherige editorische Tätigkeit selbstkritisch überprüft und konzeptionelle Vorarbeit für die revidierten Editionsrichtlinien geleistet. Nach Veröffentlichung der o.g. neuen Richtlinien äußerten sich H.-G. Backhaus und H. Reichelt über den politisch-ideologischen Charakter der MEGA (in *MEGA-Studien* 1994/2). Nach ihrer Meinung hätten diese revidierten Editionsrichtlinien nicht die "politisch-ideologischen Regelungen" beseitigt. Dazu gehöre vor allem die gemeinsame Edition von Marx' und Engels' Schriften in einer Gesamtausgabe. Sie werfe die Frage auf, ob sich die "Editoren textgläubig dem Engels'schen Selbstverständnis anvertrauen" oder aber "gezielt die Mißverständnisse" enthüllen.

Damit ist zugleich ein Schwerpunkt angesprochen, der einige theoretische, wie praktische Fragen des Marx'schen und Engelsschen Lebenswerks berührt. Natürlich charakterisiert sich die MEGA als vollständige, historisch-kritische Ausgabe der Veröffentlichungen, der Handschriften und des Briefwechsels von Marx und Engels. Gleichzeitig müssen in der Edition die Unterschiede zwischen Marx und Engels deutlich gemacht werden. Andererseits ist zu berücksichtigen, daß es gemeinsame Werke bzw. gegenseitige Mitarbeit vom *Kommunistischen Manifest* bis zum *Anti-Dühring* gab. Möglicherweise hätten in der Kommentierung in den bisher erschienenen MEGA-Bänden die Unterschiede zwischen Marx und Engels deutlicher benannt werden müssen - der Konflikt mit dem ML-Dogma von der geistigen Einheit der beiden Klassiker wäre unausweichlich gewesen. Hinzu kommt der umfangreiche Briefwechsel der beiden, der die Edition in einer Gesamtausgabe rechtfertigt.

Ein weiterer Forschungsschwerpunkt hat sich mit der Öffnung der Archive in Moskau nach 1990 ergeben: In beiden genannten Zeitschriften wird über die Editionsgeschichte des Marx-Engels-Nachlasses berichtet, deren tragische Seiten in der DDR und UdSSR weitgehend tabuisiert waren. Auf diesem Gebiet konnte Bedeutendes publiziert werden, das das Verständnis von Marx-Engels-Edition und Stalinismus wesentlich verändert hat (u.a. darüber, daß die erste MEGA nicht ausschließlich an der Machtergreifung des Faschismus in Deutschland gescheitert ist, sondern wohl vor allem an den Dogmen Stalins, die im *Kurzen Lehrgang* zementiert wurden, und an der Ausrottung der Spezialisten des IMEL infolge der Moskauer Schauprozesse).

Der Zugang zu Archivunterlagen in Moskau und Amsterdam (die sich z.T. gegenseitig ergänzen) hat erbracht, daß die Schicksale von MitarbeiterInnen an der ersten MEGA in den 20/30er Jahren, also von D. B. Rjazanov bis zu G. Stammberger⁷ und ihrem Mann W. Haenisch, nachgezeichnet werden konnten. Erstmals wurden die geheimen Verhandlungen des Mos-

⁷ Siehe NF. Sb 1: David Borisovic Rjazanov und die erste MEGA, Argument, Hamburg 1997, vgl. Gut angekommen - Moskau. Das Exil der Gabriele Stammberger 1932-1954, aufgeschrieben von Michael Peschke, BasisDruck, Berlin 1997.

kauer Instituts mit der Führung der Sozialistischen Internationale um den Marx-Engels-Nachlaß 1935/36 in Paris dokumentiert. Weiterhin wurden Dokumente über den unehelichen Sohn von Marx Frederick Demuth aufgefunden, die auf Stalins Anweisungen in den Tresoren verschwanden. Und es konnten die Erwerbspraktiken von Marx-Engels-Dokumenten durch das Moskauer IMEL nach dem Zweiten Weltkrieg enthüllt werden.⁸

Geschildert wurden die schwierigen Verhandlungen mit der Moskauer Parteiführung in den 50/60er Jahren, um die zweite MEGA in Gang zu setzen (die ersten beiden Bände erschienen 1975) und vieles andere mehr. Dabei wurde auch deutlich, in welcher Abhängigkeit sich die Marx-Engels-Forschung und -Edition in der DDR, vor allem bei der Übernahme der russischen Werkausgabe in die "blauen" MEW-Bände, vom Moskauer IML und der sowjetischen Parteiführung befand. Diese Dokumentationen fanden große Resonanz. Zugleich lassen sie erkennen, welche intensive Kleinstarbeit noch geleistet werden muß, ehe eine Gesamtdarstellung der MEGA-Geschichte in Angriff genommen werden kann. Für 1998/99 wird ein zweiter Sonderband der NF vorbereitet, der sich mit der Rolle V. V. Adoratskijs als Institutsdirektor und seiner Einflußnahme auf die erste MEGA nach Rjazanovs Ablösung und Verbannung auseinandersetzen wird.

Die internationale Rezeption dieser neuen Forschungsergebnisse widerspiegelt sich in Übersetzungen vor allem der Studien über Rjazanov in Japan, Dänemark, Griechenland und den USA.

In unregelmäßiger Erscheinungsweise bringen die *Schriften aus dem Karl-Marx-Haus* Trier interessante Forschungsergebnisse, in den Bänden seit 1990 z.B. über die *Deutsche Ideologie* (Nr. 43, 1990), über die Herkunft des Friedrich Engels (Nr. 42, 1991), zur Rezeption der Marx'schen Theorie in den Niederlanden (Nr. 45, 1992) und in Spanien (Nr. 46, 1994), zur Nachmärz-Forschung (Nr. 47, 1994), und über das *Kommunistische Manifest* (Nr. 49, 1995)⁹.

Auch das *Historisch-Kritische Wörterbuch des Marxismus* (HKWM), von W. F. Haug inspiriert und herausgegeben, dessen 3. Band 1997 erschien, versteht sich als ein die MEGA begleitendes unabhängiges Forschungsprojekt. An ihm sind über 700 Autorinnen und Autoren aus aller Welt beteiligt. Die bisher veröffentlichten und die geplanten Beiträge dieses auf 12-15 Bände konzipierten Projekts versprechen einen philologisch klar herausgearbeiteten Überblick über das Marx'sche Denken sowie über die marxistischen Diskussionen des letzten Jahrhunderts in aller Welt zu

⁸ Vgl. *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* (BzG), Berlin, Nr. 4/1994, 1/1996, 3/1997.

⁹ Angesichts des *Manifest*-Jubiläums in diesem Jahr ist auf den von Th. Kuczynski herausgegebenen Band besonders hinzuweisen, da er neben einer Neuedition einen ausführlichen Bericht zur Überlieferungslage der ersten Programmschrift von Marx und Engels enthält. Informationen über das Karl-Marx-Haus im Internet: <http://www.karl-marx-haus.de>. (Vgl. auch den Beitrag von Thomas Kuczynski in diesem Heft.)

geben. Bereits die ersten Bände lassen den "Großeinsatz zur Rettung des Marxismus" (W. Euchner) lebendig werden. Das Wörterbuch ist auf dem besten Weg, ein "guter Ausgangspunkt für eine Debatte über den Marxismus (auf Marx basierendes Denken) im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik heute" (Th. Kuczynski) zu werden, wobei "nicht ein allgemeiner Kanon philosophischen Wissens, an dem Historische Materialisten sich abarbeiten" (G. Fülberth), vorausgesetzt wird.¹⁰

Internationale Editionen von Marx/Engels-Texten

Die MEGA gibt zunehmend stärker in die internationale wissenschaftliche Zirkulation ein. Auf ihrer Grundlage werden Marx/Engels-Texte, vor allem die erstmals publizierten ökonomischen Manuskripte von Marx, in andere Sprachen übersetzt. 1990 befanden sich zwei große Werkausgaben im Herstellungsprozeß, nämlich die chinesische Werkausgabe und die englischsprachigen Marx/Engels Collected Works.

Im Pekinger Übersetzungsbüro für die Werke von Marx/Engels/Lenin/Stalin beim ZK der KP Chinas ist inzwischen intensiv an der Textherstellung auf der Grundlage der MEGA gearbeitet worden. 1995 erschienen die ersten drei Bände, in diesem und im nächsten Jahr folgen fünf weitere Bände dieser auf 60 Bände geplanten Ausgabe, darunter erstmals die *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857/58)* und der erste Teil des *Ökonomischen Manuskripts von 1861-63*. Die chinesischen Kollegen schätzen selbst ein, daß der Mangel an Nachwuchskräften die größte Schwierigkeit für dieses Projekt darstellt. Trotzdem handelt es sich um ein wissenschaftliches Ereignis in Asien, und die Ausgabe wird dazu beitragen, daß die Schriften von Marx und Engels auch in weiteren Ländern dieses Kontinents Verbreitung finden.

Die Herausgeber der Collected Works in Moskau, London und New York haben seit 1990 mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen, um die auf 50 Bände konzipierte Ausgabe zu vervollständigen. Vor allem der New Yorker Verlag International Publishers ist bemüht, die noch ausstehenden fünf Bände (2. und 3. Band des *Kapital* und drei Bände mit dem Briefwechsel von 1887-95) herauszubringen (seit 1990 erschienen 10 Bände!), wobei auf die Moskauer Vorarbeiten zurückgegriffen werden kann. Damit wird für den englischen Sprachraum erstmals eine wissenschaftliche Ausgabe zur Verfügung stehen, die sich ihr Ansehen in der wissenschaftlichen Zirkulation noch erkämpfen muß, da naturgemäß häufig auf andere Ausgaben zurückgegriffen wird.

Intensiv wurde in Japan an der Übersetzung von in der MEGA erstveröffentlichten ökonomischen Texten gearbeitet. In Kürze wird in japanischer

¹⁰ Siehe Materialien zum Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus, hrsg. v. W. F. Haug u. M. Krätke, Argument, Berlin/Hamburg 1996, sowie im Internet: <http://www.abacus.de/argument>.

Übersetzung das Marxsche Manuskript zum 3. Buch des *Kapitals* erscheinen (MEGA² II/4.2). Weiterbin wurde eine neue Übersetzung des ersten Bandes des *Kapitals* herausgebracht. Jährlich organisiert die Arbeitsgemeinschaft der Marx-Engels-Forscher Kolloquien mit internationaler Beteiligung, außerdem halten sich praktisch ständig japanische Wissenschaftler zum Studienaufenthalt in Europa auf. Den japanischen Kollegen ist es gelungen, mit speziellen Editionen die Aufmerksamkeit zu erregen. Jetzt knüpft T. Otani an die Tradition¹¹ an und hat die Einführung zu einer kostbaren Reprint-Edition verfaßt: Alle sieben Marxschen Hefte der *Grundrisse* werden in einem ausgezeichneten Faksimile präsentiert. Übrigens konnten erstmals die Traditionen der Zusammenarbeit zwischen Rjazanov und den japanischen Marx-Editoren in den 20er Jahren anhand der Moskauer Archivunterlagen und der Bibliotheken der Hosei-Universität in Tokio und der Tohoku-Universität in Sendai aufgeklärt werden.¹²

Als weitere Beispiele für den Umgang mit Marx-Texten können erwähnt werden: erstmalige spanische Übersetzung von Marx' Manuskript *Reflection*¹³ aus dem Jahre 1851; im Mailänder Verlag edizioni Lotta Comunista erschien 1996 Engels' Artikelserie aus der *Pall Mall Gazette* über den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 *Notes on the War* mit zeitgenössischen Illustrationen, Karten und umfangreichen Erläuterungen.

Der Tod von M. Rubel (1996) war Anlaß, an die französischen Traditionen der Marx-Edition zu erinnern.¹⁴ 1991 konnte der "Nestor der Marx-Engels-Forschung" endlich auch im *Neuen Deutschland* zu Wort kommen. Er sagte, daß "Marx Schriften nur im Zusammenhang mit seinen Studien [...] zu verstehen sind, man darf das Werk nicht von dessen Quellen trennen. [...] Die Krise der zweiten MEGA sollte dazu beitragen, die Marx-Engels-Hagiographie endgültig zu begraben und die kritisch-wissenschaftliche Reflexion durchzusetzen. [...] Durch eine kritische und ernsthafte Marx-Lektüre kann man sich durchaus ein reales Bild von der heutigen Welt machen, und das ist die erste Voraussetzung für ihre Veränderung."¹⁵ Das Vermächtnis von Rubel als Editor kommt vor allem in seiner vierbändigen Marx-Bibliothek zum Ausdruck, der letzte Band "Politique I" erschien 1994, die anderen Bände wurden wieder neu aufgelegt.

Genannt werden können weiterhin Anthologien von Marx-Texten, so in Großbritannien herausgegeben von T. Carver¹⁶ und in der Bundesrepublik

¹¹ Siehe die Reprintausgabe des Marxschen Handexemplars von *Misère de la Philosophie*, hrsg. v. K. Tanaka, Tokyo 1982.

¹² Siehe R. Hecker, in: *NF, Sb 1*, 1997, S. 85-107.

¹³ Siehe *Marx Ahora. Revista Internacional*, La Habana, N. 1/1996, S. 158-167 (vgl. MEGA² I/10).

¹⁴ Siehe den Nekrolog von H.-P. Harstick, in: *MEGA-Studien*, 1996/1, S. 151-154.

¹⁵ Siehe *Neues Deutschland*, 31. Dezember 1991, S. 11.

¹⁶ *Marx: Later Political Writings*, Cambridge 1996. Siehe Rezension von M. Sylvers, in: *NF* 1997.

von O. Negt¹⁷. Leider ist letztere Edition dem Zettelkasten des Herausgebers entsprungen, ohne daß er sich mit dem neuesten Forschungsstand vertraut gemacht hat, und so wird die MEGA einfach als verstorben erklärt. Wenn der Zusammenschchnitt der Texte eine gewisse Spannung verspricht und manche neue Sichtweisen auf die kapitalistische Realität eröffnet, so bleibt doch der Umgang mit Marx hinter der Diskussion zurück, die Negt gerade einfordert, sich nämlich geschichtlich zu Marx zu verhalten, nicht nach Wahrheitsansprüchen zu urteilen. Umso erfreulicher sind deshalb auch Publikationen, die sich den Marxschen Quellen zuwenden. So hat H.-P. Müller eine aufwendige Studie über die von Marx exzerpierten Bücher in seinen Manuskriptentwürfen von 1851 bis 1861 vorgelegt.¹⁸ A. Griese und H. J. Sandkühler stellen Marx' Studien zur anorganischen und organischen Chemie, zur Geologie sowie zur Physiologie aus der Zeit nach 1870 auf der Grundlage der erstmals für die Edition in der MEGA vorbereiteten Exzerpte vor.¹⁹

In einigen Publikationen der letzten Jahre spielte Marx' politisches Engagement im Bund der Kommunisten und in der Internationalen Arbeiterassoziation eine wichtige Rolle.²⁰ Hervorzuheben für die weitere Forschung und Vorbereitung entsprechender MEGA-Bände ist die Dokumentation über die historische Entwicklung der Reform League.²¹

Abschließend zu diesem Komplex sollte erwähnt werden, daß die Edition von Marx/Engels-Texten im Rußland unserer Tage fast schier unmöglich ist. Insofern ist es beachtenswert, daß J. Rokitjanskij in der *Historischen Zeitschrift* der Russischen Akademie nicht nur um die Rehabilitation von Rjazanov und Rubin gerungen hat, sondern auch über den Historismus des *Kommunistischen Manifests* publizierte. Außerdem brachte er zusammen mit R. Müller einen Band mit Dokumenten über Rjazanovs Kampf um Gerechtigkeit heraus.²²

¹⁷ Marx. Ausgewählt und vorgestellt von O. Negt, Diederichs, München 1996.

¹⁸ Siehe H.-P. Müller: Karl Marx. Über Maschinerie, Kapital und industrielle Revolution. Exzerpte und Manuskriptentwürfe 1851-1861, Westdeutscher Verlag, Opladen 1992.

¹⁹ Siehe A. Griese/H. J. Sandkühler (Hrsg.): Karl Marx - zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, Peter Lang, Frankfurt/M. u.a. 1997.

²⁰ Siehe u.a. M. Hundt: Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852, Peter Lang, Frankfurt/M. u.a. 1993; W. Schieder: Karl Marx als Politiker, Piper, München 1991; Ulrich Peters: Kommunismus und Anarchismus. Die Zeit der Ersten Internationale, Papy-Rossa, Köln 1997.

²¹ The Era of the Reform League: English Labour and Radical Politics 1857-1872. Documents selected by G. Mayer. Ed. by J. Breuilly, G. Niedhart and A. Taylor, Palatium Verlag, Mannheim 1995.

²² J. Rokitjanskij/R. Müller: Krasnyj Dissident (Roter Dissident). Akademiemitglied Rjazanov - Lenins Opponent - Stalins Opfer. Biographische Skizze und Dokumente, Academia, Moskau 1996 (russ.).

Internationale Marx/Engels-Konferenzen

Nach 1990 gab es eine relativ kurze Periode der Sprachlosigkeit von Marxisten, nicht nur in Deutschland, aber dann setzte eine internationale Analysetätigkeit ein, die sich u.a. in den bereits erwähnten Publikationen niederschlug und deren Ergebnisse auf Konferenzen diskutiert wurden. Einen Höhepunkt an Konferenzen kann für das Jahr 1995 ausgemacht werden: sie galten dem 100. Todestag von Engels. Es ist abzusehen, daß in diesem Jahr anlässlich des 150. Jahrestages des *Kommunistischen Manifests* wieder Konferenzen von Havanna, New York, Paris, Wuppertal bis Peking und Tokio stattfinden werden (jedenfalls liegen Einladungen vor).²³

Auf dem Mailänder Engels-Kongreß (November 1995) erklärte der Mitherausgeber der Pariser Zeitschrift *Actuel Marx* J. Texier, daß die marxistische Linke aus einer Zeit des Schweigens heraustrete und sich nachhaltig für ein Bild des Marxismus einsetzen müsse, das für unsere Gegenwart nützlich ist. So wurde über die Aktualität von Engels' Werk ebenso diskutiert wie über sein Verhältnis zu Marx. Dabei wurde eine kritische Bilanz von Engels' Herausgeberschaft des *Kapitals* gezogen und nach Sinn und Grenzen der Naturwissenschaften und Naturerkenntnis für die Gesellschaftslehre in seinem Werk gefragt.²⁴

Herausragend war der "Congrès Marx International" in Paris (September 1995), der von *Actuel Marx* organisiert worden war. In der ersten Plenumsdiskussion "Bilanz des Marxismus" sprach J. Kergoat zu Klasse und Klassenkampf. Für Marx sei der Klassenkampf nicht nur Motor der Geschichte gewesen, er habe auch die Funktion, zur Aufhebung der Klassen zu führen. Diese Option berge eine Menge Probleme, die einzelne zu mehr oder weniger berechtigten Zweifeln an der Marxschen Aussage haben kommen lassen. Hier sei vor allem der Individualisierungsschub im Gefolge der Industrialisierung zu nennen. Kergoat insistierte auf der Bedeutung des Klassenkampfs. Dieser vollziehe sich nicht nur im ökonomischen, sondern auch im staatlichen und kulturellen Feld. Die Klassengesellschaften haben nach ihm nicht nur die ökonomisch-funktionelle Struktur (Ausbeutungsverhältnis), sie nehmen auch die Momente früherer Gesellschaftsformen auf bis hin zu anthropologischen Elementen. Angesichts einer neuen Auseinandersetzungsphase sei allerdings auch ein entsprechendes Klassenkonzept nötig.²⁵

²³ Natürlich sind verschiedene Publikationen aus marxistischer Sicht in Vorbereitung, u.a. Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49, hrsg. v. W. Schmidt, Fides-Verlag, Berlin 1998; im Verlag Neue Impulse erscheint eine Leseausgabe des *Kommunistischen Manifests* von M. Hundt.

²⁴ Siehe Berichte über die Konferenzen in Havanna, Wuhan, Mailand und Wuppertal, in: *MEGA-Studien*, 1996/1, S. 155-170.

²⁵ Vgl. J. Kergoat, in Z 24, S. 19ff., sowie die Berichte von A. Leisewitz/R. Schweicher/D. Behrens in Z 24 und von D. Behrens in NF 1996.

Engels' Geburtsstadt Wuppertal bot den Touristen einen Spaziergang auf seinen Spuren an: Engels-Garten, Engels-Haus, Museum für Frühindustrialisierung, Unterbarmer Hauptkirche. Die Stadt wurde mit mehreren Kolloquien zum Mekka der Engelsforscher. Anfang Oktober 1995 versammelten sich ForscherInnen aus neun Ländern, um über Engels zwischen Utopie und Kritik zu diskutieren.²⁶ Die IMES vereinte auf einer Tagung unter dem Thema "Engels im Licht seiner Korrespondenz" WissenschaftlerInnen aus 13 Ländern, die mit der MEGA beschäftigt sind.²⁷

Biographische Arbeiten über Marx und Engels

Seit 1991 haben auch Veröffentlichungen über Marx' und Engels' Biographie nicht nachgelassen. In diesem Sinn besonders detailliert ist der von M. Knieriem herausgegebene Dokumentenband "Die Herkunft des Friedrich Engels", der 341 Originalbriefe aus der Familie enthält.²⁸

Für die konservative Rechte ist das von dem seit Jahrzehnten als Marx-Töter beschäftigten Hochschulprofessor aus Bayreuth, K. Löw, unter dem Titel "Der Mythos Marx und seine Macher" verfaßte Buch von besonderem politischen Gewicht.²⁹ Laut Klappentext ist es als Ergebnis 10jähriger Forschungsarbeit entstanden. Falsch, denn bereits am 10. Juli 1982 veröffentlichte Löw in der *Welt* den Artikel "Schon immer hing das Geschick der Arbeiter am Sternenhanner - Widerlegter Prophet: Kuriose Marx-Zitate, die gern verschwiegen werden". Letztere Behauptung seiner Überschrift konnte leicht widerlegt werden, da alle 36 wörtlichen Marx-Zitate nachgewiesen werden konnten, sie stammten bis auf zwei Ausnahmen aus den bekannten "Blauen Bänden" der MEW. Löws Anliegen war damals übrigens, die US-amerikanische Hochrüstungspolitik und die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa mit Marx' Charakteristik der Expansionspolitik des zaristischen Rußlands zu rechtfertigen.

Wohl wissend ignoriert Löw bei seiner gebetsartigen Wiederholung, daß der "wahre" Marx verschwiegen worden sei, daß bis Ende der 80er Jahre bereits 40 Bände der MEGA² erschienen waren. Während 1991 mit hundert Unterschriften aus dem In- und Ausland für ihren Erhalt demonstriert wurde und eine positive Evaluierung durch den Wissenschaftsrat

²⁶ Siehe Th. Bergmann/M. Kessler/J. Kirez/G. Schäfer (Hrsg.): Zwischen Utopie und Kritik. Friedrich Engels - ein "Klassiker" nach 100 Jahren, VSA, Hamburg 1996.

²⁷ Die Beiträge dieser Konferenz wurden in den *MEGA-Studien*, 1996/2 veröffentlicht.

²⁸ Der Band erschien in den *Schriften aus dem Karl-Marx-Haus*, Nr. 42, 1991. Siehe auch M. Schöncke: Karl und Heinrich Marx und ihre Geschwister, Hrsg. Marx-Engels-Stiftung e.V., Pahl-Rugenstein Nachf., Bonn 1993; H. Gemkow: Frauen um Friedrich Engels, in: *Geschichte im Wuppertal*, hrsg. v. Bergischen Geschichtsverein, Wuppertal 1995, S. 26-40; M. Vesper: Marx in Algier, Pahl-Rugenstein Nachf., Bonn 1995; Was ik maar weer in Bommel. Karl Marx en zijn Nederlandse verwanten. Een familiegeschiedenis in documenten, bezorgd en ingeleid door J. Gielkens, IISG, Amsterdam 1997.

²⁹ Erschienen bei Langen Müller, München 1996.

dies ermöglichte, warf Löw dem Projekt vor, es sei der "Ausfluß von MEGA-lomanie".³⁰

Das Hauptanliegen des Buches besteht offenbar darin, die biographischen Fakten aus dem Leben von Marx mit Löws bayrisch konservativen Wertevorstellungen zu konfrontieren. Eine Schlüsselfunktion kommt dabei den seit Jahrzehnten dauernden Disput um Marx' unehelichen Sohn Frederick Demuth zu. Löw bat hier nicht etwa die Archive konsultiert, sondern er greift bereits veröffentlichtes Material auf. Erst 1991 gelang es, im Moskauer Parteiarchiv verborgene Briefe aufzufinden, die die Indizienkette über die Vaterschaft von Marx schließen ließen. Auf ihrer Grundlage konnten die Lebensumstände Demuths und die Beziehungen führender deutscher Sozialdemokraten zu ihm dargestellt werden.³¹ So wird von Löw ein abistorisches Charakterbild von Marx aufgebaut. Dieser habe nicht nur den unehelichen Sohn verstoßen, auch sein Verhältnis zu den Eltern sei schwer belastet gewesen, auch habe er sich nicht um die Geschwister gekümmert. Weiter habe er bedauert, geheiratet zu haben, und er sei der häuslichen Misere entflohen, seine Kinder hätten keine glückliche Kindheit gehabt. "Freund und Feind bespritzte er mit Galle, die zugleich sein eigenes Leben psychisch wie somatisch vergiftete." Kurzum: Marx sei der "Aussätzige" gewesen (S. 280).

Auf 70 Seiten wird das wissenschaftliche Werk von Marx "entmythologisiert": Es geht um die materialistische Dialektik, den historischen Materialismus, die Mehrwerttheorie und die Sozialwissenschaft. Allerdings folgt keine kritische Auseinandersetzung mit Marx' Theorie, für Löw steht a priori fest: Menschlichkeit bei Marx - nein! (S. 265); dialektischer Materialismus - falsch! (S. 273); Geschichtsschreibung - substanzarm! (S. 286); historische Soziologie - zweifelhaft! (S. 327).

Auch in anderen Büchern, wie "Adieu Marx"³² und "Trio Infernale"³³ herrscht eine auf den engsten privaten Bereich von Marx begrenzte, historische und persönliche Umstände wenig berücksichtigende, Darstellung vor. Letzteres Buch wurde übrigens verfilmt und war im September 1997 auf dem deutsch-französischen Kulturkanal *Arte* zu sehen.

W. Blumenberg hatte wohl recht, als er bereits vor 35 Jahren bemerkte, daß noch "sehr viel Einzelarbeit nötig sein (wird), bis wir sagen können, wir besäßen ein Marx-Bild, das ihm gerecht wird". Seine kleine Marx-Biographie findet immer wieder neue Leser, sie wurde von 1962 bis 1996 in

³⁰ K. Löw, in: *Mut. Forum für Kultur, Politik und Geschichte*, Nr. 286, Juni 1991, S. 15.

³¹ Siehe H. Gemkow/R. Hecker, in: *BzG*, 4/1994, S. 43-59 (erstmalig hat V. Pomicev die Dokumente in Rußland vorgestellt, die Fakten wurden auch von Y. Kapp in *The Journal of the Socialist History Society*, Autumn 1994, veröffentlicht; es erfolgte ebenso eine japanische Übersetzung).

³² V. Pilgrim, *Adieu Marx. Gewalt und Ausbeutung im Hause des Wortführers*, Rowohlt, Reinbeck 1990.

³³ F. Giroud, *Trio Infernale oder Das Leben Jenny Marx*, Übersetzung aus dem Frz., Quadriga Verlag, Berlin 1994.

26 Auflagen und 179 Tausend Exemplaren verkauft. Zugleich wird bei einer Durchsicht der Regale in den einschlägigen Buchhandlungen deutlich, daß eine wissenschaftliche Marx/Engels-Biographie, die auf Grundlage der MEGA und der vielen neuen detaillierten Forschungsergebnisse geschrieben werden müßte, ein wesentliches Defizit ist.³⁴

Zur Debatte Engels und Marx oder Engels versus Marx

Die geistige Einheit von Marx und Engels galt in der marxistisch-leninistischen Theorie als festgeschriebenes Dogma. Zugleich wurde eingeräumt, daß beide aus praktischen Gründen verschiedene Arbeitsaufgaben übernahmen. So hieß es vor 20 Jahren im Vorwort zur Gesamtausgabe in Hinblick auf die Edition des *Kapital* in der II. Abteilung der MEGA, daß sie "ein vollständiges Bild vom Verlauf und Charakter der jahrzehntelangen Arbeit von Marx an diesem Werk vermitteln und zugleich die *große Leistung* dokumentieren [soll], die Engels nach Marx' Tod bei der Bearbeitung und Herausgabe des zweiten und dritten Bandes des 'Kapitals' vollbrachte."³⁵

Aus einer nach 1990 anfänglich geführten Debatte über Defizite im Marx'schen Werk³⁶ hat sich in den letzten drei Jahren eine Debatte über Marx und Engels bzw. Engels versus Marx entwickelt. Anlaß für die neuerlichen Diskussionen ist die Erstveröffentlichung des Originalmanuskripts zum 3. Buch des *Kapital* von Marx aus dem Zeitraum 1864/65.³⁷ Daraufhin stand das Heft der NF 1995 unter dem Titel: *Engels' Druckfassung versus Marx' Manuskript zum 3. Buch des "Kapital"*. Die Aufsätze beschäftigen sich damit, wie Engels das Marx'sche Manuskript bearbeitete, als er dessen Veröffentlichung 1894 als 3. Band des *Kapital* vorbereitete, und wie er seinen eigenen editorischen Ansprüchen, die er im Vorwort formulierte, gerecht geworden ist. Ein akribischer Vergleich der Druckfassung mit dem Manuskript zeigt, um die Quantität der Eingriffe von Engels zu verdeutlichen, daß unter Abzug der Engelsschen Textstellen von den 870 Seiten in MEW 25 noch 580 Seiten übrigbleiben würden. Engels' Bearbeitung ist charakterisiert 1. durch Eingriffe in die Textanordnung, d.h. Modifikationen der Titel- und Überschriftengestaltung und Textumstellungen; 2. durch Aufwertung von Textteilen, z.B. durch Auflösen von Einschüben und Fußnoten; 3. durch Texterweiterungen, die Einschübe zur Historisierung und Aktualisierung betreffen; 4. durch Textweglassungen, Straffungen und

³⁴ An dieser Stelle soll noch eine kurzweilige Biographie des jungen Marx, geschrieben für junge Leser, aber nicht nur, erwähnt werden: David Chotjewitz: *Karl Marx. Aus dem Leben eines jungen Philosophen*. Roman, Alibabä Verlag, Frankfurt/M. 1996.

³⁵ MEGA² II/1.1, Berlin 1975, S. 40*.

³⁶ Siehe Defizite im Marx'schen Werk, in: *Marx-Engels-Forschung heute 4*, hrsg. vom IMSF e.V., Frankfurt/M. 1992.

³⁷ Siehe MEGA² II/4.2, Berlin 1992.

Glättungen und 5. durch Korrekturen, die inhaltlicher, terminologischer und stilistischer Natur sein können.³⁸

Obwohl Engels durch seine Texteingriffe viele Marx'sche Gedanken in eine nachvollziehbare und lesbare Form gebracht hat, ist er in einigen Fällen seinen eigenen editorischen Grundsätzen, die er im Vorwort zum 3. Band verkündet hat, nicht gerecht geworden. Die editorischen Fehlgriffe ergaben sich offenbar aus verschiedenen Gründen. Einmal waren ihm die Intentionen des Sechs-Bände-Aufbauplans von Marx weitgehend unbekannt geblieben. Wie Bemerkungen in seinen Briefen belegen, war er darüber hinaus nur partiell über den Stand der Ausarbeitung des 3. Bandes und seines Inhalts vertraut. Daraus folgt, daß Engels in methodische Hinweise von Marx im Manuskript unzulässig eingegriffen hat, sie z.T. eliminierte oder veränderte. Zum anderen haben Engels' Intentionen darin bestanden, der logischen Entwicklung bei Marx eine historische Darstellung zu geben. Und außerdem darf nicht vergessen werden, daß Engels unter großem Erwartungsdruck in der Arbeiterbewegung, vor allem der deutschen Sozialdemokratie, stand, ein *vollendetes* Werk an die Öffentlichkeit zu bringen.

Mit seinem Vorwort zum 2. Band des *Kapital* löst Engels eine folgenreiche Debatte über den Widerspruch zwischen 1. und 3. Band aus, die sich an seiner Charakteristik des Untersuchungsgegenstandes im 1. Abschnitt des 1. Bandes als *einfacher Warenproduktion* festmachen läßt. Durch diesen von Engels eingeführten Begriff wird ein entscheidender methodischer Unterschied im Verständnis des Anfangs von *Kapital*, Bd. 1, zu Marx deutlich: Für Marx wird der erste Band eröffnet mit dem Kapitalismus und für Engels mit dem Vorkapitalismus. Engels brachte den Begriff erstmals in seinem Vorwort zum 3. Band des *Kapital* (1894) in Umlauf: "Es versteht sich ja von selbst, daß man sie [die Begriffe] nicht in starre Definitionen einkapselt, sondern in ihrem historischen resp. logischen Bildungsprozeß entwickelt. Danach wird es wohl klar sein, warum Marx am Anfang des ersten Buchs, wo er von der einfachen Warenproduktion als seiner historischen Voraussetzung ausgeht, um dann weiterhin von dieser Basis zum Kapital zu kommen - warum er da eben von der einfachen Ware ausgeht und nicht von einer begrifflich und geschichtlich sekundären Form, der schon kapitalistisch modifizierten Ware."³⁹

Nunmehr hat die Debatte um diesen MEGA-Band weltweite Dimensionen angenommen, die Reaktionen auf die Aufsätze in der NF 1995 sind recht

³⁸ Vgl. C.-E. Vollgraf/J. Jungnickel, in: *MEGA-Studien*, 1994/2, S. 15. Siehe auch R. Hecker, in: *Utopie kreativ*, H. 61, Nov. 1995 und den Kommentarband: J. Bischoff/A. Otto u.a.: *Ausbeutung, Selbstverrätselung, Regulation*. Der 3. Band des "Kapital", VSA, Hamburg 1993.

³⁹ MEW 25, S. 20. Im Herbst 1997 sind in einem Band die Aufsätze von H.-G. Backhaus neu veröffentlicht wurden, die die Debatte um dieses Thema entscheidend prägten: *Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marx'schen Ökonomiekritik*, ça ira Verlag, Freiburg i.Br. 1997.

unterschiedlich. Wobei es in vielen Beiträgen nicht um dieses oder jenes Detail der Engelsschen Interpretation des Marxschen *Kapital*, sondern grundsätzlich um das Verhältnis Marx/Engels geht.⁴⁰

Als Illustration zwei Stimmen: Extrem fiel das Urteil eines Rezipienten in den *Marxistischen Blättern* aus: "Engels ist schuld daran, daß Marx so fürchterlich *mißverstanden* wurde. Ebenso ist er schuld daran, daß seine Kritiker Marx *nicht* verstanden haben. [...] Engels hat alle diese Todsünden auf sich geladen. Er hat also von der Evaluierungskommission keine Gnade zu erwarten." Gemeint sind damit Backhaus/Reichelt, aber auch Vollgraf/Jungnickel "blasen ins gleiche Horn". Was letztere jedoch unterscheidet, sei die Tatsache, daß "sie eine hierzulande nicht selten zu beobachtende Metamorphose durchlaufen haben", also von den Gralshütern der Marx/Engelsschen Lehre auf die Seite des Kampfes gegen die Dogmen des ML gewechselt seien. Leider setzt sich der Autor nicht mit den konkreten Fragen der Textunterschiede und ihrer inhaltlichen Wertung auseinander.⁴¹

In *Sozialismus* konnte man lesen, daß man Zweifel an dieser von Vollgraf/Jungnickel und dem Autor vertretenen Interpretation von Engels' Herausgeberschaft des *Kapitals* haben müsse, denn viele ForscherInnen nehmen an Engels noch andere Seiten wahr: Methoden der Analyse sich wandelnder sozialer Prozesse, eine lebenslange, nicht immer problemlose Zusammenarbeit mit Marx und mit den Persönlichkeiten des Sozialismus und in der internationalen Arbeiterbewegung.⁴²

B. Ollman (New York) batte auf einem Seminar in Tokio 1994 eingewandt, daß man bedenken müsse, daß Marx und Engels eine Reihe von Werken gemeinsam verfaßt hätten und daß Marx in keiner Weise zu verstehen gegeben habe, daß er Engels' *Anti-Dühring* kritisch gegenüber stehe, weiterhin hätten beide über 40 Jahre ohne nennenswerte Meinungsverschiedenheiten korrespondiert.⁴³ Auch M. Rubel äußerte sich noch in einer nach seinem Tod erschienenen Stellungnahme zu MEGA² II/4.2 und sah zwei Probleme: "Erstens: Engels als legitimer Erfüller des geistigen Vermächtnisses von Marx. Zweitens: Die Grenzen der 'Akademisierung' der MEGA im kritischen Lichte der revolutionären Intentionen der 'Begründer'."⁴⁴ Auch die Redaktion von *Science & Society* reagierte in ihrem Editorial auf den Abdruck von M. Heinrichs Aufsatz über die Unterschiede zwischen Marx' Manuskript und Engels' Druckfassung in ihrem Heft ähnlich, indem sie ausdrücklich mit ihrer sonstigen Praxis brach und feststellte, daß die

⁴⁰ Siehe z.B. die Beiträge von H.-H. Holz, G. Oldrini, K. Rintelen und D. Losurdo, in: Friedrich Engels, *Topos, Internationale Beiträge zur dialektischen Theorie*, Pahl-Rugenstein, Bonn, 5/1995.

⁴¹ E. Kiehnbaum, in: *Marxistische Blätter*, 6/1995.

⁴² Th. Bergmann, M. Keßler, in: *Sozialismus*, 5/1996.

⁴³ B. Ollman, in: *NF* 1995.

⁴⁴ M. Rubel, in: *Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz (IWK)* (31), 4/1995.

Veröffentlichung nicht dazu dienen solle, einen prinzipiellen Unterschied zwischen dem revolutionären, kritischen Humanisten Marx und dem positivistischen Deterministen Engels zu etablieren.⁴⁵

Auch in Japan gibt es eine breite Diskussion, wobei deutlich zu erkennen ist, daß die Marx-Engels-Forscher von einer detailreichen Kenntnis des Marxschen Manuskripts ausgehen und genau die Unterschiede zur Druckfassung analysiert haben (was von vielen Rezipienten offenbar nicht behauptet werden kann). Deshalb bemühen sie sich ebenso um eine genaue Dokumentation der Marxschen und Engelsschen Arbeitsweise.⁴⁶

Mir scheint, daß S.-E. Liedman (Göteborg) in seinem Artikel *Engelsismus* die Debatten zu diesem Thema auf den Punkt gebracht hat: Es genüge nicht, dem Mythos der geistigen Zwillinge den Mythos des tragischen Irrtums von Engels in Bezug auf die Marxschen Auffassung entgegenzusetzen. Nach diesem habe Engels alle grundlegenden Konzepte von Marx mißverstanden, was jedoch nicht zutrifft. Unter "materialistischer Geschichtsauffassung" verstanden beide etwas ganz Ähnliches, beide haben ja auch das Programm einer solchen in der *Deutschen Ideologie* entworfen. In der Auffassung von der materialistischen Methode gibt es dagegen gewisse typische Verschiedenheiten. Auch die Arbeitsweise der beiden sei unterschiedlich gewesen, Marx war tiefer und schöpferischer als Engels, Marx konnte sich jahrelang in einem Problem vertiefen, während Engels sich schneller in einem neuen Studiengebiet orientieren konnte. Engels war politisch wie strategisch ein rascher und guter Beurteiler, die Marxsche Langsamkeit bedeutete jedoch größere Sicherheit und wissenschaftliche Originalität, Engels mischte nicht selten geniale Gedanken mit Plattheiten. Und so fordert Liedman auf, dem schlimmsten Engelsismus nicht noch einmal zu verfallen, sondern dem Besten, was Engels geleistet hat, kritische Aufmerksamkeit zu schenken.⁴⁷

Marx/Engels-Beschäftigung und "Vereinsmeierei"

Inzwischen gibt es einige Vereine, die sich mit Marx' und Engels' Werk auseinandersetzen und regelmäßig Versammlungen bzw. Tagungen abhalten. Im Folgenden soll der Blick nicht zurück, sondern eher nach vorn und die Aufmerksamkeit auf kommende Veranstaltungen und geplante Projekte gerichtet werden.

Der 1990 zunächst als *MEGA-Stiftung*⁴⁸ gegründete *Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V.* hat zuletzt in der Akademischen Buch-

⁴⁵ Siehe Editorial, vol. 60, No. 4, Winter 1996-97; vgl. M. Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert, VSA, Hamburg 1991.

⁴⁶ Siehe MEGA und der neue Kommentar zum dritten Band des *Kapital*, in: *Marx-Engels-Marxismus-Forschung*, Nr. 28/29, Nov. 1996 (jap.).

⁴⁷ S.-E. Liedman, in: *HKWM*, Bd. 3, Argument, Hamburg 1997, Sp. 384-392.

⁴⁸ Siehe C.-E. Vollgraf, in: *NF* 1992.

handlung am Berliner Gendarmenmarkt das bereits erwähnte Buch von A. Griesse und H.-J. Sandkühler vorgestellt und diskutiert.⁴⁹ Vom 13. bis 15. März 1998 findet ein Kolloquium mit internationaler Beteiligung zum Thema "Geschichte und Ökonomie - ein Spannungsverhältnis in Marx' Studien" statt und für den 24. Oktober 1998 ist ein Kolloquium zum Thema: "Neues über Verwandte, Freunde und Bekannte von Marx und Engels - eine kritische Analyse" geplant. Als ein Projekt könnte sich der Verein künftig um die Sicherung von Lebensdaten der mit der Marx-Engels-Forschung und -Edition von der ersten bis zur zweiten MEGA und internationaler Editionen beschäftigten WissenschaftlerInnen bemühen.

Die *Marx-Gesellschaft e.V.* Hamburg (Vorsitzender: H. Reichelt/Bremen) wurde auf Initiative von H.-G. Backhaus, D. Behrens⁵⁰ und H.-J. Blank 1992/93 als Diskussionsforum unter dem Titel *Marx-Kolloquium* ins Leben gerufen. Ausgehend von Überlegungen zur Situation der inner- und außerakademischen Diskussion um Marx, die Marxsche Theorie und ihre Rezeption hielten die Initiatoren es für geboten, eine Auseinandersetzung jenseits fachdisziplinärer und politisch-fraktioneller Verengungen anzuregen. Als Arbeitsschwerpunkte werden bearbeitet: 1. kritische Rekonstruktion der Marxschen Theorie und der ihr zugrundeliegenden Texte; 2. Stellung und Bedeutung des Marxschen Theorieansatzes in der gegenwärtigen sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskussion.⁵¹

In Berlin ist weiterhin der *Verein der Freunde der MEW* (Vorsitzender: M. Müller) aktiv. Der MEW-Verein hat als ein wichtiges Projekt (begonnen als ABM) an einem Supplementband zu der "Kapital"-Ausgabe in MEW 23-25 gearbeitet, der alle relevanten Forschungsergebnisse aus den MEGA-Bänden der II. Abteilung, vor allem die Textveränderungen zwischen den Auflagen und Quellennachweise, wiedergeben soll; die Arbeiten daran konnten aufgrund des Umfangs noch nicht abgeschlossen werden. Darüber hinaus plant der Verein die Herausgabe von *Marx-Engels-Leseheften* im Verlag Neue Impulse, die in diesem Jahr mit dem *Kommunistischen Manifest, Lohn, Preis und Profit* u.a. begonnen werden soll.

Die *Marx-Engels-Stiftung Wuppertal e.V.* bemüht sich seit vielen Jahren um das Marxsche Erbe, neben Veranstaltungen auch mit Druckkostenzuschüssen für Publikationen. Leider stellte die 1988 durch das Frankfurter *IMSF e.V.* ins Leben gerufene *AG Marx-Engels-Forschung* ihre Aktivitäten wieder ein.⁵² Außerdem sollen hier die Bemühungen der *Hellen Panke zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur e.V.* in Berlin erwähnt werden, die zwei

⁴⁹ Siehe Anmerkung 18.

⁵⁰ Siehe auch den von D. Behrens herausgegebenen Band *Politik und soziale Praxis*, ca ira Verlag, Freiburg i.Br. 1997.

⁵¹ Siehe den Bericht von K. Hafner/H. Itkowiak, in: *NF* 1996.

⁵² Materialien dieser Sitzungen wurden in der *IMSF*-Reihe "Marx-Engels-Forschung heute" veröffentlicht.

Vortragsreihen veranstaltet: "Vielfalt marxistischen Denkens"⁵³ und *Marxzeichen M&E*, die der Auseinandersetzung mit Werk, Geschichte und Leben von Marx und Engels dienen.

Zum Schluß: Bereits erwähnt wurde das ehrenamtliche *Berliner Institut für Kritische Theorie e.V.* (Inkrit) (Vorstand u.a. W.F. Haug, H. Steiner, H. Behrend; dem Beirat gehören über 30 weltweit bekannte linke WissenschaftlerInnen an). Hauptprojekte des Inkrit sind das *HKWM* und die historisch-kritische *Gramsci-Ausgabe*. Zur Förderung dieser Projekte wird auch die dritte internationale Tagung vom 1. bis 3. Mai 1998 beitragen: "Fragen kritischer Theorie heute" (u.a. aus Anlaß der 100. Geburtstage von Brecht, Eisler und Marcuse). Wie einer Rezension zum 3. Band des *HKWM* zu entnehmen war, benötigt das "anspruchsvolle und ehrgeizige Großunternehmen" dringend finanzielle Unterstützung.⁵⁴ Apropos, leider geht es allen Vereinen ähnlich, da sie über keine staatliche Fördergelder verfügen und auf Beiträge und Spenden angewiesen sind.

Alles in allem wohl keine schlechte Bilanz über die letzten Jahre der Marx-Engels-Forschung und -Edition. Natürlich können Wünsche für weitere Forschungen und Projekte nur angedeutet werden. Vielfach entscheiden persönliche Belange und vor allem materielle Bedingtheiten über diesen oder jenen Plan. Schön wäre es, wenn es noch eine engere Verknüpfung zwischen den daran Interessierten gäbe.

⁵³ Der Verein hat die Vorträge in einer eigenständigen Publikationsreihe veröffentlicht, Adresse: Helle Panke e.V., Breite Str. 48, 13187 Berlin.

⁵⁴ Siehe H. Steiner, in: *Neues Deutschland*, Literaturbeilage, 15.-20. Oktober 1997, S. 11.

Mosaiksteine zu einer kommentierten Ausgabe des Kommunistischen Manifests: Die Präambel

Im Editionsbericht zum *Manifest* sinne ich abschließend über "eine breit kommentierende Studienausgabe, wie sie Rjazanov in den 20er Jahren mehrfach veröffentlicht hat: 25 Seiten Text, 250 Seiten Kommentar", eine Ausgabe, "die Ansatz und Methode des *Manifests* sowohl in ihrem real- und ideenhistorischen Kontext darstellt als auch im Lichte der neuesten Geschichte und mit Blick auf die vor uns stehende Jahrtausendwende analysiert"¹, wobei *historischer Kontext* natürlich auch im organisations- und personalhistorischen (biographischen) Sinne zu verstehen ist. Das Nachfolgende ist ein erster Schritt in diese Richtung.² Dabei bedingt die Konzentration auf die Präambel, daß kaum etwas zu "Rolle und Bedeutung" gesagt werden kann und muß, obgleich das in einen branchbaren Kommentar des Werkes selbst³ durchaus hineingehört. Von Nachteil ist dieser Verzicht wohl nur, wenn "Rolle und Bedeutung" des eigenen Kommentars hervor-

¹ Das Kommunistische Manifest (Manifest der Kommunistischen Partei) von Karl Marx und Friedrich Engels. Von der Erstausgabe zur Leseausgabe. Mit einem Editionsbericht von Thomas Kuczynski, Trier 1995, S. 224f. (im folgenden: EB). Das Buch versteht sich auch als *additamentum corrigens* zu dem grundlegenden Werk von Bert Andréas, *Le Manifeste Communiste de Marx et Engels. Histoire et bibliographie 1848-1918*, Milano 1963, das für die Distributionsgeschichte des *Manifests* unverzichtbar bleibt.

² Für Rat und Kritik danke ich Hans G Helms (Köln) und Manfred Neuhaus (Leipzig).

³ Aus der Vielzahl vorhandener Kommentare und Einführungen seien hier nur genannt: Antonio Labriola, *Saggi intorno alla concezione materialistica della storia. I. Preambola. In memoria del Manifesto dei Comunisti*. Roma 1895; deutsche Übers. in ders., *Über den historischen Materialismus*, hg. v. A. Ascheri-Osterlow und C. Pozzoli, Frankfurt/Main 1974, S. 73ff; K. Marx et F. Engels, *Le manifeste communiste. II. Introduction historique et commentaire par Charles Andler*, Paris 1910; K. Marks i F. Engel's, *Kommunisti eskij Manifest. S vvedenijem i prime anijami D. Rjazanova. 3e izdanije*, Moskau/Petrograd [1923]; engl. Übers. unter dem Titel *The Communist Manifesto by Marx and Engels*. Ed. with an Introduction, Explanatory Notes and Appendices by D. Rjazanoff, New York 1930; Reprint New York 1963; *Communist Manifesto. Socialist Landmark. A New Appreciation written for the Labour Party by Harold Laski together with the Original Text and Prefaces*, London 1948; Reprint New York 1967; deutsche Übers. unter dem Titel Harold Laski, *Einführung in das Kommunistische Manifest*, Hamburg 1949; Paul M. Sweezy und Leo Huberman, *The Communist Manifesto after 100 Years [1949]*. Neudruck in: *The Communist Manifesto [by] Marx and Engels*, New York 1964; Hermann Duncker, *Das "Manifest der Kommunistischen Partei" - das wissenschaftliche Programm der internationalen Arbeiterbewegung. Zwei Vorlesungen [1957/58]*, Berlin/DDR 1974; vgl. auch ders., *Einführungen in den Marxismus. Ausgewählte Schriften und Reden*, Bd. I, Berlin/DDR 1958, S. 25ff. und 131ff.; *Birth of the Communist Manifesto. With Full Text of the Manifesto, all Prefaces by Marx and Engels, Early Drafts by Engels and other Supplementary Material ed. and annotated, with an Introduction by Dirk J. Struik*, New York 1971; Karl Marx, *Manifest der kommunistischen Partei*. Hg., eingeleitet und kommentiert v. Theo Stammen in Zusammenarbeit mit Ludwig Reichart, München 1974; Hal Draper, *The Adventures of the Communist Manifesto*, (Center for Socialist History) Berkeley 1994.

gehoben werden sollen; überdies wiegt er leicht gegenüber dem unbestreitbaren Vorteil, die Komplexität der Aufgabe anhand eines relativ einfachen Textes beispielhaft demonstrieren zu können.⁴

Ein Gespenst geht um in Europa - das Gespenst des Kommunismus. Mit diesem fulminanten, auch literarisch großartigen Einstieg packt Marx den Stier sogleich bei den Hörnern, war doch das *Gespenst des Kommunismus* mit dem von Stein 1842 publizierten *dictum*⁵ zum geflügelten Wort geworden, ein Wort, für das sich im folgenden Jahrfünft sicher an die hundert Belege finden lassen.⁶ Besonders treffend ist wohl der aus der *Hamburger Neuen Mode-Zeitung* von 1844 über den Aufstand der schlesischen Weber: "Inmitten der empörten Weberhaufen hat man das Schreckgespenst des Communismus zu erblicken geglaubt, ja, man äußerte selbst, mit wehender Fahne sei es dem Aufruhr vorangeschritten."⁷

Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet... Dieser Halbsatz verstärkt die eingangs erzeugte Spannung, auch durch das - vielleicht unbewußt, aber sehr gekonnt und sogar zweimal genutzte - Mittel der Alliteration (*alle - alt und heilige Hetzjagd*); zweifellos ein weiterer Beleg dafür, daß das *Manifest* als politisches Dokument seine Wirkung nicht zuletzt der Tatsache verdankt hat, daß es in bestechend schöner Sprache geschrieben und somit auch ein Dokument deutscher Prosa ist.

Heilige Hetzjagd ist natürlich zugleich Anspielung auf die Heilige Allianz, das 1815 zunächst zwischen Rußland, Preußen und Österreich geschlossene Bündnis zur Verteidigung der bestehenden Gesellschaft gegen die Ideen der Französischen Revolution, dem später fast alle europäischen Staaten (mit Ausnahme Englands, des Vatikans und der Türkei) beigetreten sind.⁸ Damit stellt sich aber die Frage, was und wer mit der Metapher

⁴ Insbesondere lasse ich einen schon geschriebenen Kommentar zu Titel und Gliederung des *Manifests* weg, da er den Umfang des Beitrags verdoppelt hätte.

⁵ Lorenz Stein, *Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs*. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, Leipzig 1842, S. 4: "Communismus, ein finstres, drohendes Gespenst, an dessen Wirklichkeit Niemand glauben will, und dessen Dasein doch Jeder anerkennt und fürchtet".

⁶ Vgl. die von Wolfgang Mönke allein in seiner Rezension zu Andréas' Bibliographie (vgl. Anm. 1) zitierten Belege (Deutsche Literaturzeitung, Berlin/DDR 1965, Jg. 86, H. 3, S. 236ff.; dort auch das folgende Zitat) sowie die von ihm in seinen Arbeitskarteien gesammelten; diese sind im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Bestand Arbeitsstelle Marx-Engels-Forschung, aufbewahrt und seit kurzem der Forschung zugänglich.

⁷ Jedenfalls scheint mir der einfache zeitgenössische Bezug viel plausibler als der literarische auf Shakespeares *Hamlet* (1. Aufzug, 5. Szene), wie wir ihn (verständlicherweise) bei Alan Posener, William Shakespeare, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 122, finden, aber auch (und nicht mehr so verständlich) bei Jacques Derrida, *Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, Frankfurt/Main 1996, S. 15ff.

⁸ Daher wird in den von Engels durchgesehenen *Manifest*-Übertragungen von Laura Lafargue und Samuel Moore die unübersetzbare Alliteration sogleich auf ihren Inhalt zurückgeführt: *une Sainte-Alliance* bzw. *a holy alliance*; lediglich in der von Helen Macfarlane ist von *a holy crusade* die Rede.

des alten Europa gemeint ist. Im zweiten Teil des Satzes werden genannt: ... der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten. Diese Aufzählung zielt selbstredend nicht auf Vollständigkeit ab, sondern auf besonders prägnante - und überdies, wie sogleich zu sehen, Marx' Lebensumstände besonders prägende - Beispiele.

Der Papst - jener Pius IX. (1796-1878) übrigens, der sich 1870 für unfehlbar erklärte⁹ - wird hier nicht nur, sozusagen pflichtgemäß, als Oberhaupt einer der wichtigsten reaktionären Einrichtungen, eben der katholischen Kirche, genannt, sondern viel eher als böchst aktiver und bewußter Kämpfer gegen den Kommunismus, hatte er doch vier Monate nach Amtsübernahme in seiner ersten programmatischen Enzyklika *Qui pluribus* vom 9. November 1864 nicht nur allgemein gegen die "verkehrtesten Meinungen aller Art" und "andere Ausgeburt von Irrthümern und Täuschungen" polemisiert, sondern ganz klar formuliert: "Hierher gehört [...] jene heillose und schon dem Naturrechte überaus widerstreitende Lehre des sogenannten *Communismus*, durch welche - gäbe man ihr einmal Raum - Recht, Besitz und Eigenthum Aller und selbst die menschliche Gesellschaft von Grund aus würde vernichtet werden".¹⁰ Sodann aber hatte Marx seine eigenen Erfahrungen mit der katholischen Kirche gemacht, und zwar im Zusammenhang mit dem Verbot der *Rheinischen Zeitung*. In der von ihm jedenfalls mitverfaßten *Denkschrift betreffend die Unterdrückung der Rheinischen Zeitung* von Anfang Februar 1843 hieß es: "Der Rheinischen Zeitung wird noch eine Untergrabung der Kirche vorgeworfen. Sie hat aber in Bezug auf Religion eine Aufgabe zu lösen gesucht, deren Lösung nach Art. II. des Censur-Edikts vom 18ten October 1819 der Censur vorgeschrieben ist, nämlich 'dem fanatischen Herüberziehen von Religionswahrheiten in die Politik und der dadurch entstehenden Verwirrung der Begriffe zu steuern'. Religion und Politik zu scheiden ist sie unablässig bemüht gewesen, und immer und überall bat sie protestirt, wo Dogma oder Kirche ein Staatsgesetz bestimmten, mag es sich von einem katholischen Kniebeugungs-Ge-

⁹ Vgl. auch die einfach köstlich zu lesende Auseinandersetzung zwischen ihm und Kardinal Guidi: "Papst: 'Nein, das ist nicht wahr. Sie haben gesagt, und ich weiß das, daß der Papst beim Erforschen der Traditionen der Kirche unveränderlichen Gesetzen verpflichtet ist. Eben das ist ein Fehler.' Kardinal: 'Es ist wahr, das ich das gesagt habe, aber es ist kein Fehler.' Papst (mit Nachdruck): 'Doch, das ist ein Fehler, denn ich, ich bin die Tradition, ich, ich bin die Kirche!'", übersetzt nach Olacomo Martina, Pius IX. (1867-1878), Rom 1990, darin App. IV: La tradizione sono io! (S. 555ff.), hier S. 556.

¹⁰ Zit. nach der zweisprachigen Ausgabe *Die Encyclica Seiner Heiligkeit des Papstes Pius IX. vom 8. December 1864 und der Syllabus (die Zusammenstellung der 80 hauptsächlichsten Irrthümer unserer Zeit) so wie die wichtigsten darin angeführten Actenstücke...*, 2. verm. Aufl., Köln 1865, S. 103ff., hier S. 106, 115, 118. Zur Bedeutung dieser Enzyklika vgl. auch Alberto Polverari, Vita di Pio IX. Dalla Nascita al 26 novembre 1848, Città del Vaticano 1986, S. 171f. Im Syllabus von 1864, heißt es unter Paragraph 4 (*Socialismus, Communismus, geheime Gesellschaften, Bibel-Gesellschaften, Gesellschaften liberaler Geistlicher*) zusammenfassend: "Diese verderblichen Dinge werden oft und in den ernstesten Ausdrücken verdammt in der Encyclica *Qui pluribus* vom 9. November 1864; in der Allocution *Quibus quantisque* vom 20. April 1849; in der Enc. *Nosctas et Nobiscum* vom 8. Dezember 1849; in der All. *Singulari quadam* vom 9. Dezember 1854; in der Enc. *Quanto conficiamur moerore* vom 10. August 1863" (a.a.O., S. 83).

setz in Bayern oder einem evangelischen Ehescheidungsgesetz in Preußen gehandelt haben."¹¹

Der Zar - Nikolai I. (1796-1855), der den Dekabristenaufstand von 1825 und den polnischen Aufstand von 1831 niederschlagen ließ - findet sich in ganz ähnlicher Konstellation. Einerseits politisches Oberhaupt eines weiteren Hortes europäischer Reaktion und seit 1847 in bester Beziehung zum Vatikan,¹² gehörte er andererseits ebenfalls zu jenen, die mittelbar zum Untergang der *Rheinischen Zeitung* beitrugen. In dem auf den 20. Januar 1843 datierten *Ministerialrescript* (dem *Erlaß der Königlichen, dem Censur-Wesen vorgesetzten Ministerien über das Aufhören der Rheinischen Zeitung mit dem 1. April 1843*) wurde der *Rheinischen Zeitung* vorgeworfen, "sehr feindselige Richtungen gegen befreundete Mächte begünstigt" und "selbst auswärtige Mächte sowohl innerhalb als außerhalb des deutschen Bundes beleidigt" zu haben.¹³ Dies zielte auch auf einen am 4. Januar 1843 in der Zeitung veröffentlichten Artikel ab, in dem gegen die ständigen Versuche des Zaren, seine Hegemonialpolitik in Europa durchzusetzen, Stellung genommen worden war.¹⁴ Über den Beitrag beschwerte sich der russische Außenminister Nesselrode im Auftrage des Zaren am 7. Februar 1843 beim preussischen Gesandten und nannte ihn einen "wahrhaft niederdrückenden Artikel [...] gegen die Regierung Seiner Majestät".¹⁵ Auch wenn die Episode dem *Ministerialrescript* zeitlich nachfolgte, dürfte nicht fehlgegangen werden, den Aufsatz - in Wahrheit gegen die Verlängerung der ablaufenden Kartellkonvention über die Auslieferung von flüchtigen Militärpflichtigen und Deserteuren gerichtet - zu jenen zu zählen, auf die die oben zitierten Vorwürfe der Oberzensurbehörde abzielten.¹⁶

Metternich - die Nennung des berühmt-berüchtigten Clemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich (1773-1859), ab 1809 österreichischer Außenminister, 1815 Mitbegründer der Heiligen Allianz, von 1821 bis März 1848 Haus-, Hof- und Staatskanzler und zudem Begründer der ersten großen

¹¹ Karl Marx, Friedrich Engels, Gesamtausgabe (im folgenden: MEGA²), Bd. I.1, S. 402; vgl. auch die von Marx verfaßten *Randglossen zu den Anklagen des Ministerialrescripts* (ebenda, S. 349-353, hier S. 352). - Katholischerselbst scheinen die diese Vorgänge betreffenden Akten aus Köln verschwunden - sind sie vielleicht im Vatikan vorhanden?

¹² Zu den Beziehungen zwischen dem Vatikan und Rußland vgl. S. Olszowska-Skowronska, La correspondance des papes et des empereurs de Russie, 1814-1878, Rom 1970, S. 65ff., 276ff., sowie dies., Le concordat de 1847 avec la Russie, in: Sacrum Poloniae Millennium. Rom 1963, S. 447ff.

¹³ Zit. nach MEGA², Bd. I.1, S. 402; vgl. auch ebenda, S. 349.

¹⁴ Vgl. Ernst Schraepler, Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830-1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx. Berlin/West 1972, S. 132.

¹⁵ Otto Mäntchen-Helfen, Boris Nikolajewsky, Karl und Jenny Marx. Ein Lebensweg, Berlin 1933, S. 71f. Vgl. auch Nikolajewsky, Who is distorting History? in: Proceedings of the American Philosophical Society, Philadelphia 1961, Vol. 105, No 2, S. 130ff.

¹⁶ Vgl. auch Joseph Hansen, Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830-1850, Bd. 1, Essen 1919, S. 402f., 431ff. - Auch hier könnten Nachforschungen in russischen Archiven weiteren Aufschluß liefern.

"antiumstürzlerischen" Spitzelzentrale auf deutschem Boden (dem Mainzer Informationsbureau), bedarf wohl keiner näheren Erläuterung.¹⁷

Guizot dagegen erfordert sie. François Pierre Guillaume Guizot (1787-1878) war einerseits als bedeutender - auch von Marx¹⁸ hochgeschätzter - französischer Historiker ab 1820 Professor an der Sorbonne, andererseits als Politiker ab 1840 Außenminister und 1847/48 Ministerpräsident unter dem Bürgerkönig Louis Philippe. Zwar war er als Außenminister nur mittelbar für Marx' im Januar 1845 erfolgte Ausweisung aus Frankreich verantwortlich - letztlich wurde sie vom Innenminister verfügt -, aber seine Rolle dabei war auch für antikommunistische Zeitgenossen unverkennbar: "Schon als die 'Deutsch-Französischen Jahrbücher' erscheinen sollten, hatte der preußische Gesandte Herrn Guizot zu einer Maßregel gegen die Redaktion zu bestimmen gesocht, war aber nicht damit durchgedrungen. Später, als das 'Vorwärts' in die Hände der Kommunisten geriet, wurden nun Guizot wiederholt Übersetzungen der chokantesten Artikel vorgelegt [...] 'Das ist ärger, als 1793 irgend etwas geschrieben worden ist!', soll Guizot ausgerufen haben. Es war nicht schwer, alles von den deutschen Philosophen abzuleiten, diese Meinung hatte sogar die Tuilerien erreicht, und ich hörte [...], der König habe ausgerufen: 'Il faut purifier Paris des philosophes allemands!' (Man muß Paris von den deutschen Philosophen säubern!) [...] Guizot hatte indessen gemeint, es schiene doch vornehmlich nur ein Autor zu sein, der alle diese Dinge vorbrächte, man müsse ihn zur Verantwortung ziehen [...] Hiezu scheint sich der Herr Minister förmlich verpflichtet zu haben."¹⁹ Dieser eine Autor war natürlich Marx, und so stehen auch hier Aufweis von allgemein-politischem Zustand und individuell-persönlichem Erleben zusammen.

Daß und in welchem Sinne Guizot als Ministerpräsident des Bürgerkönigs ein Repräsentant der *Mächte des alten Europa* war, zeigt ein kurzer Blick auf die *französischen Radikalen*. Diese traten als radikalbürgerliche Liberale für politische und gegen soziale Gleichheit aller Bürger auf, und einer ihrer Führer, Ledru-Rollin, sprach es ganz offen aus: "Ich hasse die Kommunisten!"²⁰ Daher wird auch in *Manifest* (Abschn. IV, Abs. 2) erklärt,

¹⁷ Wer allerdings meint, Metternich sei von rein historischem Interesse, lese nur dessen Ururenkelschüler Henry A. Kissinger, *Das Gleichgewicht der Großmächte. Metternich, Castlereagh und die Neuordnung Europas 1812-1822*, Zürich 1990.

¹⁸ Vgl. seinen berühmten Brief an Joseph Weydemeyer vom 5. März 1852: "Schließlich würde ich an Deiner Stelle den Herrn Demokraten en général bemerken, daß sie besser thäten, sich erst mit der Bourgeoisliteratur selbst bekannt zu machen, ehe sie sich unterfangen, den Gegensatz zu derselben anzubellen. Die Herren sollten z. B. die historischen Werke von Thierry, Guizot, John Wade etc. studieren, um sich über die vergangene "Geschichte der Klassen" aufzuklären." MEGA², Bd. III/5, S. 75; vgl. Karl Marx, Friedrich Engels, *Werke* (im folgenden: MEW), Bd. 28, S. 504.

¹⁹ Arnold Ruge, *Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen*, Th. 1, Leipzig 1846, S. 398f.

²⁰ Übers. nach Andler, a.a.O. (vgl. Anm. 3), S. 60f., mit Verweis auf V. Tchernoff, *Le parti républicain sous la monarchie de Juillet*, S. 153 und 165; die Quelle habe ich bislang nicht einsehen können.

man schließe sich in Frankreich an die sozialistisch-demokratische Partei an gegen die konservative und radikale Bourgeoisie.

Damit ist klar, daß *Mächte des alten Europa* allein ein unter dem Blickwinkel des Antikommunismus zu verstehender, politisch-ideologischer Sammelbegriff ist, der mit der im übrigen Text des *Manifests* gepflogenen Gegenüberstellung von alter (feudaler) und moderner (bürgerlicher) Gesellschaft nichts zu tun hat.²¹ In der Tat waren der Vatikan und alle in der Heiligen Allianz verbundenen Mächte zur heiligen Hetzjagd vereint.

Daß in der Aufzählung die *deutschen Polizisten* nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Erinnert sei hier nur an den Brief von Moses Heß vom 3. Juli 1844, worin dieser aus Köln Marx in Paris launig mitteilte: "Sie werden Ihre Verhaftung bereits in der M[annheimer] Abendz[eit]ung gelesen haben, 'natürlich nur für den Fall, daß Sie das preußische Gehiet betreten'".²²

Kommen wir zum zweiten Absatz. Er besteht nur aus Fragen: *Wo ist die Oppositionspartei, die nicht von ihren regierenden Gegnern als kommunistisch verschrien worden wäre, wo die Oppositionspartei, die den fortgeschrittenen Oppositionsleuten sowohl wie ihren reaktionären Gegnern den brandmarkenden Vorwurf des Kommunismus nicht zurückgeschleudert hätte?*

In einer historisch-kritischen Edition wäre hier zunächst zu vermerken, daß in den vor 1872 in Deutschland erschienenen (nicht autorisierten) Nachdrucken des *Manifests* die Komparation in *fortgeschrittenen* ausgelassen worden ist. Sodann ist festzustellen, aber nicht in extenso darzustellen, daß der im *Manifest* verwendete zeitgenössische Parteibegriff wenig mit Parteien im parlamentarischen Sinne zu tun hat, um so mehr aber mit dem Partei Ergreifen im allgemeineren Sinne des Wortes; das trifft auch auf den Terminus *Oppositionspartei* zu. Der im *Manifest* verwendete Parteibegriff selbst sollte sinnvollerweise im Kontext von Abschn. 2, Abs. 2 (*Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den andern Arbeiterparteien*) diskutiert werden.

Worauf aber die Aufmerksamkeit gelenkt werden muß, ist eine Wendung, die denen, die das *Manifest* heute lesen, unverständlich sein wird, jene nämlich, daß der *brandmarkende Vorwurf des Kommunismus* auch den *reaktionären Gegnern* [...] *zurückgeschleudert* worden sei. In der Tat reflektiert Marx hier wieder *Zeitgeist*,²³ repetiert auch eigene Beobachtung,²⁴

²¹ Lediglich an einer Stelle, in dem berühmten Schlußabsatz von Abschnitt II (*An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft [...] tritt eine Assoziation*) bezieht sich das Adjektiv *alt* nicht auf die Feudalgesellschaft.

²² MEGA², Bd. III/1, S. 434.

²³ Vgl. z. B. Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur (Leipzig), Jg. 1847, N° 46, S. 305: "Der Bund der Reaction mit dem Communismus".

vor allem aber verarbeitet er - bewußt oder unbewußt - Erfahrungen ganz eigener Art. Er selbst nämlich hatte in dem ersten von ihm als Redakteur für die *Rheinische Zeitung* geschriebenen Artikel (*Der Kommunismus und die "Augsburger Allgemeine Zeitung"* vom 16. Oktober 1842) so argumentiert und festgestellt, "daß communistische Grundsätze in Deutschland nicht von den Liberalen, sondern von ihren *reaktionären* Freunden verbreitet werden", also den von der *Augsburger* gegenüber der *Rheinischen* erhobenen Vorwurf kommunistischer Propaganda im wahrsten Sinne des Wortes *zurückgeschleudert*. Darüber hinaus meinte er, daß das Blatt (also auch er selbst) "den communistischen Ideen in ihrer jetzigen Gestalt nicht einmal *theoretische Wirklichkeit* zugestehen, also noch weniger ihre *praktische Verwirklichung* wünschen oder auch nur für möglich halten kann".²⁵

Als rein rhetorische Fragen gestellt, bleiben sie unbeantwortet, ja mehr noch, die unausgesprochene Antwort wird in Absatz 3 als ebenso unausgesprochene Tatsache genommen:

Zweierlei geht aus dieser Tatsache hervor. - Aus welcher Tatsache? Offenbar aus den in bloßer Frageform mitgeteilten Sachverhalten. Hinter dieser Rhetorik steht ein ganzes Weltbild, eine sich selbst gewisse Gesellschafts- und Geschichtsauffassung, die zwar im einzelnen noch auszuarbeiten, in den Grundlagen aber felsenfest gefügt ist. Auf diese ungenannt gebliebene Grundlage - die 1845/46 von Marx und Engels verfaßte *Deutsche Ideologie* - wäre bei der Diskussion der Abschnitte 1 und 2 immer wieder zurückzukommen.²⁶ Hier sei nur hervorgehoben, daß das *Manifest* niemals massenwirksam geworden wäre, wenn sein Text nicht von der ersten Seite an diese Sicherheit ausgestrahlt hätte. In der Erinnerung eines Zeitgenossen, Friedrich Leßner, stellte sie sich so dar: "Als das kommunistische *Manifest* einige Tage vor der Pariser Februar-Revolution in London in deutscher Sprache im Druck erschien, da glaubten die Meisten von uns, die Zeit der Freiheit und Gerechtigkeit sei für immer herangekommen. Mit welchen Hoffnungen wir erfüllt waren, mit welcher Begeisterung wir dann das *Manifest* aufnahmen, mit welchem Eifer wir es studierten, ist nicht zu beschreiben. Gbgleich wir damals den gigantischen Inhalt noch nicht ganz verstehen konnten, fühlten wir doch, daß hier ein Meisterwerk vorlag."²⁷

²⁴ Vgl. seinen Aufsatz *Der Kommunismus des "Rheinischen Beobachters"* (Deutsche-Brüsseler-Zeitung vom 12. September 1847): "man hat sie [die Kommunisten] der Allianz mit der Regierung beschuldigt"; Nachdruck in MEW, Bd. 4, S. 191.

²⁵ MEGA², Bd. I.1, S. 237ff., hier S. 239f.; MEW, Ed. 1, S. 107f.

²⁶ Der Konjunktiv deutet den Mißstand an, daß bis zum heutigen Tage keine Edition des Werkes existiert, in der die von Engels oder Marx geschriebenen (oder auch gestrichenen) Teile voneinander unterschieden werden. Eine solche Unterscheidung wäre für den Kommentar ungemein nützlich.

²⁷ Friedrich Leßner, Aus der Entstehungszeit des kommunistischen Manifestes. Persönliche Erinnerungen, in: Sozialistische Monatshefte. Internationale Revue des Sozialismus (Berlin), 1897, Jg. 1, H. 10, S. 556-560, hier S. 557. - Allerdings überstrahlt die spätere Wirkung des *Manifests* hier die Erinnerung, denn die anfängliche Wirkung war wohl eine viel geringere; vgl. EB, S. 63f.

Zurück zum *Zweierlei*, dessen Darlegung die Absätze 4 und 5 beansprucht:²⁸

Der Kommunismus wird bereits von allen europäischen Mächten als eine Macht anerkannt. - Wer an dieser Stelle kommunistische Selbstüberschätzung vermutet, sei noch einmal an Stein und dessen Urteil über das *Gespenst des Kommunismus* verwiesen, "dessen Dasein doch Jeder anerkennt und fürchtet".

Es ist hohe Zeit, daß die Kommunisten ihre Anschauungsweise, ihre Zwecke, ihre Tendenzen vor der ganzen Welt offen darlegen und den Märchen vom Gespenst des Kommunismus ein Manifest der Partei selbst entgegenstellen.

Im Gegensatz zur Verschwörungsideologie früherer Geheimbünde (von Babeufs *Conspiration des Égèaux* bis zu Blanquis *Société des Saisons*) war schon im Entwurf des *Kommunistischen Glaubensbekenntnisses* (verabschiedet vom I. Kongreß des Bundes der Kommunisten im Juni 1847) formuliert worden: "Wir sind nicht nur von der Nutzlosigkeit, sondern sogar von der Schädlichkeit aller Verschwörungen überzeugt."²⁹ Und in diesem Sinne ist das *offen darlegen* zu verstehen, das sich übrigens im Schlußabsatz des *Manifests* sinngemäß wiederholt: *Die Kommunisten verschmähren es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß [...]*.

Allerdings bezieht sich die offene Darlegung im *Manifest* nur auf *Anschauungsweise, Zwecke, Tendenzen*. Denn der Bund war, wie auch in der 1872 verfaßten Vorrede zum *Manifest* betont, eine "internationale Arbeiterverbindung, die unter den damaligen Verhältnissen selbstredend nur eine geheime sein konnte"; es ging daher um die "Abfassung eines für die Öffentlichkeit bestimmten, ausführlichen theoretischen und praktischen Parteiprogramms". Die von mir hervorgehobene Stelle korrespondiert übrigens völlig mit Engels' damaliger Auffassung, was in den Text aufzunehmen sei: "[...] die Parteipolitik der Kommunisten, soweit sie vors Publikum gehört."³⁰

Editionshistorisch wäre schließlich noch zu vermerken, daß infolge eines Versehens in dem 1866 von Sigfrid Meyer herausgegebenen *Manifest-Nachdruck* aus dem Plural *den Märchen* der Singular *dem Märchen* geworden und dieser Fehler in alle nachfolgend autorisierten Ausgaben übernommen worden ist.³¹

²⁸ Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß in den englischen Übersetzungen von Helen Macfarlane und Samuel Moore die beiden Absätze numeriert wurden (I. II.), ebenso in der dritten französischen von Laura Lafargue (1^{re} 2^{de}).

²⁹ Gründungsdokumente des Bundes der Kommunisten (Juni bis September 1847), hg. v. B. Andréas, Hamburg 1969, S. 56f.; *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien*, Bd. 1, Berlin/DDR 1970, S. 473.

³⁰ MEGA², Bd. III.2, S. 122; MEW, Bd. 27, S. 107 (Brief von Engels an Marx vom 23.-24.11.1847).

³¹ Zur Bedeutung von Meyers Nachdruck vgl. EB, S. 182ff. u. 191ff.

Kommen wir zu Absatz 6: *Zu diesem Zweck haben sich Kommunisten der verschiedensten Nationalität in London versammelt und das folgende Manifest entworfen, das in englischer, französischer, deutscher, italienischer, flämischer und dänischer Sprache veröffentlicht wird.*

Die Wendung *Kommunisten [...] in London versammelt* bezieht sich auf den II. Bundeskongreß, der in der ersten Dezemberhälfte (wahrscheinlich vom 1. bis 12.12.1847³²) stattgefunden hatte. Daß er - und damit auch der Auftraggeber des *Manifests* - ungenannt bleibt, ist ein weiterer Beleg für das Selbstverständnis als Geheimorganisation.³³

Sehr wesentlich ist die Formulierung, der Kongreß habe *das folgende Manifest entworfen*. So hat erst kürzlich wieder Schieder - im Anschluß an Na'aman - gemeint, man könne "die Frage aufwerfen, ob das 'Manifest' überhaupt satzungsgemäß als Parteiprogramm verabschiedet worden ist. Statutengemäß hätte der Text nämlich eigentlich allen lokalen Sektionen ('Gemeinden') des Kommunistenbundes 'zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt' werden müssen, ehe er Gültigkeit erlangte".³⁴ Schieder zitiert richtig, aber die falsche Quelle, denn nach den zur Zeit der Abfassung des *Manifests* gültigen, nämlich den am 8. Dezember 1847 verabschiedeten Statuten, hatte der Kongreß (und nicht mehr die Gemeinden) "ein Manifest im Namen der Partei" zu erlassen.³⁵ Offenbar waren aber die Debatten auf dem Kongreß nur soweit gediehen, daß er einen Entwurf des *Manifests* verabschiedet, es - wie in der Präambel eben ausdrücklich formuliert - nur *entworfen* hatte. Daß das *Manifest* in seiner endgültigen Gestalt diesem Entwurf vollinhaltlich entsprochen hat, können wir nur vermuten, dies aber mit ziemlicher Sicherheit, eben weil weder Kongreßteilnehmer noch überhaupt Bundesmitglieder damals Kritik am *Manifest* geübt haben, weder am Inhalt noch an der Vorgehensweise, weder am Vorgehen von Marx noch an dem der Zentralbehörde des Bundes, die ja schließlich in letzter Instanz über die Drucklegung in London zu befinden und sie auch zu genehmigen hatte.

Zu den genannten Übersetzungen ist zu vermerken, daß zwar an einigen von ihnen gearbeitet worden, aber keine einzige von ihnen erschienen ist.³⁶

³² Zur Datierung des Kongresses vgl. EB, S. 39ff.

³³ Das Stattfinden des Kongresses wurde auch in keinem jener zahlreichen Blätter erwähnt, die sonst regelmäßig und ausführlich über offizielle Vereine und Verbindungen der frühen Arbeiterbewegung und deren Veranstaltungen berichteten.

³⁴ Wolfgang Schieder, Karl Marx als Politiker, München/Zürich 1991, S. 38f., mit Verweis auf Shlomo Na'aman, Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten in Deutschland in der zweiten Phase seines Bestehens, in: Archiv für Sozialgeschichte, Hannover 1965, Bd. 5, S. 19f., und Statuten des Bundes der Kommunisten (Fassung vom 9. Juni 1847), in: Der Bund der Kommunisten, Bd. 1, a.a.O., S. 467.

³⁵ Vgl. Statuten des Bundes der Kommunisten (Fassung vom 8. Dezember 1847), in: ebenda, S. 629.

³⁶ Vgl. EB, S. 148ff., sowie Andréas, a.a.O., S. 14ff.

So viel zum Text der Präambel. - Wem bei dem von hieraus extrapolierbaren Gesamtumfang eines Kommentars zum *Manifest* schwindlig wird, möge sich der vielbändigen Bibel-Kommentare oder der von Ernst Grumach begründeten Aristoteles-Edition erinnern, vielleicht auch den wunderbaren Essay von Wolfgang Heise über *Wandrer's Nachtlied* lesen - achtzig Druckseiten über ein Zehn-Zeilen-Gedicht!³⁷

³⁷ Vgl. Wolfgang Heise/Jürgen Kuczynski, Bild und Begriff. Studien über die Beziehungen zwischen Kunst und Wissenschaft, Berlin/Weimar 1975, S. 274ff.

Eine Frühschrift

Als Marx und Engels im Februar 1848 das "Manifest der Kommunistischen Partei" veröffentlichten, markierten sie implizit etwa ein Drittel der Schrift als nur zeitbedingt, also schnell vergänglich: den Abschnitt III über "Sozialistische und kommunistische Literatur".

Später machten sie weitere - diesmal explizite - Abstriche. Im Vorwort zur deutschen Ausgabe von 1872¹ legten sie "durchaus kein besonderes Gewicht auf die am Ende von Abschnitt II vorgeschlagenen revolutionären Maßregeln" und bemerkten: "Dieser Passus würde heute in vieler Beziehung anders lauten." Offensichtlich hatte sich noch Weiteres erübrigt: "Gegenüber der immensen Fortentwicklung der großen Industrie in den letzten fünf und zwanzig Jahren und der mit ihr fortschreitenden Parteiorganisation der Arbeiterklasse, gegenüber den praktischen Erfahrungen, zuerst der Februarrevolution und noch weit mehr der Pariser Kommune, wo das Proletariat zum erstenmal zwei Monate lang die politische Gewalt innehatte, ist heute dies Programm stellenweise veraltet. Namentlich hat die Kommune den Beweis geliefert, daß 'die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eignen Zwecke in Bewegung setzen kann'." Auch der Abschnitt IV, der "die Stellung der Kommunisten zu den verschiedenen Oppositionsparteien" behandelt, gilt seinen Verfassern, wenngleich "in den Grundzügen auch heute noch richtig", doch als veraltet, "weil die politische Lage sich total umgestaltet und die geschichtliche Entwicklung die meisten der dort aufgezählten Parteien aus der Welt geschafft hat." Hier findet sich auch die Einordnung, das Kommunistische Manifest sei "ein geschichtliches Dokument, an dem zu ändern wir uns nicht mehr das Recht zuschreiben". Schon 1872 hatte es also für seine beiden Urheber ein bißchen Denkmal-Charakter und stand insofern unter dem Schutz des Konservators.

Im Vorwort zur russischen Ausgabe von 1882 wiesen Marx und Engels zwar nicht auf die Notwendigkeit weiterer Streichungen, wohl aber von Ergänzungen hin: Die USA und Rußland hätten im Text von 1847/48 noch nicht die Stellung einnehmen können, die ihnen heute gebühre.²

In den späteren Vorworten, die Engels ab 1883 - dem Jahr von Marx' Tod - allein schreiben mußte, unterläßt er es dann, auf den Bedarf an weiteren Streichungen und Anbauten hinzuweisen: Der Text ist ihm vollends zum "Dokument" geworden.

¹ MEW 4, S. 573f.

² Ebd., S. 575f.

Engels hat aber bei zwei Gelegenheiten - im Vorwort zur deutschen Ausgabe von 1883 und in der Vorrede zur englischen von 1888 - nicht veräußert, jenen "durchgehende(n) Grundgedanke(n) des 'Manifests'" herauszuarbeiten, den er für unverändert gültig hielt. Genaugenommen waren es drei, und es ist sinnvoll, sie voneinander zu trennen.

Erstens: "daß die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Notwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche die Grundlage bildet für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche;"

Zweitens: "daß demgemäß (seit Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden) die ganze Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und herrschenden Klassen auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung;"

Drittens: "daß dieser Kampf aber jetzt eine Stufe erreicht hat, wo die ausgebeutete und unterdrückte Klasse (das Proletariat) sich nicht mehr von der sie ausbeutenden und unterdrückenden Klasse (der Bourgeoisie) befreien kann, ohne zugleich die ganze Gesellschaft für immer von Ausbeutung, Unterdrückung und Klassenkämpfen zu befreien".³

Der erste Gedanke enthält die Prinzipien des Historischen Materialismus. Sie können zur Kritik an der zweiten und dritten Überlegung werden.

Zum zweiten: Tjaden-Steinhauer, Düe und Tjaden haben in Z 25 darauf hingewiesen, daß es soziale Realitäten gibt, die nicht unter den Begriff der Klassenverhältnisse gefaßt werden können. "Dazu gehören in erster Linie die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zur nicht-menschlichen Natur und die Beziehungen von Frauen, Kindern und Männern zueinander".⁴ Möge die Klassentheorie für die Analyse kapitalistischer Verhältnisse taugen, so gelte dies noch lange nicht für andere nach-urgemeinschaftliche Gesellschaften. Die Entstehung der Klassengesellschaften sei noch nicht erklärt. Es habe historische Formen der Ungleichheit und Herrschaft gegeben, die nicht zugleich Klassengesellschaften gewesen seien. Die von Marx behauptete Formations-Ahfolge sei allenfalls für Europa gültig, und die Übergänge seien in der Regel nicht "aufgrund des Kampfes der ausgebeuteten gegen die ausbeutenden Klassen" erfolgt.⁵

All dies richtet sich gegen den ersten Satz von Abschnitt I des Kommunistischen Manifests: "Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen".⁶ In einer Anmerkung von 1888 hat Engels immerhin eine Einschränkung gemacht: "Das heißt, genau gesprochen,

³ Ebd., S. 577; sehr ähnlich: Ebd., S. 581.

⁴ Margarete Tjaden-Steinhauer, Dietmar Düe und Karl Hermann Tjaden: Klassenbegriff und Formationstheorie, in: Z 25 (März 1996), S. 86-89, hier: S. 86.

⁵ Ebd., S. 88.

⁶ MEW, S. 462.

die schriftlich überlieferte Geschichte.⁷ Für die vorangegangene Urgemeinschaft schließt er offensichtlich andere bestimmende Momente nicht aus. Hierzu könnten sehr wohl die von Tjaden-Steinhauer, Düe und Tjaden hervorgehobenen Beziehungen Mensch-Natur, das Geschlechterverhältnis und die Eltern-Kind-Beziehungen gehören, und es ist in der Tat nicht einzusehen, daß sie irgendwann endgültig von Klassenbeziehungen so aufgesaugt sein sollten, daß sie neben diesen keine Bedeutung mehr haben. Marx und Engels scheinen dies angenommen zu haben: In der Bourgeoisie sei das Familienverhältnis "ein reines Geldverhältnis", in dieser Klasse herrsche Promiskuität, (die von den beiden Autoren offensichtlich verurteilt wird), die Kapitalisten übten Unzucht mit Abhängigen, indem "ihnen die Weiber und Töchter ihrer Proletarier zur Verfügung stehen", es seien "alle Familienbände für die Proletarier zerrissen und die Kinder in einfache Handelsartikel und Arbeitsinstrumente verwandelt" worden.¹⁰ Das Treiben der herrschenden Klasse wird also ähnlich geschildert wie - für noch vorbürgerliche Verhältnisse - das des Hofadels in Schillers "Kabale und Liebe": Die Bourgeois fänden "ein Hauptvergnügen darin, ihre Ehefrauen wechselseitig zu verführen."¹¹ Ähnlich liest man es später in Heinrich Manns Roman "Im Schlaraffenland". Bei der entsprechenden Stelle im "Manifest der Kommunistischen Partei" handelt es sich also nicht um Analyse-Ergebnisse des Historischen Materialismus, sondern zwei bürgerliche junge Männer malen sich selbst und ihrem handwerkerkommunistischen Anhang aus, wie es wohl in jenen besseren Kreisen, denen sie selbst nicht angehören, zugehen mag. Auch ist es kein Zufall (wenngleich gewiß nicht Absicht, sondern Ergebnis einer Blindstelle im Bewußtsein der beiden Verfasser), daß die "freie Entwicklung eines jeden" (=Mannes) nur im Maskulinum formuliert ist: Die "freie Entwicklung einer jeden" (=Frau) war gewiß mitgemeint, fand aber an dieser Stelle keinen sprachlichen Ausdruck.

Wenn die Generationenbeziehung ausschließlich als Funktion des Kapitalverhältnisses erscheint, dann geschieht dies aufgrund der Prämisse, daß dieses das allein existierende sei.

Der dritte Grundgedanke enthält im Kern die im 20. Jahrhundert so oft beschworene - hier von Marx und Engels aber nicht so bezeichnete - "historische Mission der Arbeiterklasse" (in der Sprache des MSB Spartakus: HiMidAkl), wobei unbestimmt bleibt, ob diese aus dem Zustand eines in den Jahren 1847/48 wahrgenommenen Proletariats bergeleitet ist oder ob sie eine unabhängige Variable ist, aus welcher eine Transformation der

⁷ Ebd., S. 462, Fußnote. Hervorhebung von Engels.

⁸ Ebd., S. 465.

⁹ Ebd., S. 479.

¹⁰ Ebd., S. 478.

¹¹ Ebd., S. 479.

Lohnabhängigen zur entscheidenden geschichtsmächtigen Kraft geschlossen wird.

Ähnlich unterbestimmt ist die Rolle der "bisherigen kleinen Mittelstände": Sie "fallen ins Proletariat hinab".¹² Lassen wir die hier unerwähnten Ausnahmen beiseite, in denen einzelne in die Bourgeoisie aufstiegen, so ist diese Tendenz insofern historisch verifiziert, als es sich eben um die "bisherigen kleinen Mittelstände" handelt, während das Erscheinen von neuen nicht in Betracht gezogen wird.

Daß die historisch-materialistische Methode selbst unter der Last solcher Handicaps tragfähig bleibt, beweist die zutreffende Darstellung der Universalisierung des kapitalistischen Weltmarkts.¹³

Erstaunlich ist, daß die Forderung nach "Aufhebung des Privateigentums", die als Kernpunkt der Theorie der Kommunisten aufgefaßt wird¹⁴, in Engels' Stellungnahmen von 1883 und 1888 nicht als Teil des unaufgebbaren Grundbestands aufgeführt wird. Dies liegt zweifellos daran, daß es für ihn eine Selbstverständlichkeit war.

Heute würden Marx und Engels wahrscheinlich - in Analogie zu ihrer 1872 erfolgten Auswertung der Pariser Commune - schreiben: "Namentlich haben die Gesellschaften des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) den Beweis geliefert, daß es nicht ausreicht, das bisherige Privateigentum durch staatliches und genossenschaftliches Eigentum zu ersetzen, sondern daß die Art von deren Organisation zwecks optimaler Versorgung aller und Verbinderung der Vergeudung von Material und Arbeitskraft näherer Bestimmung bedarf." Letztere würde in einem Kommunistischen Manifest des 21. Jahrhunderts wohl doch etwas genauer betrachtet werden - nicht als utopische Vorwegnahme, sondern als Auswertung historischer Erfahrungen und vielleicht unter Zuhilfenahme älterer Überlegungen Oskar Langes.¹⁵

Aufhebung des Privateigentums (an den wichtigsten Produktionsmitteln, nicht an Gegenständen persönlichen Bedarfs) ist für Marx und Engels erst möglich und notwendig, nachdem es kapitalistische Gestalt angenommen hatte. Diese ist an den Mehrwert gebunden. Er war zur Zeit der Niederschrift des "Manifests der Kommunistischen Partei" in ihrer Theorie noch nicht herausgearbeitet, so daß ihre Forderung noch sehr unspezifisch bleiben mußte.

Aufhebung des Privateigentums ist kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Erreichung eines Ziels, das Marx und Engels mit dem Liberalismus gemeinsam haben: Die Herstellung einer "Assoziation, worin die freie Ent-

¹² Ebd., S. 469.

¹³ Ebd., S. 465f.

¹⁴ Ebd., S. 475.

¹⁵ Oskar Lange: Zur ökonomischen Theorie des Sozialismus. In: Ders.: Ökonomisch-theoretische Studien. Frankfurt/Main 1977, S. 259-322.

wicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.¹⁶ Von den Bürgerlichen unterscheiden sie sich durch die Annahme, dies sei nur durch Gemeineigentum möglich. Deshalb heben die Kommunisten innerhalb einer allgemeindemokratischen Bewegung "die Eigentumsfrage, welche mehr oder minder entwickelte Form sie auch angenommen haben möge, als die Grundfrage der Bewegung hervor."¹⁷

Dies gilt offensichtlich bereits dort, wo die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln nicht unmittelbar auf der Tagesordnung steht. Eine "Grundfrage" besteht auch dann, wenn sie noch nicht unmittelbar und endgültig zu beantworten ist. Marx und Engels konstatieren ja selbst, daß das Eigentumsproblem eine "mehr oder minder entwickelte Form" annehmen könne, also historisch zu differenzieren ist.

Karl Polanyi hat behauptet, in Großbritannien habe die Marktwirtschaft nur fünfzehn Jahre in völlig freier Form bestanden.¹⁸ 1832 war die Lohnsubventionierung, die 1795 durch das Speenhamland-Gesetz eingeführt worden war, wieder aufgehoben worden. Damit war ein vollständig freier Arbeitsmarkt geschaffen. 1847 aber wurde er durch die Zehnstunden-Bill wieder eingeschränkt. Die fünfzehn Jahre, welche dazwischen lagen, waren die Flegeljahre des Kapitalismus. Im Vorwort zur ersten Auflage des "Kapital" bemerkt Marx, England sei "die klassische Stätte" der kapitalistischen Produktionsweise¹⁹, weshalb seine Untersuchung von diesem Land ihren Ausgang nehme. Gleiches gilt auch vom "Manifest der Kommunistischen Partei": Es sind, was die ökonomische Gegenwartsbeschreibung angeht, vor allem britische Zustände, welche dargestellt werden. Die "Zehnstundenbill in England"²⁰ findet schon Erwähnung, aber der Schwerpunkt liegt doch auf den Entwicklungen der vorangegangenen Jahrzehnte. Das Bild, welches der Kapitalismus damals bot, bestimmte nicht nur die Wiedergabe evidenter Phänomene, sondern auch die Lösungsvorschläge. Dies zeigt sich gleichermaßen im Manifest wie in den zeitgleichen sozialistischen und kommunistischen Bewegungen. Überführung des privaten Eigentums in gesellschaftliches war ihre Losung. So war es nicht nur in den verschiedensten Proklamationen und Utopien, sondern auch in der Praxis: Etwa in Owens Experimenten und in den von diesem sowie von Fourier inspirierten Genossenschaften auf der Basis des Gemeineigentums vor allem in den USA. Marx und Engels kritisierten zwar den Voluntarismus dieser Entwürfe und Versuche, welche vom Augenblick verlangten, was nur als Ergebnis einer langen historischen Entwicklung und von zahlreichen Kämpfen möglich sei, aber die allgemeine Form des Ergebnisses: Aufhe-

¹⁶ MEW 4, S. 482.

¹⁷ Ebd., S. 493.

¹⁸ Karl Polanyi: *The Great Transformation*. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. 2. Aufl. Frankfurt (Main) 1990.

¹⁹ MEW 23, S. 12.

²⁰ MEW 4, S. 471.

bung des Privateigentums ohne nähere Bestimmung, wurde auch von ihnen als feststehend aufgefaßt - sie ist die zentrale Porderung des "Manifests der Kommunistischen Partei".

1864, in der Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation, feierte Marx die Zehnstunden-Bill als einen nicht endgültigen, aber bedeutenden "Sieg eines Prinzips". Erstmals "erlag die politische Ökonomie der Mittelklasse in hellem Tageslicht vor der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse."²¹ Unverkennbar handelte es sich dabei nicht um Aufhebung des Privateigentums, aber um Einschränkung seiner Verfügung über die Arbeitskraft.

Aber ein "noch größerer Sieg der politischen Ökonomie der Arbeit über die politische Ökonomie des Kapitals" war für ihn die Genossenschaftsbewegung.²² Hier war - wenngleich noch in begrenztem Umfang, nämlich für relativ kleine Menschengruppen - das private Eigentum in gesellschaftliches aufgehoben.

Marx nimmt an dieser Stelle die Anfänge eines Prozesses wahr, den Polanyi als "The Great Transformation" bezeichnet hat und der die Geschichte der am meisten entwickelten kapitalistischen Länder von nun an bis mindestens ins dritte Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts hinein bestimmte. Dieser war durch zunehmenden politischen Eingriff der Gesellschaft in die Art und Weise, wie die Arbeitskraft exploitiert wurde - gesetzliche Bestimmungen über den intertemporalen Lohn, der für die Finanzierung von Kranken-, Unfall-, Arbeitslosen- und Altersversicherung verwandt wird; Mitgestaltungsmöglichkeiten von Gewerkschaften und Parteien der Lohnabhängigen - charakterisiert. Hinzu kam eine Ausdehnung öffentlichen Eigentums in den Händen des Staates, von Gemeinden und Genossenschaften.

Dabei gah es kaum - oder zumindest nicht immer - einen Zusammenhang mit dem im "Manifest der Kommunistischen Partei" genannten Ziel: "Freie Entwicklung eines jeden" als "Bedingung für die freie Entwicklung aller", im Gegenteil: Es war auch die Zeit des Imperialismus, zweier Weltkriege und des Faschismus. Sie alle waren mit jener innerkapitalistischen Vergesellschaftung verbunden, in welcher das Privateigentum an den wichtigsten Produktionsmitteln nicht aufgehoben, aber Regulierungen unterworfen ist - am striktesten in den beiden Weltkriegen. Das "Goldene Zeitalter" des Kapitalismus²³, welches ihnen folgte und in dem diese Produktionsweise in den Metropolen des Nordens und Westens einen hohen Grad an Massenwohlstand und Sozialstaatlichkeit aufwies, war zugleich eine Periode des Wettrüstens. Der Kalte Krieg erzwang offensichtlich weiterhin Regulie-

²¹ MEW 16, S. 11.

²² Ebd.

²³ Eric Hobsbawm: *Das Zeitalter der Extreme*. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München 1995, S. 285ff.

rungen, welche einen absolut freien Gebrauch des Privateigentums an den Produktionsmitteln und völlig ungenierten Zugriff auf die Arbeitskraft nicht zuließen.

Man kann hier von einer Art "ökonomischem Bonapartismus" sprechen: Zum Zweck der langfristigen Sicherung des Privateigentums an den Produktionsmitteln trat die Kapitalistenklasse einen Teil der Verfügung über dasselbe an den Staat ab und war zu einer Proportionierung des Neuwerths bereit, welche relativ hohe (auch intertemporale) Löhne zuließ.

Seit ca. 1973, dem Beginn des "Erdrutschs" (Hobsbawm), lassen sich Versuche einer Revision dieser Zugeständnisse beobachten. Sie äußern sich unter anderem darin, daß die Eigentumsfrage neu aufgeworfen wird: Staatliches und kommunales Eigentum wird privatisiert; Deregulierungen geben der Kapitalistenklasse einen direkteren Zugriff über die Verwendung ihrer Produktionsmittel und der von ihnen gekauften Arbeitskraft. (Die dritte Art der Neuformulierung der Eigentumsfrage ist die Beseitigung des staatlichen und genossenschaftlichen Sektors in den ehemals sozialistischen Ländern.)

Dabei ist noch nicht ausgemacht, ob das von der Neoliberalen Konterrevolution proklamierte Rollback in dem Maße durchgesetzt wird, welches deren Propagandisten - zum Beispiel Friedrich August von Hayek (1899-1992) - als ihr Ziel angaben. Ebenso wenig wie die Große Transformation zwischen 1847 und 1973 das Privateigentum aufhob, wird dieses in einen völlig "freien" Markt zurückgeführt werden.

Wir haben es in der Geschichte des Kapitalismus offensichtlich mit verschiedenen Formen des Privateigentums zu tun. Durch deren Abfolge kann zumindest die ökonomische und soziale, in hohem Maße auch die politische und kulturelle Entwicklung dieser Produktionsweise periodisiert werden. Mag es - wie gezeigt - überzogen sein, alle Geschichte als eine Geschichte von Klassenkämpfen zu interpretieren, so ist doch diejenige des Kapitalismus von der Bedrohung, Verteidigung und Transformation des Privateigentums her angemessen zu begreifen. Die Kommunistinnen und Kommunisten haben insofern noch die gleiche Aufgabe, welche sie sich 1847/48 im Manifest ihrer ersten Partei zuschrieben: Sie beben "die Eigentumsfrage, welche mehr oder minder entwickelte Form sie auch angenommen haben möge, als die Grundfrage der Bewegung hervor". Andere haben andere Aufgaben. Es empfiehlt sich eine Arbeitsteilung, in der die Kommunist(inn)en die Interessen derjenigen vertreten, welche durch die aktuell dominante Form des Privateigentums am stärksten benachteiligt sind. Die Entwicklung seit 1973 hat den klassischen Lohnabhängigen (einschließlich derjenigen, die um ihre Arbeit gebracht wurden, und jenen, denen der Zugang zur Lohnarbeit wie zu jeder anderen bezahlten Tätigkeit von Anfang an verwehrt wird) eine größer werdende Gruppe von Scheinselbständigen an die Seite gestellt, deren Situation durch die neuerliche Modifikation des Privateigentums prekariert ist. Mit dem letzten

Satz des Kommunistischen Manifests: "Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" werden sie nicht angesprochen - sie sind keine Proletarier im dort gemeinten Sinn. Doch die negativen Folgen der neuesten Modulierung des Kapitalverhältnisses und des Privateigentums trifft auch sie, womit eine Perspektive auf eine weitere der - wie gezeigt - zahlreichen Notwendigkeiten zu einer Neuformulierung jener Frühschrift sich ergeben mag.

Vorschau

Z - Nr. 34

erscheint Anfang Juni 1998
mit dem Schwerpunktthema

"Staatsverschuldung - öffentlicher Sektor - Beschäftigung"

Mit Beiträgen u.a. von J. Bischoff, E. Dähne, M. Felder, J. Goldberg, J. Huffschild, H. Luft, K. Steinitz, H. Werner.

Außerdem Beiträge zu Marx/Marxismus von M. Krätke, D. Losurdo, G. Vargas Lozano, zur Regulationstheorie von H. Heiningen, zur Asienkrise von R. Falk und C.K.Koo, zur 1848er Revolution von H. Bleiber, Tagungsberichte "150 Jahre Kommunistisches Manifest" u.a.m.

Z - Nr. 35 erscheint Anfang September 1998 mit dem Schwerpunktthema "Jugend"

Utopie und Utopie-Kritik bei Marx und Engels

Der Untergang und Anschluß der DDR bat nach Einschätzung von Karl-Heinz Roth "zu einer grotesken, unglanblich langwierigen Denunziation von linker Utopie geführt. (...) Die gesamte Linke hat... den Rotzkübel des DDR-Untergangs übergestülpt bekommen - ganz unabhängig davon, wie sie zur DDR gestanden hat" (Roth 1996). Inzwischen sei jedoch ein neuer, wichtiger Impuls von den Zapatistas ausgegangen, denn sie forderten die europäische Linke auf, endlich mit der traditionellen (paternalistischen) Solidaritätsarbeit aufzuhören und stattdessen die jeweils eigene Situation in den antikapitalistischen Kampf einzubringen. Ein solcher Internationalismus verlange, so Roth, eine Verbindung mit lokalen Initiativen. Jede Debatte über den alten Sozialstaat komme 15 Jahre zu spät und sei heute Mumienpolitik an den Passaden des Regimes. Lokal und regional gebe es den alten Sozialstaat bereits nicht mehr. Es müßten völlig neue Alternativen zur Diskussionsinstanz gestellt werden. "Wir müssen in... lokalen Initiativen zum einen zurück zu den Arbeitsverhältnissen, um minimale Rechte durchzusetzen. Zweitens, den Kampf um diese minimalen Rechte verbinden mit der Wiederaneignung von sozialer Sicherheit auf kommunaler Ebene. (...) Dies geht drittens - ebenso auf kommunaler Ebene - durch die sozialistische Aneignung des Bodens." (ebd.) Mit diesem Ansatz, so Roth, beziehe er sich auf die "vormarxistische(n) Formen der Arbeiterbewegung, ohne dabei zu deren utopischen Charakter zurückgehen zu wollen." Es gebe um "eine kommunal-sozialistische Perspektive, die es... in der traditionellen Arbeiterbewegung nicht gegeben hat." Damit stelle sich auch die Frage "alternativer Produktions- und Reproduktionsweisen" (ebd.). Roths Überlegungen machen es notwendig, das Verhältnis von Marx und Engels zur Utopie bzw. zu den Utopisten und ihren Projekten genauer zu untersuchen, um damit Anhaltspunkte für eine Strategie der radikalen Linken zu gewinnen.

1. Marx und Engels über die "Frühsozialisten" - Würdigung und Kritik

Charakteristisch für die "kritisch-utopischen Sozialisten", wie sie im Manifest der Kommunistischen Partei heißen, ist, daß sie die sozialistische Utopie in ihren Einzelheiten ausmalten, entweder durch literarische Ausarbeitung oder dadurch, daß sie Kommunen gründeten, in denen die zukünftige Gesellschaft schon teilweise vorweggenommen werden sollte.

Die Kritik von Marx und Engels galt weniger diesen kommunistischen Entwürfen selbst als vielmehr der politischen Strategie der Utopisten. Die "Erfinder" sozialistischer Systeme übersahen die Selbsttätigkeit und die politische Bewegung des Proletariats. Für sie existiere die Arbeiterklasse nur

als eine passiv leidende. Vorzugsweise riefen sie die herrschende Klasse auf, die von ihnen vorerst literarisch verfaßten Entwürfe umzusetzen. Die Utopisten lehnten revolutionäre Aktionen der Unterdrückten ab und versuchten stattdessen, "durch kleine, natürlich fehlschlagende Experimente, durch die Macht des Beispiels dem neuen gesellschaftlichen Evangelium Bahn zu brechen" (MEW 4, 490). In seinem 1880 erschienenen Aufsatz über die "Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" sagt Engels, die Utopisten erklärten die Beseitigung gesellschaftlicher Mißstände lediglich zu einer Aufgabe der denkenden Vernunft; sie wollten der Gesellschaft ein besseres System von außen her durch Propaganda und durch beispielhafte Musterexperimente aufoktroyieren (MEW 19, 194). Je detaillierter die Entwürfe ausgearbeitet worden seien, desto mehr seien sie in "reine Phantastereien" (ebd.) verlaufen.

Auch wenn Marx und Engels hier also nicht mit scharfen Angriffen sparen, so heben sie jedoch gleichzeitig die besonderen Leistungen der Utopisten hervor. Im "Manifest" heißt es, die literarischen Entwürfe enthielten auch kritische Elemente. Die Utopisten griffen alle Grundlagen der bestehenden Gesellschaft an und bätten damit wertvolles Material zur Aufklärung der Arbeiter geliefert. "Ihre positiven Sätze über die zukünftige Gesellschaft, z.B. Aufhebung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land, der Familie, des Privaterwerbs, der Lohnarbeit..., die Verwandlung des Staats in eine bloße Verwaltung der Produktion - alle diese Sätze drücken bloß das Wegfallen des Klassengegensatzes aus..." (MEW 4, 491) Darüberhinaus charakterisierten Marx und Engels die zukünftige Gesellschaft folgendermaßen: Die Arbeitsteilung werde wegfallen; man werde auf verschiedenen Gebieten tätig sein und so seine Fähigkeiten und Bedürfnisse allseitig entwickeln können. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern würden zu einem bloßen Privatverhältnis werden; die Kinderfürsorge werde gemeinschaftlich sein, wodurch die Abhängigkeit der Frau vom Mann und der Kinder von den Eltern aufgehoben sei (vgl. MEW 4, 376-377). Die Arbeitszeit könne erheblich, d.h. aufs Notwendigste verkürzt werden, wobei sich selbst dieses Notwendigste durch stetige Rationalisierung verringerte (z.B. MEW 25, 827). Die soziale Revolution und der Kommunismus würden deutlich internationale Züge tragen, da der zunehmend internationalisierte Kapitalismus nicht anders zu überwinden sei (MEW 3, 35f). Das ökonomische Hauptmerkmal der zukünftigen Gesellschaft aber sei es, daß sie ihre Produkte nicht mehr in Waren verwandle, der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit wird aufgehoben, die assoziierten Produzenten treten an dessen Stelle; die Produkte werden gemeinschaftlich produziert und konsumiert (z.B. MEW 23, 92ff); nach einer Übergangsphase, in der noch Mangel herrscht und der Konsum der einzelnen sich wesentlich nach der verausgabten Arbeitszeit richtet, sei es möglich, daß sich das Gemeinwesen nach dem kommunistischen Prinzip "Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!" organisiert (MEW 19, 21). Last but not least hebt die kommunistische Umwälzung mit dem Privateigentum an Produk-

tionsmitteln auch das Eigentum an der Natur auf. Marx betont, weder Privatleute noch die Nationen könnten, sobald der Kapitalismus überwunden sei, Eigentümer der Natur sein; sie seien lediglich Nutznießer der Natur, die sie den nachfolgenden Generationen intakt, ja sogar verbessert zu hinterlassen hätten (MEW 25, 784).

Bekanntlich haben sich Marx und Engels mit ihren Aussagen über den Kommunismus eher zurückgehalten und sich stattdessen darum bemüht, die bestehenden Verhältnisse in ihren historischen Zusammenhang zu stellen und auf ihre Veränderbarkeit hin zu untersuchen. Die Inhalte der kommunistischen Utopie waren in den Ansätzen bereits bei den Frühsozialisten entwickelt.

Unter den bekannt gewordenen Frühsozialisten ist es vor allem der Fabrikant Robert Owen (1771-1858), auf den Marx und Engels sich sowohl zustimmend als auch kritisch beziehen. Von Owens zahlreichen genossenschaftlichen Projekten sind vor allem die Baumwollspinnerei im schottischen New Lanark und die Kommune "New Harmony" in Indiana, USA, herauszuheben und zu unterscheiden. New Lanark bestand aus einem Betrieb und einer eigens errichteten Siedlung, deren Hauptzweck eine durchgreifende Veränderung der Lebensverhältnisse war (Verkürzung der Arbeitszeit, der Ausbau der Krankenversorgung und der Kinderbetreuung usw.).

New Harmony dagegen strebte schon die Selbstversorgung und damit eine weitgehende Unabhängigkeit vom kapitalistischen System an. Hier gab es keinen Warentausch bzw. keinen Kauf/Verkauf; es wurde gemeinschaftlich produziert und konsumiert. Die Fürsorge für die Kinder war weitgehend öffentliche Aufgabe.¹

Ungewöhnlich wohlwollend äußert Marx sich über die kommunalen Projekte Owens in einem Text, den er 1864 anlässlich der Gründung der Internationalen Arbeiter-Assoziation in London verfaßte. Während noch im Manifest die Kommunen als bloßes Anhängsel der utopischen Literatur betrachtet wurden, so spielt für Marx hier das soziale Experiment selbst die entscheidende Rolle. "Wir sprechen von der Kooperativbewegung... Der Wert dieser großen Experimente kann nicht überschätzt werden. Durch die Tat, statt durch Argumente, bewiesen sie, daß Produktion auf großer Stufenleiter und im Einklang mit dem Fortschritt moderner Wissenschaft vorgehen kann ohne die Existenz einer Klasse von Meistern (masters), die eine Klasse von 'Händen' anwendet; daß, um Früchte zu tragen, die Mittel der Arbeit nicht monopolisiert zu werden brauchen als

¹ Allerdings stand die Praxis der Kommune z.T. in krassem Widerspruch zu der allgemein egalitären Programmatik. Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung wurde aufrecht erhalten. Putzen und Kochen passe zum weiblichen Charakter, hieß es (vgl. Ramm 1955, 417). Schwarze waren i.d.R. von der Kommune ausgeschlossen. In seiner Rede zur Eröffnung der Kommune verbot Owen "Ärger oder scharfe Worte zwischen den einzelnen Mitgliedern" (a.a.O., 421).

Mittel der Herrschaft über und Mittel der Ausbeutung gegen die Arbeiter selbst und daß wie Sklavenarbeit, wie Leibeigenenarbeit, so Lohnarbeit, nur eine vorübergehende und untergeordnete gesellschaftliche Form ist, bestimmt zu verschwinden vor der assoziierten Arbeit... In England wurde der Samen des Kooperativsystems von Robert Owen ausgestreut; die... versuchten Arbeiterexperimente waren in der Tat der nächste praktische Ausdruck der Theorien, die 1848 nicht erfunden, wohl aber laut proklamiert wurden." (MEW 16, 11-12, Hervorhebung z.T. von mir; siehe auch a.a.O., 195) Die Entwicklung der Jahre zwischen 1848 und 1864, so Marx, habe jedoch gezeigt, daß das Beispiel der Kooperativen es nicht vermochte, dem raschen Wachstum der kapitalistischen Monopole entgegenzusetzen und das Elend der Arbeitenden zu beseitigen. Es sei nun an der Zeit, daß die proletarischen Klassen die Macht eroberten und damit - wie Marx später sagte - das Privileg der herrschenden Klassen, das Privileg des Regierens antasteten (MEW 17, 343).

Die "Arbeitsergebnisse" der utopischen Sozialisten bzw. der (owenistischen) Kooperativbewegung werden hier also anerkannt und vorausgesetzt. Eine wesentliche Leistung von Marx und Engels besteht nun darin, die utopische Möglichkeit des Kommunismus auf die konkreten Interessen der Arbeitenden zu beziehen. Die Verwirklichung des Kommunismus war für Marx und Engels nicht Selbstzweck, war nicht mehr, wie bei den Frühsozialisten, eine quasi-religiöse Aufgabe, der sich die Menschen unterzuordnen haben, sondern sie war ein Mittel, mit dem die Unterdrückten selbst potentiell ihre Not beseitigen konnten.

Es war ein äußerst wichtiger Schritt, die kommunistische Utopie ins Verhältnis zu den konkreten Interessen einer vorfindlichen sozialen Bewegung zu setzen. "Die Sozialisten vor ihm [Marx] gingen von der Vorstellung aus, daß der Kommunismus eine Wohltat sei, die die intellektuell verfeinerten und gebildeten Philanthropen den armen, unwissenden Arbeitern erwiesen. Sie dachten, er würde von oben kommen. (...) Marx war der erste, der die These aufstellte, daß die Emanzipation der arbeitenden Klassen von ihnen selbst vollbracht werden muß. Wer frei sein will, muß den Schlag selbst führen! Sein großer Appell war an die Herzen der Arbeiter adressiert...". (Dayal 1912/1984, 609) In seinen "Thesen über Feuerbach" ergreift Marx sowohl Partei für die Interessen des Proletariats, als auch für die kommunistische Utopie. Der Standpunkt des neuen Materialismus sei nicht die bestehende hürgerliche Gesellschaft, sondern eine potentiell mögliche (und hier utopisch vorweggenommene) "gesellschaftliche Menschheit"; gleichzeitig dürfe man allerdings nicht vergessen, daß "die Umstände von den Menschen verändert und der Erzieher selbst erzogen werden muß" (MEW 3, 5); niemand sei über die Gesellschaft erhaben. Der Kommunismus ermögliche es den Menschen, "die Weise ihres gegenseitigen Verhaltens wieder in ihre Gewalt (zu; M.Z.) bekommen... Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben [wird; Ergänzung

M.Z.J. Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung." (MEW 3, 35) Den konkreten Interessen des Proletariats wird gegenüber der Utopie durchgehend der Vorrang eingeräumt. So würdigt Marx an der Pariser Commune noch vor ihren sozialen Maßnahmen den Umstand, daß sie das Werk und die Selbstregierung des Proletariats, d.h. der Bevölkerungsmehrheit, ist. Marx greift den "politischen Indifferentismus" an, der vollmundig sozialistische oder anarchistische Prinzipien propagiert, aber gleichzeitig den tagespolitischen Kampf zur Verbesserung der proletarischen Lebenssituation wegen der Kompromisse, die dabei eingegangen werden müssen, ablehnt (z.B. MEW 18, 299ff).

Ihr Blick für die konkreten Interessen der Menschen, insbesondere des Proletariats, veranlaßten Marx und Engels, den größten Teil ihrer Arbeit nicht auf den Entwurf einer kommunistischen Utopie, sondern auf die Analyse des bestehenden Kapitalismus zu verwenden.

Um zu verstehen, wie sie dazu kamen, in ihrem Werk das Utopische aufs Äußerste zu reduzieren, genügt es hier, folgendes festzuhalten: Einerseits sahen sie sehr wohl die zwingende Macht des kapitalistischen Systems, in dessen Abhängigkeit das Proletariat steht; andererseits aber nahmen sie an, das Proletariat werde, um sich aus seinem Elend zu befreien, das kapitalistische System selbst überwinden. In diesem Punkt war ihre Auffassung von einem Optimismus geprägt, der mit den heutigen historischen Erfahrungen nur noch schwer nachzuvollziehen ist.

Das Proletariat, so Marx und Engels bereits in der "Heiligen Familie", sei durch seine extreme Not gezwungen, gegen die Verhältnisse zu rebellieren. Es könne seine Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen Lebensbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft aufzuheben. Ziel und Aktion des Proletariats sei in seiner eigenen Lebenssituation und in der Organisation der Gesellschaft unwiderruflich vorgezeichnet (vgl. MEW 2, 38; ferner MEW 4, 472f). Diese Auffassung aus ihrer frühen Zeit scheinen Marx und Engels heibehalten zu haben. Die Kommunisten, so heißt es im Manifest, hätten keine vom Proletariat getrennten Interessen und stellten keine besonderen Prinzipien auf, nach welchen sie die Bewegung modeln wollten. Vor anderen Arbeiterparteien zeichne es die Kommunisten aus, daß sie die proletarischen Interessen am entschiedensten, d.h. auf internationaler Ebene, vertreten (vgl. MEW 4, 474ff). Diese Aussage enthält m.E. zwei wesentliche Momente: Einerseits machen Marx und Engels hiermit noch einmal klar, daß ihr Kommunismus nur Ergebnis einer sozialen Bewegung sein kann und sich daran messen lassen muß, inwieweit es sich mit proletarischen Interessen deckt.

Andererseits fußt die Aussage darauf, daß die proletarische Bewegung das kommunistische Ziel bereits in sich trägt; nur so ist die Annahme zu erklären, daß Arbeiterinteressen und kommunistische Ziele deckungsgleich sind

oder bald werden. Es handelt sich also um eine Art Prognose, die keine Utopie mehr braucht, aber die wir mit unserer Kenntnis der späteren geschichtlichen Entwicklung sicherlich zurückweisen müssen.

In seiner schon erwähnten Arbeit "Entwicklung des Sozialismus..." schreift Engels, die Aufgabe des Sozialismus sei nicht mehr, "ein möglichst vollkommenes System der Gesellschaft zu verfertigen, sondern den geschichtlichen ökonomischen Verlauf zu untersuchen, dem diese Klassen und ihr Widerstreit... entsprungen, und in der dadurch geschaffenen ökonomischen Lage die Mittel zur Lösung dieses Konflikts zu entdecken" (MEW 19, 208). Noch deutlicher heißt es an anderer Stelle, die Mittel zur Beseitigung sozialer Mißstände seien bereits in den bestehenden Produktionsverhältnissen vorhanden. "Diese Mittel sind nicht etwa aus dem Kopfe zu erfinden, sondern vermittelst des Kopfes zu entdecken." (ebd., 210; siehe auch Marx, MEW 17, 343) Engels nahm an, daß diese Mittel bald vollständig entdeckt und angewandt werden würden, d.h. er nahm an, daß die sozialistische Umwälzung der Gesellschaft auf der Tagesordnung stand. Bereits jetzt, so schreibt Engels etwa im Jahre 1880, rebelliere die gesellschaftliche Produktionsweise gegen die kapitalistische Austauschweise. Regelmäßige Krisen führten zu neuen Formen der Vergesellschaftung des Kapitals, Engels nennt hier Aktiengesellschaften und Trusts. "In den Trusts schlägt die freie Konkurrenz um ins Monopol, kapituliert die planlose Produktion der kapitalistischen Gesellschaft vor der planmäßigen Produktion der hereinhrechenden sozialistischen Gesellschaft." (ebd., 221, Hervorhebung von M.Z.) Allerdings würden die entstehenden Monopole noch von Kapitalisten geleitet. Die Ausbeutung werde nun so handgreiflich, daß sie zusammenrechnen müsse. "Kein Volk würde... eine so unverhüllte Ausbeutung der Gesamtheit durch eine kleine Bande von Knponabschneidern sich gefallen lassen". (ebd.) Wenn man annimmt, daß die sozialistische Umwälzung (in kleinen Schritten) bereits vor sich geht, kann man auf eine Utopie sicher gut verzichten. Allerdings hat sich die Vorhersage von Engels (und Marx) offensichtlich als falsch herausgestellt, und wir stehen vor der Frage, welche Schlußfolgerungen daraus zu ziehen sind.

2. Utopie und Revolution

Als Nachgeborene haben wir Marx und Engels notwendigerweise einiges an historischer Erfahrung voraus. Als Alternativen konnten sie sich nur kapitalistische, krisenhafte Stagnation oder Durchbruch zum Sozialismus vorstellen. Daß der Kapitalismus mit all der sozialen und ökologischen Zerstörung, die er verursacht, sich entwickeln und ausdehnen könnte, haben sie zwar verschiedentlich in Erwägung gezogen², aber nicht wirklich

² Die Befürchtung, das Proletariat könne verstärkt in den Kapitalismus eingebunden werden, anstatt ihn zu revolutionieren, äußerten Marx und Engels vor allem im Zusammenhang mit dem Kolonialproblem. So schreibt z.B. Engels in einem Brief an Marx, das englische Proletariat "verbürgere" mehr und mehr, es sehe ganz so aus, als wolle England es als eine Nation, die die ganze Welt ausbeutet, dahin bringen, neben bürgerlicher Aristokratie

durchdacht. Die "fordistische" Massenproduktion hat, wenn auch zu Lasten ihrer Naturgrundlagen, die soziale Frage zumindest in den kapitalistischen Metropolen soweit entschärft, daß der Kampf der Lohnabhängigen um die gemeinsame Verfügung über Produktions- und Verteilungssysteme zunehmend geschwächt wird. Und diejenigen, die gleichzeitig im äußersten Elend leben müssen, scheinen für einen organisierten Kampf zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen derzeit nicht die Kraft entwickeln zu können - von wohlthuenden Ausnahmen abgesehen.

Das Erscheinen des Kommunistischen Manifests liegt 150 Jahre zurück. Der Kommunismus tritt nicht, wie viele damalige Revolutionäre es annahmen, notwendig und unvermeidlich ein. Vielmehr hat er sich als nur eine mögliche Lösung herausgestellt, die in Konkurrenz zu anderen Varianten der gesellschaftlichen Entwicklung steht. Daß diese anderen Varianten langfristig wahrscheinlich äußerst problematisch sind und daß die assoziierte Arbeit im Gegensatz zur Geißel der Lehnarbeit ungeahnte Möglichkeiten eröffnen könnte, ist kaum zu leugnen. Mit der Annahme der prinzipiellen Offenheit der gesellschaftlichen Entwicklung gewinnt aber die Utopie als radikaler Gegenentwurf zum Bestehenden wieder an Bedeutung. Man muß sich und andere von den Vorteilen einer kommunistischen Lösung überzeugen können, und dies nicht nur theoretisch und argumentativ, sondern auch - wie Marx es über Owen sagt - durch die Tat, durch soziale Experimente, durch Kommunen.

Um diese Forderung näher zu begründen und zu präzisieren, will ich zunächst auf die Einwände eingehen, die erwartungsgemäß gegen sie erhoben werden. Die wohl derzeit naheliegendste Kritik an utopischen Entwürfen argumentiert mit dem Scheitern des "Realsozialismus" und seiner Parteien: Alle utopischen Theorien, darunter auch und gerade der Marxismus, trügen ein latentes Gewaltpotential in sich, da sie implizierten, jeden Widerstand gegen die Verwirklichung der Utopie brutal zu unterdrücken. Der "Realsozialismus", so lautet die Schlußfolgerung, habe als praktische Umsetzung der Marxschen Theorie eine solche Kritik des utopischen Denkens voll bestätigt. Trenkle (1996) nennt diese Argumentation, mit der das angebliche Ende der Utopien begründet wird, "ebenso hillig wie unappetitlich" (S.67). Der scheinbar mutige Verzicht auf jedes transzendierende Denken gerate "zum Legitimationsdiskurs des Bestehenden" (S.68). In der Tat: Ohne Utopie ist es unmöglich, ein grundsätzlich kritisches Verhältnis zu den aktuellen gesellschaftlichen Verhältnissen zu gewinnen. Daß diese Utopie nicht unvermittelt mit den konkreten Interessen der Subjekte sein darf, davor haben bereits Marx und Engels mit ihrer Kritik des Utopismus gewarnt (was wiederum von der gängigen Marxismus-Kritik entweder ignoriert oder nicht verstanden wird).

kratie und Bourgeoisie auch ein bürgerliches Proletariat zu besitzen. Dem könnten nur "ein paar grundsätzliche Jahre" (MEW 29, 358) entgegenwirken, mit denen aber angesichts der Goldfunde in den Kolonien nicht zu rechnen sei.

Außerdem ist in diesem Zusammenhang zu fragen, wie der offizielle "Marxismus-Leninismus" der DDR eigentlich selbst zur Utopie stand. Adorno und Bloch (1975) gingen davon aus, die kommunistische Utopie sei, da sie das Bestehende in Frage stelle, nicht nur der kapitalistischen, sondern auch der "realsozialistischen" Obrigkeit der DDR verdächtig gewesen. Auch in der DDR, so Adorno, würden die Menschen "auf das Bestehende vereidigt" (ebd.); der "Marxismus-Leninismus" sei eine "konsequent utopiefeindliche Theorie des Sozialismus" (ebd.; siehe auch Stinshoff und Zander 1997). Dieser Vorwurf wäre zu prüfen.³

Lenin jedenfalls betonte das utopische Ziel und warnte die Bolschewiki vor Selbstgefälligkeit. Seien sie nicht imstande, ihre politische Praxis gemäß ihrer Vorhaben zu gestalten, so werde der einfachste Arbeiter sich von ihnen trennen und Recht damit haben (vgl. Lenin Werke, Bd. 33, 54). Für Lenin war also das Verhältnis Theorie und Praxis der "Prüfstein eines jeden Kommunisten". Die Kritik an den (kommunal z.T. schon verwirklichten) Utopien war für ihn nach der Revolution nicht mehr aktuell (ebd., 453ff), da die Arbeiterklasse nun die Macht und das Staatseigentum an Produktionsmitteln innehatte.

Wie sich jedoch herausstellte, war die "Arbeiterherrschaft" in Wirklichkeit die Herrschaft der bolschewistischen Partei, und unter dieser Prämisse zeitigte das Staatseigentum an Produktionsmitteln Folgen, die ganz und gar nicht im Sinne der Revolutionäre waren. Marx und Engels hatten gefordert, die Bevölkerungsmehrheit (das Proletariat) solle die Herrschaft ausüben, um die Produktionsmittel zunächst zu verstaatlichen und schließlich sozialistische Verhältnisse zu schaffen, was letztlich eine endgültige Beseitigung jeglichen Staates bedeutet hätte (siehe z.B. MEW 19, 228 und MEW 22, 523). Gleichzeitig warnten sie davor, Verstaatlichung schlechthin als sozialistisch zu verstehen (z.B. MEW 19, 211). Deutlich kritisierten sie Vorstellungen, nach denen eine kleine Minderheit einen Staatsstreich organisieren und der Bevölkerung sozialistische Ideen und Programme aufnötigen soll (z.B. MEW 18, 529). Allerdings ist der Einwand berechtigt, daß eine Revolution im Sinne von Marx und Engels, an der das ganze Proletariat und seine Verbündeten beteiligt sind, bisher nie stattgefunden hat - von kurzlebigen Ausnahmen einmal abgesehen.

Die "kommunalsozialistische" Perspektive steht im Widerspruch zu den gängigen marxistischen Konzeptionen der Revolution. Denn einerseits verlangt sie, daß partiell sozialistische Strukturen schon unter kapitalistischen Verhältnissen aufgebaut werden; andererseits bedarf sie einer Bewegung, die um die erforderlichen Rahmenbedingungen und um politische Macht kämpft, damit die Kräfte, die einer gesamtgesellschaftlichen Um-

³ Zipko (1989) und Osterkamp (1993) kritisierten, in der frühen Sowjetunion sei das utopische Ziel überhöht worden, um die Menschen dazu zu bringen, sich zu engagieren und dabei von ihren eigenen Interessen abzusehen. Auch dieser Vorwurf wäre zu prüfen. Er spielt aber m.E. in einer entwickelten "realsozialistischen" Gesellschaft kaum eine Rolle.

wälzung im Wege stehen, überwunden werden können. Es geht also nicht darum, sich "für" oder "gegen" soziale, lokal begrenzte Projekte zu entscheiden, sondern um die Frage, welche Rolle diesen Projekten innerhalb einer radikalen, antikapitalistischen Bewegung zukommen könnte.

Von gewöhnlichen Genossenschaften unterscheiden sich "kommunalsozialistische" Projekte dadurch, daß sie darauf gerichtet sind, sich von ihrem Dasein als hloße kapitalistische Wirtschaftssubjekte zu emanzipieren; durch wachsende Autarkie bzw. Vernetzung mit befreundeten Projekten auf der ganzen Welt suchen sie Warentausch, Lohnarbeit, Naturzerstörung und die alten, bornierten Familienverhältnisse schrittweise zu überwinden. Um den Kapitalismus zu beseitigen, werden selbstverständlich "kommunalsozialistische" Projekte keineswegs ausreichen, aber eine kommunistische Bewegung wird sie dringend benötigen, um praktisch eine Alternative zur völlig aussichtslosen herrschenden Produktions- und Aneignungsweise aufzeigen zu können. Seitdem die Möglichkeit einer Reform des Realsozialismus nicht mehr besteht, ist die Überwindung des Kapitalismus und die Verwirklichung der kommunistischen Utopie in eine beinahe jenseitige Ferne gerückt. Und eine allzu ferne Utopie hat tatsächlich etwas Religiöses; sie tröstet die Lebenden auf eine Zukunft, die ihnen nicht mehr zugute kommen wird. Kommunale sozialistische Projekte, um die es sich schon jetzt zu kämpfen lohnt, verleihen den Zielen neuen Realitätsgehalt; hier könnte, bei noch so großer Unvollkommenheit und Vorläufigkeit, ein kleines Stück der zukünftigen kommunistischen Lebens- und Glücksmöglichkeiten vorweggenommen und genossen werden. Das Wissenschaftliche am Sozialismus besteht also nicht mehr nur darin, in den gesellschaftlichen Prozessen sozialistische Entwicklungsmöglichkeiten aufzuspüren, sondern auch darin, Mittel zur Verwirklichung der Utopie zu erfinden. Nicht nur die Sozialwissenschaften, sondern auch Naturwissenschaft und Technologie-Entwicklung sind hier gefragt (Strasser und Traube 1984).⁴

3. Erste Schlußfolgerungen

Ziel bisheriger marxistischer Analysen war es, die Situation der Lohnabhängigen und die Chancen für eine sozialistische Umwälzung der kapitalistischen Verhältnisse herauszuarbeiten. Das bleibt weiterhin eine wichtige Aufgabe. Gleichzeitig geht es aber auch um die Klärung der Frage, wie das Ergebnis dieser Umwälzung aussehen sollte, d.h. welche Möglichkeiten nicht-kapitalistischer Lebensverhältnisse es geben könnte. Eine solche Klärung besteht selbstverständlich nicht in einem abstrakt-utopischen "Zukunftspan", sondern in der theoretischen Reflexion praktischer Erfahrung.

⁴ "...die Befreiung der Arbeiterklasse benötigt... Ärzte, Ingenieure, Chemiker, Agronomen und andere Spezialisten; denn es geht darum, die Leitung nicht nur der politischen Maschinerie, sondern ebenso der gesamten gesellschaftlichen Produktion in die Hand zu nehmen..." (MEW 22, 415).

gen. Lokale Kommunen oder Gemeinwirtschaften - wie sie vereinzelt auch in Europa existieren - sind der Ort, an dem kapitalistische Verhältnisse zumindest in einzelnen Aspekten überwunden sind. Sich diesen Kommunen zuzuwenden, bedeutet nicht, auf den theoretischen Stand der Utopisten zurückzufallen; es heißt vielmehr, sich die Erfahrungen wieder anzueignen, die Marx und Engels bereits voraussetzten. Die internationalistische Perspektive wird dabei nicht aufgegeben, im Gegenteil: Die Kommunen können nur dann ökonomisch überleben, wenn sie sich zunehmend international vernetzen; außerdem bräuchte eine internationale und revolutionäre Bewegung die Kommunen als Stützpunkte vor Ort. Soweit ich sehe, stehen sich Marxismus und Kommune-Bewegung nach wie vor recht verständnislos gegenüber. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß beide Seiten sich ergänzen können und müssen. Beiden Strömungen kann es dabei um nichts weniger gehen als darum, anhand ihrer jeweiligen Arbeiten Vorschläge zur dauerhaften Überwindung des Kapitalismus zu entwickeln!

Eine derartige Porderung erscheint zunächst unzeitgemäß. In der Tat wäre es eine Verkennung der Situation, würde man behaupten, die Umwälzung kapitalistischer Verhältnisse stehe unmittelbar bevor. Trotzdem gibt es mehrere ernstzunehmende Argumente für die Forderung, Form und Inhalt der antikapitalistischen Revolution zu konkretisieren. Erstens stellte sich die Frage nach der Art und Weise der sozialistischen Umgestaltung in der Geschichte schon einmal. Bis 1917 hatten die Bolschewiki das Problem der politischen Macht in den Vordergrund gestellt; nach der Revolution sahen sie sich plötzlich in der Situation, ihre Pläne umsetzen zu können. Daß die allgemeine Diskussion über die Einzelheiten dieser Pläne größtenteils erst begann, als die Bolschewiki "Staatspartei" waren, hat den Niedergang der jungen Sowjetunion zu einem autoritären (zeitweise sogar terroristischen) Herrschaftssystem sicher begünstigt.

Zweitens: "Die Zeit der Überrumpelungen, der von kleinen bewußten Minoritäten an der Spitze hewußtloser Massen durchgeführten Revolutionen ist vorbei. Wo es sich um eine vollständige Umwälzung der gesellschaftlichen Organisation handelt, da müssen die Massen selbst mit dabei sein, selbst schon begriffen haben, worum es sich handelt, für was sie mit Leib und Leben eintreten." (MEW 22, 523) Weshalb also sollten sich mündige Menschen einer Bewegung anschließen, die beharrlich die kritische Diskussion über ihre Pläne der Revolutionierung und Umgestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse verweigert?

Drittens: Je weiter der soziale und ökologische Verfall voranschreitet, desto mehr verschlechtern sich auch die Ausgangsbedingungen für die kommunistische Organisation eines Gemeinwesens. Kurzum: Entweder der Kommunismus wird bald Wirklichkeit oder er wird niemals.

Sowohl bereits bestehende, im weitesten Sinne sozialistische, Kommunen als auch Projekte alternativer Regionalentwicklung können uns Auskunft

über die Probleme lokal begrenzter nicht-kapitalistischer Vergesellschaftung geben. Es wäre außerdem zu fragen, inwieweit aktuelle Entwicklungen des kapitalistischen Systems neue Mittel für dessen Überwindung liefern (dies entspräche der Vorgehensweise von Engels und Marx, siehe oben). Trenkle (a.a.O.) weist darauf hin, daß technologische Entwicklungen der kapitalistischen Produktion die Möglichkeiten lokaler Initiativen vergrößern. Mit der Durchsetzung des "Postfordismus" vollziehe sich, so Trenkle, eine zunehmende Dezentralisierung der Produktion. Gemäß der kapitalistischen Logik betriebswirtschaftlicher Kostenreduktion bedeute dies jedoch nicht, Produktion von Gebrauchsgütern vor Ort, sondern die Zerlegung und Auslagerung der Produktion im Weltmaßstab. Unter nicht-kapitalistischen Bedingungen sei es inzwischen möglich, Güter unmittelbar dort zu produzieren, wo sie benötigt werden. Den Beweis dafür liefere die flexible Automation, wie sie in zentralen Bereichen der kapitalistischen Warenproduktion mittlerweile üblich sei. Die Roboter seien nicht mehr auf standardisierte Arbeitsgänge festgelegt, sondern für die unterschiedlichsten Operationen programmierbar. Trenkle zitiert die "Wirtschaftswocche", die feststellt, daß sich die Automation schon bei Kleinserienfertigung lohne. "Die dezentralisierte Nutzung der neuen Technologien zur Herstellung vielfältiger Gebrauchsgüter für die jeweilige Region oder der Stadt liegt also in der Logik der Sache" (1996, 81). Trenkle räumt ein, daß nicht alle Produktionsbereiche dezentralisiert werden könnten. Es sei z.B. nicht sinnvoll, wenn jede Region ihr eigenes Werk für Industrieroboter, Traktoren oder die Chemieproduktion habe.

Trotzdem: Sollten sich die Annahmen Trenkles hinsichtlich der heutigen Möglichkeiten dezentraler Produktion bestätigen, so wäre dies für kommunale sozialistische Projekte von großer Bedeutung. Ein lokaler Sozialismus bliebe zwar allgemein in seinen Möglichkeiten sehr eingeschränkt - und daher mit zahlreichen Mängeln behaftet -, er würde aber nicht mehr notwendigerweise zu Güter- und Bedürfnisarmut und zu einem niedrigen Produktivkraftniveau führen, wie dies bei vergangenen Projekten der Fall war (vgl. Trenkle a.a.O., 76).

Die Vorwegnahme des Sozialismus durch lokale Projekte kann selbstverständlich immer nur eine partielle sein. Aber die Erfahrungen kommunaler "Sozialismen" können uns helfen, die Richtung näher zu bestimmen und zu begründen, nach der wir gesellschaftliche Verhältnisse verändern wollen. Wir können, um Leute für die Bewegung zu gewinnen, gelassen wie der junge Engels argumentieren: "Wenn man sich mit den Leuten über... Kommunismus unterhält, so findet man sehr häufig, daß sie einem in der Sache selbst ganz recht geben und den Kommunismus für etwas sehr Schönes erklären: 'aber', sagen sie dann, 'es ist eine Unmöglichkeit, dergleichen jemals in der Wirklichkeit auszuführen'. Dieser Einwurf wird einem so häufig gemacht, daß es... notwendig erscheint, ihn durch einige Tatsachen zu beantworten, welche in Deutschland noch sehr wenig bekannt sind und wodurch dieser Einwand ganz und gar beseitigt wird. Der

Kommunismus... ist nämlich nicht nur möglich, sondern in vielen Gemeinden... bereits wirklich ausgeführt, und das mit dem besten Erfolge, wie wir sehen werden." (MEW 2, 521)

Literatur:

- ADORNO, Theodor W. und Ernst Bloch (1975): Etwas fehlt... Über die Widersprüche der utopischen Sehnsucht. In: R. Traub und H. Wieser, Hg., Gespräche mit Ernst Bloch. Frankfurt a.M. S. 58-77
- DAYAL, Har (1912/1985): Karl Marx. In: H. Krüger, Anfänge sozialistischen Denkens in Indien, Berlin (DDR), S. 596-611
- LENIN, Wladimir I. (1921/1966): Die NÖP und die Aufgaben der Ausschüsse für politisch-kulturelle Aufklärung. LW, Bd. 33, S. 40-60
- ders. (1923/1966): Über das Genossenschaftswesen. LW, Bd.33, S. 453-461
- MARX, Karl und Friedrich Engels: Werke (MEW)
- OSTERKAMP, Ute (1993): Hat der Sozialismus die Natur des Menschen verkannt oder: Sind die Menschen für den Sozialismus nicht geschaffen? In: Forum Kritische Psychologie 31, S. 68-85
- RAMM, Thilo (1955): Die großen Sozialisten als Rechts- und Staatsphilosophen, Bd.1, Stuttgart
- ROTH, Karl-Heinz (1996): Die Linke hat sich aus der sozialen Wirklichkeit entfernt (Interview). In: analyse und kritik 391, S. 12/13
- STINSHOFF, Michael und Michael Zander (1997): Die Utopie in der bleiernen Zeit. Zum 20. Todestag von Ernst Bloch. In: analyse & kritik 405, S. 20
- STRASSER, Johano und Klaus Traube (1984): Die Zukunft des Fortschritts. Berlin, Bonn
- TRENKLE, Norbert (1996): Weltgesellschaft ohne Geld. In: Krisis 16, S. 67-92
- ZIPKO, Alexander (1989): Der Egoismus der Träumer. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 10 und 11, S. 1256-1263 und S. 1378-1383

Hundertfünfzig Jahre nach dem Kommunistischen Manifest - Die neue Linke sucht einen neuen Sozialismus

Sozialist sein, das hieß traditionell, die vier folgenden Thesen zu akzeptieren, die denjenigen, der sich zu ihnen bekannte, radikal vom Kapitalismus trennten: die Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln als ein Mittel gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen; die Liquidierung des Warenmarktes, auf dem auch die Arbeitskraft als Ware auftritt, als des Hauptschuldigen am gesellschaftlichen Chaos und der daraus erwachsenden Entfremdung des Menschen, zugunsten der Planwirtschaft; das Absterben des Staates, verstanden als System der Klassenunterdrückung (große Massen bewaffneter Menschen, nach der Definition von Lenin), zugunsten des Staates als eines Verwalters von Sachen und nicht von Menschen; und schließlich die tatsächliche Einführung der Herrschaft der *agape* (der Nächstenliebe) in die zwischenmenschlichen Beziehungen als höchsten Wert, der das Leben dieser neuen Gesellschaft gestaltet. Ich behaupte, daß außer diesem letzten Punkt, der die Grundlage des humanistischen Sozialismus bildet und der immer von allen Richtungen des Sozialismus gefordert wurde, alle diese Grundsätze heutzutage Veränderungen durchgemacht haben. Noch zur Zeit meiner Jugend zog niemand unter den Sozialisten sie in Zweifel, unabhängig davon, in welcher Schattierung er dessen allgemeine Grundlagen akzeptierte. Die Situation ist heute anders. Das zwingt uns, die Konzeption eines neuen Sozialismus zu überdenken, ohne irgendein Tabu in dieser Hinsicht anzuerkennen und ohne Rücksicht auf irgendwelche Nostalgien. Es geht doch darum - worüber man sich durchaus im Klaren sein muß -, die neuen, revolutionär veränderten Bedingungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu berücksichtigen. Das bezieht sich auch auf unser Verständnis vom Sozialismus und von seinen Erfordernissen. Es bedeutet nicht die Negation der Legitimität des alten Sozialismus in seiner Epoche, die sich allerdings überlebt hat.

Ich werde nichts weiter tun, als Argumente für und gegen neue Lösungen in diesem Bereich vorzutragen, aber ich beanspruche nicht, diesen Streit definitiv zu entscheiden.

Gemäß der oben vorgeschlagenen Rangfolge der Probleme beginnen wir mit den ökonomischen Fragen. In diesem Bereich drängen zwei Dinge nach vorn: das Problem des Privateigentums an Produktionsmitteln und das Problem Plan versus Markt.

i. Das Problem des Privateigentums an Produktionsmitteln

Im Rahmen des marxistischen Sozialismus (in dieser Hinsicht unterscheiden sich die anderen Versionen des sozialistischen Gedankens nicht) rangiert bei dem, was den Sozialismus im Unterschied zum Kapitalismus auszeichnet, die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln an erster Stelle. Der Streit unter den Marxisten drehte sich um das Thema Nationalisierung oder Vergesellschaftung als Nachfolge des Privateigentums, aber die Sache der Abschaffung des Privateigentums schien gelöst. Darauf stützte sich, und zu seiner Zeit zu recht, die ganze Konstruktion des ökonomischen und infolgedessen auch gesellschaftlichen Denkens des Marxschen "Kapital": Der Wert der Ware, die Arbeitskraft als Ware, die Erzeugung des Mehrwerts und die Ausbeutung, auf dieser Grundlage die Entstehung der gesellschaftlichen Klassen, der Klassenkampf und als sein Ergebnis der Sieg des Sozialismus als Gesellschaftsordnung, in der in Konsequenz der Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln Ausbeutung und Klassengesellschaft verschwinden. Das war die klassische Analyse des Kapitalismus. Sie stützte sich jedoch - was viele heute lieber vergessen möchten - auf die klassische englische Ökonomie; aber angewandt im Rahmen des sozialistischen Denkens, erhielt sie eine neue - wissenschaftliche - Gestalt. Als Resultat entstand eine neue Epoche des Sozialismus; und die lächerlichen Versuche der verschiedenen Pygmäen, oftmals bezahlter Federn der sich gegen den Sozialismus verteidigenden Bourgeoisie, die Negation der Bedeutung dieser wissenschaftlichen Errungenschaft, wie es der Marxismus war, verschwanden im Abgrund des Vergessens, in den die Wissenschaft solchen Müll wirft. Ich mag Marx nicht als Person, ich habe mehrfach darüber geschrieben, aber das ändert nicht die Wertschätzung für einen Genius der neuesten Zeiten nach dem Maßstab von Einstein oder Freud.

Aber nach allem bisher gesagten muß ich, ohne eine Atmosphäre von *suspense* (Spannung/Ungewißheit, d.Ü.) zu erzeugen, unser Problem benennen: In der neuen Situation der wissenschaftlich-technischen Revolution zeigt sich meiner Meinung nach die Möglichkeit eines Sozialismus, der zumindest irgendeine Form des Privateigentums an Produktionsmitteln in seinem System zuläßt. Das wäre ein historisches *Novum* im Rahmen des sozialistischen Denkens, und deshalb nähere ich mich dem Problem unter Beachtung aller möglichen Vorsichtsmaßnahmen und mit großem Lampenfieber. Beginnen wir unsere Erwägungen mit einem näheren Blick auf den Inhalt des Begriffs: Privateigentum an Produktionsmitteln.

Das Privateigentum - historische Aspekte

Der Gegenstand des privaten Eigentums an irgendetwas bereitet im Lichte des in einem gegebenen Land herrschenden Kodex des Zivilrechts keine besonderen Schwierigkeiten. Dieses entscheidet also letztlich, welche juri-

stischen Folgen die Anerkennung nach sich zieht, daß etwas ein *privates Eigentum* eines Individuums ist, und auch, welche Rechte daraus gegenüber anderen Individuen und den gesellschaftlichen Institutionen, n.a. gegenüber dem Staat, entstehen. Es ist klar, daß die Gesamtheit dieser Dinge eng verbunden ist mit der gegebenen Gesellschaftsordnung, die darüber entscheidet, was *Privateigentum* eines Bürgers sein kann, ihm ausschließliche Rechte an seiner Nutzung, an Kauf und Verkauf verleiht, an seiner eventuellen Vernichtung (falls das Recht nicht irgendwelche Beschränkungen unter diesem Aspekt vorsieht) usw. ..., und anderen das Recht zu solcher (nicht nur physischen) Verfügung über diesen gleichen Gegenstand untersagt. Unter diesem Aspekt ist die Sache einfach. Ganz anders stellt sich die Materie der Entscheidungen der Gesellschaftsordnung in der Sache der Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit von *Privateigentum* an bestimmten Gegenständen dar (im weiten Sinne dieses Wortes, wie wir das oben erklärt haben). Ein einfaches und durchaus banales, aber höchst instruktives Beispiel für den modernen Menschen: In der heutigen zivilisierten Welt ist es für jeden verständlich, daß es nicht möglich ist, einen anderen Menschen als *Privateigentum* zu besitzen, mit allen sich daraus ergebenden juristischen Konsequenzen. Aber erinnern wir uns, daß noch Mitte des vergangenen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten ein ungewöhnlich heftiger und blutiger Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd vor dem Hintergrund dieses Rechts entbrannte.

In diese Kategorie von Dingen gehört zugleich die Frage des *Privateigentums* an Produktionsmitteln. Zudem geht es, wie in den vorher erwähnten Beispielen, nicht um absolute Werte oder um die Absolutheit gegebener rechtlichen Normen - in diesem Bereich ist alles relativ, ändert sich historisch in Abhängigkeit von den in dieser Zeit herrschenden gesellschaftlichen Beziehungen mit den Produktionsverhältnissen an der Spitze. Keine - nicht einmal die kirchlichen - Ansprüche auf absolute Wahrheit haben in diesen Dingen eine Aussicht auf Erfolg. Es gibt in der Geschichtswissenschaft eine Richtung, die man *Präsentismus* nennt (vom lateinischen Wort *praesens* = anwesend, gegenwärtig). Sie läßt es zu, die Ereignisse der Vergangenheit vom heutigen Gesichtspunkt aus einzuschätzen, d.h. die Geschichte als Projektion der heutigen Zeit in die Vergangenheit zu verstehen. Kaum ein Historiker außer den politischen Propagandisten, die angebliche "Argumente" aus der Vergangenheit zur Erklärung der ihnen gegenwärtigen politischen Lösungen benutzen, wagt einen solchen Kunstgriff. Im weiteren Sinne ist das eine Karte, die von Anfang an verliert, obwohl kein Mangel an politischen Spielern herrscht, die vor diesem Poker nicht zurückschrecken.

Und wie sieht unter diesem Gesichtspunkt das oben angesprochene Recht auf *Privateigentum* an Produktionsmitteln aus? Natürlich sind und waren auch in diesem Bereich die Dinge historisch veränderlich. Wem kam es in der vorkapitalistischen Zeit in den Sinn, das *Privateigentum* an Produktionsmitteln zu verurteilen, über das ein zur Zukunft gehöriger Handwer-

ker verfügte? Niemand, die Sache war natürlich; damals war es nicht möglich, anders zu produzieren. Eine Ausnahme bildete das Grundeigentum, und auf dieser Grundlage brachen Aufstände und blutige Bauernkriege aus. Denn der Boden gehörte nicht dem darauf arbeitenden Bauern, sondern dem Grundherrn, der die Arbeit des Bauern *exploitierte*. Es genügte jedoch, daß sich die Produktionsweise änderte und die Manufakturen entstanden, dann die Fabriken, in denen sich die Trennung des Arbeitenden von den Produktionsmitteln (und auch von den Rohstoffen) vollzog, mit deren Hilfe er seine Produkte herstellte, um das *Privateigentum* an Produktionsmitteln zum Hauptproblem des gesellschaftlichen Streits der neuesten Zeit zu machen. Auf diese Weise wurde das Postulat nach Abschaffung des *Privateigentums* an den Produktionsmitteln fundamental in jeder der verschiedenen Gestalten des gegenwärtigen Sozialismus. Und das war nicht nur richtig, sondern auch notwendig. Wenn ich behaupte, daß der neue Sozialismus diese fundamentale These verändert (was zu beweisen wäre), dann meine ich durchaus nicht, daß sich dieses Postulat - im Licht unserer Erfahrungen in dieser Hinsicht - als falsch herausstellen wird, sondern weil die Veränderung der Produktionsweise im Ergebnis der neuen industriellen Revolution grundlegende Veränderungen herbeiführt, die wir in unserer neuen Epoche berücksichtigen müssen. Und das ist etwas völlig anderes, als das alte Postulat als einen Fehler einzuschätzen - es hat sich einfach in seiner alten Form überlebt.

Wie sah das geistige Schema von Marx aus - er hat unter den Sozialisten des 19. Jahrhunderts diese Probleme am besten formuliert -, das die gesellschaftlichen Probleme der Epoche widerspiegelte und der Gedankenstruktur des "Kapitals" zugrunde lag? Wir haben weiter oben schon daran erinnert. So tritt in der kapitalistischen Produktionsweise, im Gegensatz zur mittelalterlichen, die Abtrennung des Lohnarbeiters von den zur Produktion notwendigen Werkzeugen und den Rohstoffen ein, die dem Kapitalisten gehören. Um arbeiten zu können, und das ist notwendig, wenn er leben will, muß der Arbeiter auf dem Markt seine Arbeitskraft als Ware an den Kapitalisten verkaufen. Und gerade das, und nicht das *Privateigentum* an den Produktionsmitteln oder die Ausbeutung des Arbeiters - Elemente, auch in anderen gesellschaftlichen Formationen auftreten, wenn auch in anderer Form - ist die charakteristische Eigenschaft des Kapitalismus: Das *Privateigentum* an Produktionsmitteln, mit der Arbeitskraft als Ware. Dank der neuen Situation kann der Kapitalist den Preis dieser spezifischen Ware diktieren, die erst im Kapitalismus auftritt, und kassiert dabei die Differenz zwischen dem vom Arbeiter hergestellten Wert und dem Lohn, den er dafür bekommt: den sogenannten Mehrwert. Das kann verschiedene Formen annehmen, in Abhängigkeit von der Konjunktur und der gesellschaftlichen Situation. Und das Kassieren dieses Mehrwerts ist eine Notwendigkeit für den Kapitalisten. Daher muß andererseits der Arbeiter, der für bessere Lebensbedingungen kämpft, für die Begrenzung dieser

Größe kämpfen und letztlich für deren Liquidierung überhaupt, indem er das System des Privateigentums an Produktionsmitteln umstürzt.

Das ist der tiefste Sinn des Sozialismus, in dieser seiner antikapitalistischen Version. Solange eben eine solche Situation besteht, sind ein solcher Kampf und ein solcher Sozialismus notwendig und kein verlogenes Moralisieren kann ihren Charakter ändern.

Umbrüche der Produktionsweise und der Grundlagen des Kapitalismus

Warum stelle ich, der sich zum Sozialismus und Marxismus bekennt, dieses - so könnte man meinen - unzerstörbare Fundament jeglichen Sozialismus in Frage? Einfach deswegen, weil die revolutionären Veränderungen der Produktionsweise, die als Ergebnis der neuen industriellen Revolution auftreten, die bisherigen Spielregeln ändern. In einer Gesellschaft, in der die Arbeiterklasse schnell absterben wird und damit der uns bekannte traditionelle Kapitalismus, der sich stützt auf das Auftreten der Ware Arbeitskraft auf dem Markt (was eigentlich die wesentliche Eigenschaft des Kapitalismus ist), kann, ja muß der Sozialismus ein anderes Antlitz zeigen als das, welches wir aus der Tradition kennen. Das bedeutet natürlich nicht die Desavouierung der marxistischen Tradition, sondern einzig die Erinnerung daran, daß auch sie im historisch Konkreten verankert ist und einer neuen Realität weichen kann.

Vor allem geht es darum, sich das im Grunde banale, aber überaus umstürzende Faktum - umstürzend besonders für die Menschen, die sich der Tradition des "heiligen" Proletariats verbunden fühlen -, bewußt zu machen, daß die Arbeiterklasse in immer schnellerem Tempo im Verlauf der wissenschaftlich-technischen Revolution absterben wird, besonders im Bereich der Automatisierung und Roboterisierung der Produktion und der Dienstleistungen. Die Sache ist selbstverständlich und *unabwendbar*. Man kann das mit gesundem Menschenverstand verstehen, wenn man in Erwägung zieht, daß die traditionelle menschliche Arbeit (nicht nur die physische, sondern auf immer böherer Stufe - im Maße der Entwicklung der sogenannten künstlichen Intelligenz - auch bestimmte Kategorien der geistigen Arbeit) immer schneller eliminiert wird, ohne Möglichkeit der Umkehr dieses Prozesses, da die Funktion der Automaten in diesen Prozessen konkurrenzlos ist.

Als erstes verschwindet der Mehrwert, in der marxistischen Bedeutung dieses Wortes, weil hier der Ausgebeutete nur der arbeitende Mensch sein kann und nicht die Maschine, die ein Mehrprodukt liefern wird, aber keinen Mehrwert; das sind miteinander verbundene, aber in ihrer gesellschaftlichen (ökonomischen) Bedeutung unterschiedliche Dinge. Dadurch bricht, wenigstens in dem uns hier interessierenden Bereich, das alte Marx'sche Schema der kapitalistischen Ausbeutung als veraltet zusammen. Wie ich darüber schon an anderer Stelle schrieb, wird man dann "Das Kapital"

von Marx in das Regal der ehrenwerten Werke der alten Meister, die schon von historischer Bedeutung sind, stellen müssen. Wir fügen hinzu, ohne alle Nostalgie und Herzbeschwerden: Das Werk hat seine nicht nur theoretische, sondern auch praktisch-politische Aufgabe erfüllt, und sein Abgang von der Szene ist unter den veränderten historischen Bedingungen ein zusätzlicher Beweis, daß wir es hier mit einem wissenschaftlichen Werk zu tun haben. Marx hat nie - im Gegenteil - nach der Position des Autors einer Heiligen Schrift gestrebt, die ewigen und unveränderlichen Charakter besitzt.

Zweitens, was im Lichte unseres Wissens über das Wesen des Kapitalismus eine einfache Konsequenz aus dem oben konstatierten Faktum des Proletariats ist: Wir werden auch Zeugen des Absterbens des Kapitalismus sein, wenigstens in seiner traditionellen Bedeutung. Wie wir wissen, ist das Auftreten der freien Arbeitskraft als Ware auf dem Markt doch die *conditio sine qua non* der Existenz des Kapitalismus. Das Verschwinden dieser Bedingung bedeutet auch das Absterben des Kapitalismus, jedenfalls in der Bedeutung, die wir heute kennen. Auch in diesem Fall ist der Schock verständlich, aber das ändert nichts an den sich vollziehenden Prozessen. Man soll also aus dieser Situation entsprechende Schlußfolgerungen ziehen. Was uns in diesem Kontext interessiert, ist die Frage des Privateigentums an Produktionsmitteln im Sozialismus.

Sozialismus mit privatem Produktionsmitteleigentum

Ohne ein Detail vorwegzunehmen - die Stufe, Form, Art der Realisierung dieser Erscheinung -, sollte man sich m.E. mit der These abfinden, daß in einem neuen Sozialismus das Privateigentum an Produktionsmitteln zulässig sein wird, weil es wenigstens in großem Maße seine Eigenschaft als Träger der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verlieren wird.

Ein anderes Argument ist noch hinzuzufügen, das verbunden ist mit der Änderung der Form der Produktionsmittel. Traditionell war ein Produktionsmittel nämlich gleichbedeutend mit einem materiellen, physischen Gegenstand: dem Werkzeug des Handwerkers (z.B. des Tischlers), des Bauern (z.B. dem Pflug), der Maschine, die der Industriearbeiter in der Textilfabrik oder in der Zuckerfabrik bedient o.ä. - immer und überall geht es hier um materielle Gegenstände, die zusammen mit den für die Produktion notwendigen Rohstoffen dem Kapitalisten gehören und ohne die der Arbeiter nicht arbeiten kann. Es vollendet sich auf diesem Gebiet ein grundlegender Wandel, der über unser Verhältnis zum Privateigentum an Produktionsmitteln im Sozialismus mitentscheiden muß. Im Verlauf des Übergangs zur Informatik-Gesellschaft nehmen die Produktionsmittel immer öfter die Form von immateriellen Dingen an - z.B. Computerprogrammen. Dieser ganze Bereich der geistigen Güter, die unmittelbar oder mittelbar in der modernen Produktion absolut unverzichtbar sind und auf diese Weise die Rolle von Produktionsmitteln spielen, führt faktisch zu

einer konzeptuellen Revolution auf diesem Gebiet. Hier jedoch muß jeder Versuch, das Privateigentum an diesen Gütern und ihren Hervorbringungen zu begrenzen, zum Stillstand der Entwicklung insgesamt führen. Ohne sie ist nämlich heute eine Entwicklung unmöglich, und diese Situation vertieft sich zusammen mit der sich gegenwärtig verfestigenden industriellen Revolution. Diese Entwicklung verlangt Produktionsimpulse, verlangt die Motivation der Hauptakteure dieses Prozesses, der Kopfarbeiter, die die Schöpfer der neuen Produktionsmittel sind. Ein normales Motiv des Handelns auf diesem Gebiet ist das Streben nach irgendeinem persönlichen, privaten Erfolg. Wenn dieses Motiv fehlt, trocknet die Quelle der Erfindungsgabe aus, und was das bedeutet, veranschaulicht der Niedergang des Fortschritts aus eben diesem Grunde auf diesem für die gesellschaftliche Entwicklung entscheidenden Gebiet in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Und solch ein Stillstand ist Tod, nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Konkurrenz. Fügen wir das entscheidende Argument hinzu: Auf diesem Gebiet bedroht das Privateigentum an den modernen Produktionsmitteln nicht andere Menschen durch Ausbeutung, umgekehrt - es befestigt die Chance für ihren Wohlstand. Warum also sich dieser Tendenz auf dem Weg zum Sozialismus in den Weg stellen? Vielleicht nur aus nostalgischen Gründen, aus Sehnsucht nach vergangenen Idealen, die schon keine mehr sind?

II. Plan und Markt

Wie wir oben angekündigt haben, ist die zweite große Frage, die man sub specie des Sozialismus der Zukunft betrachten muß, das Problem wirtschaftliche Planung versus Marktwirtschaft. Zu den oben aufgelisteten Thesen, die man als Pfeiler des traditionellen sozialistischen Denkens ansehen muß, zählten wir auch das Problem der Planwirtschaft, die die Anarchie des Marktes beseitigt. Das kommt daher, weil Marx, der Hauptautor dieser These, geradezu ein Feind der Marktwirtschaft überhaupt war. Die heutige Situation zwingt uns zur Modifikation dieses unerschütterlichen Standpunkts, ohne in irgendeiner Weise - wie es in vereinfachter Form die Neoliberalen vorführen - das Postulat der Planwirtschaft in ihrer richtigen und vernünftigen Gestalt zu eliminieren.

Vor allem - nicht nur um Marx' Ehre, sondern die der Idee selbst zu retten - sollte man berücksichtigen, unter welchen historischen Bedingungen Marx seine Urteile über die Marktwirtschaft fällte. Das war die Periode des wilden Manchesterkapitalismus, der nicht nur durch das Chaos der Marktbeziehungen charakterisiert wurde, sondern auch, in ihrem Ergebnis, durch die das ganze gesellschaftliche Leben zerstörenden Überproduktionskrisen. Marx schrieb damals in einem seiner Briefe: Wenn der Kapitalismus es lernen würde, die Überproduktionskrisen zu überwinden, dann wäre es nicht nötig, ihn als Gesellschaftsordnung zu liquidieren. Offenbar glaubte er, daß das unmöglich sei. Aber es geht nicht nur darum,

daß Marx die Anpassungsfähigkeit des Kapitalismus unterschätzte, die es ermöglichte, unter dem gleichen Namen "Kapitalismus" heute eine Gesellschaftsordnung mit anderen, sich vom alten Manchesterkapitalismus unterscheidenden Eigenschaften zu schaffen.

Der "Manager"-Kapitalismus ist etwas Neues, und man kann davon neue Dinge lernen, die Marx zu seiner Zeit nicht kennen konnte. Im neuen Sozialismus wird es nötig sein, diese Materie aufs neue aufzunehmen, die Erfahrungen der letzten Periode *sine ira et studio* (objektiv und leidenschaftslos) zu studieren, um zu lernen, wie man diese neue Gesellschaft am besten zu organisieren hat. In dieser Richtung wollen wir also vorangehen. Aber weil sich die Dinge gegenwärtig in einer üblen Atmosphäre des ideologischen Kampfes im Catcher-Stil befinden, müssen wir - aus Vorsicht - uns von den Manipulationen distanzieren, die von neoliberaler Seite gegen die Idee der Planwirtschaft geübt werden. Daher nähern wir uns der Hauptsache auf einem Umweg und beginnen mit der Säuberung des Terrains der Diskussion.

Kritik der Marktwirtschaftsideologie

Wenn ich das unverantwortliche neoliberale Balzen zum Thema freier Markt und angeblicher Sieg der "unsichtbaren Hand" des Marktes von Adam Smith über den unglücklichen Marx höre, dann - ich bekenne mich zu diesem Verbrechen - dreht sich mir der wissenschaftliche Magen nicht nur im Zeichen des Marxismus um, sondern auch in dem der Lemberger-Warschauer Schule, wenn es um das strenge wissenschaftliche Denken geht, unter dessen Leitung ich als Forscher geformt wurde. Insbesondere, wenn ein renommiert Wissenschaftler auf diese Weise vorträgt (in diesem Fall geht es mir um den Nobelpreisträger für Wirtschaft, Samuelson), stehe ich im Resultat vor der Alternative, den Nobelpreisträger für einen Ignoranten zu halten (schlimm!), oder für eine käufliche Feder, die den Interessen der sattem bekannten politischen Gruppen dient (noch schlimmer!). Beginnen wir also mit der Frage: Was für ein Untier ist dieser freie Markt, von dem so viel die Rede ist?

Daß ein Land wie Polen bei sich die Marktwirtschaft (aber welche?) einführen sollte, ist banal. In irgendeinem Sinne besteht der Markt seit Jahrtausenden. In irgendeinem Sinne (aber in welchem?) wird er bei uns bestehen. Es geht darum, eine falsch verstandene zentral geplante Wirtschaft zu liquidieren und durch eine andere Form der Organisation des wirtschaftlichen Lebens zu ersetzen. Das ist offensichtlich und in dem oben erwähnten Sinne banal. Aber hier geht es nicht um den freien Markt, den man uns aufdrängen will. Einen solchen Markt gibt es außerdem, wie ich schon sagte, nirgendwo auf der Welt, weder in den hochentwickelten Ländern noch in den Entwicklungsländern. In diesen Ländern, von denen das Diktat ausgeht, vor allem den Vereinigten Staaten, gibt es keinen freien Markt, stattdessen gibt es eine monopolistische, diktatorische Wirtschaft

der übernationalen Konzerne (multinationals). Es gibt davon gegenwärtig auf der Welt ungefähr 500, zur überwiegenden Mehrheit sind sie in den Vereinigten Staaten angesiedelt. Und eben diese diktieren die Wirtschaftspolitik und die Preise. Sie diktieren nicht nur, sondern - oh Wunder! - während man bei uns die Planwirtschaft attackiert: sie *planen*.

Dazu tritt auf diesem Gebiet in letzter Zeit noch etwas Wichtigeres in Erscheinung, worüber man nicht spricht und nicht schreibt, eine Art Tabu. Es geht um das übernationale Finanz- und Bankierskapital, das jene berühmten multinationals kontrolliert. Über die Rolle des Finanzkapitals schrieb zu Anfang des Jahrhunderts der österreichische Sozialdemokrat Hilferding sein fundamentales Werk. Lenin stützte darauf seine Arbeit über den Imperialismus. Dann wurde es still um diese Materie, aber sie kehrt heute auf einer höheren Ebene zurück. Dabei ist die Sache so wichtig, daß interessierte Kreise sich bemühen, sie zu verheimlichen. Die dienstfertigen Forscher schreiben nicht über dieses Thema, jedenfalls sehr selten, und die sogenannte Linke hat ihre meinungsbildende Rolle längst aufgegeben, im wahren Sinne dieses Wortes.

Im Westen - ich wiederhole es - gibt es keinen freien Markt (ich rede hier nicht von kleinen Heringsbändlern, sondern von einem wirklichen Markt, der über das ökonomische Leben eines Landes entscheidet). Es existiert stattdessen das Diktat der übernationalen Konzerne, und über ihnen noch des übernationalen Finanzkapitals. Und dazu tritt, unmittelbar oder mittelbar, der Staat in seiner Interventionsrolle auf, der mithilfe seiner Fiskalpolitik, mit Bestellungen von bestimmten Produkten o.ä. sich in das ökonomische Leben des Landes einmischt, sogar seine Entwicklung plant. Als Beispiel führe ich hier Japan an (obwohl es nicht das einzige Beispiel ist), das dank der Weitsichtigkeit seiner entsprechenden Organisationen (MITI) auf dem Gebiet der Mikroelektronik im Konkurrenzkampf auf diesem Gebiet sogar die Vereinigten Staaten überholte und, indem es die großen Industriekonzerne zur Zusammenarbeit zu diesem Ziel zwang, aus dem Land den Giganten Nummer eins in diesem Industriezweig machte. Das ist nicht nur Interventions-, sondern auch Planungstätigkeit des Staates. Wie schon gesagt, bezieht sich das nicht nur auf Japan.

Der Markt, der in diesen Ländern existiert und im Westen dominiert, ist also ein gesellschaftlicher Markt, und der Staat hält, in größerem oder kleinerem Maße, die Hand über den Wirtschaftsprozess, kontrolliert ihn, ist, in dem einen oder anderen Sinne, ein paternalistischer Staat. Daran haben wir uns gewöhnt. Bei uns wurde das schlecht gemacht, das wissen wir. Aber diese paternalistische Rolle des Staates, besonders in den Bereichen, in denen der Markt selbst offensichtlich nichts bewirkt - außer Zerstörungen - und nichts bewirken kann, wie z.B. in der Gesundheitsvorsorge, Wissenschaft, Kultur, die manche wildgewordenen Anhänger des Neoliberalismus auch in die Hände des freien Marktes überführen wollen,

wird in allen Staaten ausgeübt, deren Markt gesellschaftlich kontrolliert und gelenkt wird.

Das bezieht sich auch auf den Schutz der eigenen Wirtschaft vor ausländischer Konkurrenz. Man empfiehlt uns in dieser Hinsicht die Öffnung zur Welt. Und doch weiß sogar jeder beginnende Student der Wirtschaftsgeschichte, daß, als die heute industriell entwickelten Länder erst den Kapitalismus anstrebten, ihr Entwicklungsweg nicht durch den freien Markt und die Herrschaft der sogenannten unsichtbaren Hand führte, die später Adam Smith entdeckte und deren Spielregeln er formulierte, sondern durch den Merkantilismus, d.h. durch die Politik des Schutzes für den eigenen Markt. Auf andere Weise war es nämlich nicht möglich, die Grundlage der ökonomischen Macht zu schaffen, die erlaubt hätte, den offenen Konkurrenzkampf mit anderen Ländern zu beginnen.

Wir werden zu diesem Problem des Marktes unter etwas anderem Aspekt zurückkehren müssen, wenn von der Rolle des Staates im Kontext der Überlegungen zum politischen Antlitz des neuen Sozialismus die Rede sein wird. Hier können wir unsere Darlegungen in der kurzen Losung zusammenfassen: Markt - ja! freier Markt - nein!

Markt und Sozialismus

Kein vernünftiger Mensch kann heute - angesichts der Erfahrungen der Vergangenheit - abstreiten, daß der Markt auch zukünftig in der Gesellschaft des neuen Sozialismus notwendig sein (und mit Sicherheit existieren) wird. Aber niemand außer den dogmatischen Anhängern des Neoliberalismus kann behaupten - wiederum auf der Grundlage der Erfahrungen auf diesem Gebiet, der vergangenen und heutigen, - daß dies irgendein imaginierter freier Markt sein wird, der die planende Rolle des Staates und anderer Institutionen auf dem Gebiet der Wirtschaft ausschließt oder sich irgendeine - wiederum imaginierte - allgemeine Privatisierung dieser Wirtschaft vornimmt. In jedem Fall stimme ich, indem ich diese Überlegungen zur Diskussion stelle, für einen gesellschaftlichen regulierten Markt (in dem Sinne, daß der Staat oder andere dazu von der Gesellschaft berufene Institutionen das Spiel der freien Kräfte dort begrenzen, wo es notwendig ist), und für einen Markt, der in seiner Entwicklung vom Staat, bzw. von anderen zu diesem Ziel berufenen Institutionen geplant wird - wiederum dort, wo es möglich ist. Bis an die Grenzen des seinerzeit von Oskar Lange geforderten geplanten sozialistischen Marktes.

III. Staat und Demokratie im Sozialismus

Neben die ökonomischen tritt ein Block von politischen Fragen, die von Anfang an das unzerstörbare Fundament der sozialistischen Bewegung waren, unabhängig von der konkreten Gestalt, die diese in ihren verschiedenen Erscheinungsformen annahm. Besonders zwei Probleme drängen

sich auf, die wir mit unserem heutigen Wissen auf diesem Gebiet konfrontieren müssen, um ihre künftige Lösung in der Gesellschaft des neuen Sozialismus zu überdenken. Es geht mir hier um das Problem des Staates im Sozialismus und um das Problem der Demokratie.

Staat als "Apparat zur Verwaltung von Sachen"

Beginnen wir mit der Staatsfrage. Es ist eine falsche, übrigens oft wiederholte Ansicht, daß der Sozialismus eine Gesellschaftsordnung ohne Staat sein wird. Außer den anarchistischen Richtungen hat niemand unter den Sozialisten derartige Ansichten vertreten. In jedem Fall hatte der marxistische Sozialismus damit nichts gemein. Freilich herrschten Illusionen darüber, daß der Staat als "Regierung über Personen" im Sozialismus absterbe (eine Formulierung von Engels, die Lenin glühend popularisierte - besonders in seiner diesbezüglichen Programmschrift "Staat und Revolution" - was um so komischer war, als unmittelbar darauf diese Staatsmaschine zu monströsen Ausmaßen hinsichtlich ihrer repressiven Funktion ausgebaut wurde), aber niemals haben die Klassiker des Marxismus seine Notwendigkeit auch im Sozialismus, im Sinne eines Apparats zur "Verwaltung von Sachen", verneint. Das negierte auch Lenin in seiner euphorischen Phase zum Thema Absterben des Alten in der neuen Gesellschaft nicht.

Ich beschränke mich hier nur auf die Behauptung, daß die Staatsproblematik am schwächsten, oft sogar mit inneren Widersprüchen der in dieser Hinsicht ausgeführten Standpunkte von den Klassikern des Marxismus ausgearbeitet wurde (wir erinnern daran, daß der Tod Marx' Überlegungen zu diesem Thema unterbrach, während der Titel seine Absicht ausdrückte, sie im dritten Band des "Kapital" aufzunehmen). Von den verschiedenen sozialistischen Richtungen, und insbesondere den Marxisten, wurde die Rolle des Staates als Apparat zur "Verwaltung von Sachen" niemals, wenn man von den Anarchisten absieht, in Zweifel gezogen.

Und das reicht für den Anfang. Wägen wir also ab: Was war jene "Verwaltung von Sachen" zur Zeit von Marx und Engels, und was bedeutet sie heute? Heute ist sie doch eine Größe, die moderne Staaten nicht bewältigen können! Und das wird immer mehr: Angefangen von den Kosten, die trotz der Ansichten der neoliberalen Spinner auf den Staat entfallen und entfallen werden (wenn man die Mutation der Arbeitsgesellschaft berücksichtigt, die immer mehr die Gestalt einer Beschäftigungsgesellschaft annimmt, mit allen ökonomischen und gesellschaftlichen Konsequenzen daraus), bzw. auf die von ihm abgeleiteten Institutionen, auch wenn man die - hoffentlich! - wachsende Bedeutung aller möglichen Selbstverwaltungsinstitutionen verschiedenen Charakters und Grades berücksichtigt, über verschiedene - auch völlig neue - Verpflichtungen, die mit der immer größeren Kompliziertheit der Verwaltung (im traditionellen Sinne dieses Wortes) des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens verbunden sind, bis

zu den in ihrer Bedeutung lawinenartig anwachsenden ganz und gar (im weiten Sinne) modernen ökologischen und demografischen Problemen, zur Lösung des Nord-Süd-Konflikts usw. usf.

Das war meiner Meinung nach ein Erbe des utopischen Sozialismus und in gewissem Sinne auch der Epoche der Aufklärung und ihrer Träume, als der wissenschaftliche Sozialismus weiterlebte in noblen Utopien zum Thema Verbesserung der Menschen im Gefolge der sozialistischen Revolution, verbunden mit dem Absterben des Staates als "großen Massen bewaffneter Menschen" (d.h. des Unterdrückungsapparates) - wie es Lenin formulierte - im Resultat dieser Revolution. Meiner Ansicht nach kann man, trotz des Primitivismus dieser Anschauungen, im Kontext des Problems viel mehr aus ihnen herauslesen. Die Leute, die diese Ansichten verkündeten, waren persönlich edelmütig - sie glaubten wirklich daran -, aber gleichzeitig naiv. Und das ist keine gute Eigenschaft für einen gesellschaftlich engagierten Menschen. Sie waren sogar - einfach und mit dem Risiko des crimen laese maiestatis (Majestätsbeleidigung) gesprochen - unklug und nicht vorbereitet auf den Aufbau einer neuen Gesellschaft, wovon übrigens viele andere heute leichter als damals ablesbare Fakten der Vergangenheit zeugen. Wir wollen ihnen schon die Naivität der Ansicht zum Thema des magischen Endes jeglicher Kriminalität verzeihen, schon aus dem Grund, daß deren Kontinuität leicht vorhersehbar war, denn die Revolution schafft aus sich selbst nicht die gesellschaftlichen Gründe ab, die sie hervorbringen. Bleiben wir bei den Funktionen des Staates, denen kein vernünftiger Mensch unter den Sozialisten jemals widersprochen hat: der Verwaltung von Sachen. Könnten wir uns diese Funktion, besonders heute, beim gegenwärtigen Ausmaß und Charakter dieser Dinge, so vorstellen, daß man ohne Unterdrückung, ohne repressive Funktion bei diesen oder anderen im Spiel befindlichen Dingen auskommt?

Diese Überlegung führt uns geradezu zum Problem der repressiven Funktion des Staates im umfassenderen Sinne. Wir werden uns über dieses Thema nicht weiter verbreiten, da wir die Erfahrungen der Länder des realen Sozialismus (die Marx und Engels nicht kannten) und die verschiedenen Komplikationen des gesellschaftlichen Lebens in der gegenwärtigen Epoche vor Augen haben. Nicht verschwunden ist die Landesverteidigung, weil die Nationalstaaten und ihre Grenzen nicht aufgehört haben zu existieren; die Wirtschaftsverbrechen haben nicht aufgehört zu existieren - im Gegenteil, es gibt vielfach mehr davon; neue Arten von Verbrechen sind aufgetreten, wie z.B. der Drogenhandel; internationale, mächtige Verbrecherorganisationen sind entstanden, von denen sich zu jener Zeit niemand etwas träumen ließ; die gesellschaftliche Motivation für verbrecherische Taten hat nicht aufgehört zu existieren und wird mit Sicherheit über lange Zeit nicht verschwinden, auch in einer neuen Gesellschaftsordnung, wenn diese geboren wird, usw. usf. In dieser Situation können nur Tagträumer im schlechten Sinne dieses Wortes, Leute, die die Wirklichkeit ignorieren, damit man ihnen ihre Träume nicht zerstört, den Fakt der Notwendigkeit

des Unterdrückungsapparates und des Staates in diesem Sinne auch in der neuen gesellschaftlichen Situation negieren. Lenin, der so viel über das Absterben des Staates noch im Jahre 1917 geredet hatte, änderte schnell - und radikal - seine Meinung zu diesem Thema, als er Auge in Auge den Realitäten des Bürgerkrieges und der Intervention gegenüberstand.

Der langen Rede kurzer Sinn [im Original deutsch, d.Ü.] wie die Deutschen in solchen Situationen sagen, stützt sich auf eine banal klingende These: Der Staat wird in allen seinen gegenwärtigen Funktionen auch in der Gesellschaft des neuen Sozialismus existieren müssen, jedenfalls in der vorsehbaren Zukunft. Die weiteren Zeitausschnitte überlasse ich gern den Tagträumern und Science-fiction-Autoren. Praktisch hat das keine Bedeutung. Unser kurzes Kommuniqué zum Thema Rolle des Staates in der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft besitzt, trotz scheinbarer Banalität und angeblicher Verständlichkeit, eine praktische, nicht nur eine theoretische Bedeutung, weil es den Sozialismus aus den Wolken der Träume auf die Erde der Realien herunterholt. Dies ist angezeigt, wenn wir die möglichen Wege der Zukunft erwägen. Um so mehr, als es in diesem Sinne ein Novum in der Geschichte des sozialistischen Denkens ist, was Widerstand und Bedenken wenigstens bei einem Teil derer hervorrufen könnte, die die neue Wirklichkeit realisieren.

Daraus folgt nicht, daß die künftigen Erbauer des Sozialismus die heutige Gestalt des Staates mit seinem kompletten Inventar übernehmen müßten, d.h. mit seinen gegenwärtigen klassenmäßigen Abartigkeiten. In dieser Hinsicht ist alles offen für die Diskussion und für die Änderung der Formen und der Art, wie der Staat funktionieren soll. Dies um so mehr, als seine bisherigen Erscheinungsformen doch auch in der heutigen Gesellschaftsordnung einer Kritik unterzogen werden. Vor allem die Fragen der Dezentralisierung seiner Funktionen und die Frage, wie man in den gegenwärtigen Staat verschiedene Formen der Selbstverwaltung der Bürger einpaßt, unter anderem zu dem Ziel, ihre Partizipation am gesellschaftlichen Leben zu entwickeln. Wenigstens die zwei oben erwähnten Losungen schließen eine Menge verschiedener, potentiell innovativer Fragen ein, auf die wir keine fertige Antwort besitzen.

Das Problem des Staates verhindert sich organisch mit der zweiten Frage, die wir oben ausgewählt haben. Es geht um die Frage der Demokratie, genauer, um die Frage Demokratie versus Diktatur des Proletariats.

Demokratie versus Diktatur des Proletariats

Nur wegen des ideologischen Galimathias, den der sogenannte Marxismus-Leninismus im Rahmen des Marxismus verursachte, fand sich die Sache der Demokratie unter den am meisten kontroversen Fragen wieder, sogar in der sozialistischen Bewegung selbst. Für die Klassiker des Marxismus war es selbstverständlich, und sie wiederholten es mehrmals, daß die proletarische, sozialistische Demokratie eine höhere Entwicklungsetappe der

Demokratie in dem Sinne sein solle, daß sie unter Beibehaltung *aller* historischen Errungenschaften der hungerlichen Demokratie diese auf ein höheres Niveau hebt, indem sie ihnen einen realen Charakter und nicht nur den verhalder Deklarationen durch die Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verleiht. *Niemals* haben die Klassiker des Marxismus den Wert der Postulate der hungerlichen Demokratie negiert, und wenn sie über die kurze Übergangszeit der Diktatur des Proletariats nach der sozialistischen Revolution sprachen, dann verwies Marx auf das Beispiel der Pariser Commune, die - trotz Krieg und Konterrevolution - sich in ihrer Organisation an die demokratischen Spielregeln hielt, und Engels sagte direkt, daß die Diktatur des Proletariats die Herrschaft der parlamentarischen Demokratie sei. Das hinderte sie nicht an der Kritik der *bürgerlichen* Demokratie, unter anderen wegen ihres nur deklarativen Charakters (das berühmte Wort von Marx über das Ver- und Zertreten in parlamentarischen Wahlen), aber nur, um diesen Losungen einen realen Inhalt zu geben und ihnen die klassenmäßigen Fesseln des Kapitalismus abzunehmen. Lenin hat die ganze Sache auf den Kopf gestellt - indem er faktisch die Demokratie negierte -, was eine scharfe negative Reaktion der hervorragendsten marxistischen und sozialistischen Autoren jener Zeit hervorrief, wie Kautsky, Plechanow und sogar Rosa Luxemburg, die um der aktuellen revolutionären Ziele willen (in der damaligen revolutionären Situation in Europa) die russische Revolution trotz ihrer Kritik unterstützte. Die antidemokratischen Losungen und Methoden im Vorgehen Lenins, seine mit dem Marxismus nicht vereinbare Interpretation der Lösung der Diktatur des Proletariats widersprachen - obwohl er sie als Kriterium für einen Marxisten ausgab - dem Standpunkt der Klassiker des Marxismus. Es ist klar, daß alles erst später offensichtlich wurde, auf der Grundlage der Erfahrungen und des Niedergangs des realen Sozialismus, was den Pakt der Schädlichkeit dieser Ansichten nicht ändert, für deren versuchsweise Realisierung die internationale sozialistische Bewegung teuer bezahlt hat und noch bis auf den heutigen Tag zahlt.

Das betrifft auch die Stellung und die Tätigkeit der Anhänger des Marxismus-Leninismus, zu denen auch ich in gewissem Maß und Sinne gehört habe. Selbstverständlich ist heute alles leichter zu verstehen; dieses Verständnis drängt sich dem denkenden Menschen von selbst auf. Damals wurde es durch einen psychologischen Faktor erschwert - die Euphorie, die durch den in der Geschichte ersten Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus verursacht wurde. Das ändert, wenn überhaupt, wenig an der Falschheit der getroffenen Entscheidungen und verteidigten Ansichten. Es war möglich, die Ergebnisse schon damals zu sehen und vorherzusehen. Aber wenn das nicht geschah, wenn der Verstand dazu nicht gereicht hat, dann ist es heute nur möglich, sich zu den Fehlern zu bekenne und Selbstkritik zu üben. Ich mache das hiermit und hekenne gleichzeitig, daß das nichts an meinem Stolz darauf ändert, daß ich in diesen vergangenen Zeiten Kommunist war. Ein Widerspruch? Nein, nicht im geringsten. Und

auf die Erklärung der Sache werde ich im dritten Teil dieser "Sorgen" zurückkommen, wenn von meinem persönlichen Ärger die Rede sein wird.

Kehren wir zur Hauptsache zurück. Die ist einfach und beschränkt sich auf die Feststellung, daß Sozialismus ohne Demokratie - wie uns die traurige Erfahrung der Länder des realen Sozialismus lehrt - unmöglich ist und daß es darüber hinaus nur auf der Basis der Demokratie und der Einwilligung (des Konsenses) der Bürger für diese Transformation der Gesellschaftsordnung möglich ist, den Sozialismus aufzuheben. Man kann das, bei gutem Willen, schon aus Marx selbst herauslesen ("Die deutsche Ideologie"), aber tatsächlich hat diesen scheinbar banalen, aber doch so tiefgreifenden Gedanken erst Gramsci auf der Grundlage der Erfahrungen der Sowjetunion entwickelt, die er sogar hinter den Mauern des faschistischen Gefängnisses in Italien beobachten konnte.

Was können wir angesichts dessen an die Adresse der zukünftigen Erbauer des neuen Sozialismus sagen, auf der Grundlage unserer heutigen Erfahrungen, wenn es um das Material für die Überlegungen im Bereich der politischen Struktur der neuen Gesellschaftsordnung geht? Daß man im Sozialismus ohne Staat nicht auskommen kann, und das bei beiden von Marx hervorgehobenen Funktionen des Staates, und daß sich das gesellschaftliche Leben in der neuen Gesellschaft auf eine reale und nicht nur formale, deklarative Demokratie stützen sollte.

Der tiefste Inhalt dieser ganzen Erwägungen und eventuellen Problemlösungen ist die zentrale, immer noch auf ihre Lösung wartende Aufgabe, wie man in der sozialistischen Gesellschaft zur Identität des Interesses des Einzelnen mit dem Interesse der Gesellschaft gelangen kann. Meiner Meinung nach war das Fehlen einer Lösung dieses Problems, trotz dauernder Deklarationen zu diesem Thema, die Hauptursache - oder eine der Hauptursachen - für das Zusammenbrechen des Experiments des realen Sozialismus.

Dieses Problem kommt auch im neuen Sozialismus wieder. Um seine Lösung finden zu können, wird es nötig sein, viele der Bedingungen, die diesen Prozeß begleiten, zu berücksichtigen. Einen wichtigen Platz nehmen darunter die von uns oben angeregten Fragen ein. Das Verständnis für diesen Stand der Dinge rückt sie in ein neues Licht. Behalten wir das im Gedächtnis.

IV. Klassenlose Gesellschaft

Der dritte Block der traditionellen Kennzeichen des Sozialismus sind die gesellschaftlichen Fragen. Auf diesem Gebiet beschäftigen wir uns nur mit einem Problem: dem Postulat des Absterbens der gesellschaftlichen Klassen im Sozialismus.

Die sozialistische Gesellschaft ist eine klassenlose Gesellschaft - das ist quasi ein Dogma des traditionellen sozialistischen Denkens. Was können

wir zu diesem Thema sagen, wenn es um unsere heutige Prognose für die gesellschaftliche Struktur des neuen Sozialismus geht?

Beginnen wir mit der Frage nach der Definition der gesellschaftlichen Klassen. Also, unter einer gesellschaftlichen Klasse verstehen wir eine Gesamtheit von Menschen, die durch ihre Beziehung zu den Produktionsmitteln charakterisiert ist: Jene, die sie besitzen, d.h. die städtische Bourgeoisie und die Landbesitzer, und jene, die dieses Eigentums beraubt sind, die gezwungen sind, auf der Suche nach einer Art des Überlebens auf dem Markt ihre eigene Arbeitskraft als Ware anzubieten. Außerdem treten im Kapitalismus Mittelklassen auf, die - ausbrechend aus dieser Dichotomie der führenden Klassen - sich mit Dienstleistungen beschäftigen, wobei in diesen ausgedehnten Begriff die Menschen eingeschlossen sind, die geistige Arbeit oder handwerkliche Arbeit verrichten, im Handel und der Zirkulationssphäre tätig sind. Das ist natürlich eine vereinfachte Definition, aber sie beinhaltet die grundlegenden Kategorien des traditionellen sozialistischen Denkens in diesem Bereich.

Die Behauptung, daß die sozialistische Gesellschaft klassenlos sein wird, geht von einer Denkweise aus, die für die oben angeführte Klassendefinition charakteristisch ist. Sie stützt sich auf die These, daß die sozialistische Revolution das Privateigentum an Produktionsmitteln liquidiert und damit die Grundlage der Existenz der verschiedenen Klassen in der Gesellschaft aufhebt. Im Resultat entsteht, irgendwie automatisch, eine klassenlose Gesellschaft.

Viele Elemente dieses Gedankengangs entfallen gänzlich, wenn unsere vorherigen Überlegungen im Leben überprüft werden, oder sie ändern ihre Form. Was bedeutet das für das zentrale, hier interessierende Problem - die Klassenstruktur der Gesellschaft des neuen Sozialismus?

Entgegen dem ersten Eindruck ist die Sache komplizierter als im Fall der früheren Erwägungen zu diesem Thema. Einerseits nämlich wird angesichts des Absterbens der Arbeit in der traditionellen Bedeutung auch das traditionelle Proletariat absterben - davon war schon weiter oben die Rede, und man kann das als Axiom behandeln. Damit fällt der alte Marxsche Grundsatz von der Existenz und Definition der beiden führenden Klassen in der kapitalistischen Gesellschaft. Es wird freilich nicht nur die arbeitende Klasse, das Proletariat, absterben, sondern auch die kapitalistische Klasse, die üblicherweise als Bourgeoisie bezeichnet wird. Das gilt sogar dann, wenn das Privateigentum an Produktionsmitteln bestehen bleibt, wie oben gesagt, und es gleichzeitig damit auch Menschen gibt, die Eigentümer dieser Produktionsmittel sind. Daraus, daß jemand Eigentümer von Produktionsmitteln sein wird, folgt noch nicht, daß er von der Ausbeutung von Arbeitskraft leben wird, was aus ihm einen Kapitalisten in der heutigen Bedeutung dieses Wortes machen würde. Dazu muß ein Arbeiter existieren, der auf dem Markt seine freie Arbeitskraft verkauft - wir haben oben mehrfach unterstrichen, daß dies ein Wesensmerkmal des Kapitalis-

mus ist. Und in der Zukunft, wenn sogar das Privateigentum an Produktionsmitteln in der einen oder anderen Form existieren wird, aber die Produktionsmittel automatisiert sein werden, dann kann niemand den Roboter ausbeuten und aus ihm Mehrwert im marxistischen Sinne dieses Wortes gewinnen, sondern man wird ein Mehrprodukt erhalten. Das ist, wie wir schon wissen, nicht dasselbe. Was wird mit der Kapitalistenklasse, wenn die Proletarierklasse abstirbt?

Meiner Meinung nach wird das nicht mehr die Klasse der Kapitalisten sein. Dies gilt um so mehr als die Mehrheit von ihnen Eigentümer nicht von materiellen, sondern von geistigen Produktionsmitteln sein wird (in der Art von Computerprogrammen), obwohl ihre Position selbst sie als Eigentümer dieser Produktionsmittel charakterisieren wird.

Reicht das zur Bildung einer Klasse? Vielleicht ja, um so mehr, weil mit Sicherheit verschiedene Teile der Mittelklasse am Leben bleiben, sogar der Handwerker (z.B. Kunsthandwerker), und mit Sicherheit eine große Zahl von Repräsentanten verschiedener, auch nach heutigen Standards ausgefallener Dienstleistungen. Es wird dies eine unvergleichlich reichere Gesellschaft als die heutige sein, wenn man die größere Produktionseffektivität der Automaten und die völlig neuen Produktionsmethoden der Informatik-Gesellschaft in Rechnung stellt.

Es wird sich bei ihnen also um Gruppen von Menschen mit gleichem Status und (gleichen) Interessen handeln. Ist das nicht die Grundlage für die Herausbildung von gesellschaftlichen Klassen? Mir scheint, daß dies in erster Linie eine Sache der Klassendefinition ist. Denn alle Aspekte, die über die Herausbildung von großen Gruppe von Menschen mit gleichen Interessen entscheiden, - und das ist doch die Essenz einer gesellschaftlichen Klasse - existieren weiter. Aber das werden andere Klassen sein als die heute existierenden, und ihre gesellschaftliche Funktion wird höchstwahrscheinlich anders sein. Weil sie jedoch als soziale Gruppen dieses Typs existieren und eine bestimmte Rolle im gesellschaftlichen und politischen Leben spielen werden, wird man ihnen einen Namen geben müssen, um sie voneinander zu unterscheiden. Was ist besser? Soll man den alten Namen bewahren, oder soll man ihnen einen neuen Namen geben, eben damit man sie von ihrer alten gesellschaftlichen Existenz unterscheiden kann? Ich weiß es wirklich nicht. Wir können das Problem ruhig dieser neuen Generation überlassen, aber in dem Bewußtsein, daß es in irgendeinem Sinne eine Klassengesellschaft sein wird, wenn auch in einer neuen Bedeutung dieses Wortes. Das ist eine historisch normale Erscheinung, aber gleichzeitig ein Zeichen dessen, daß das, was kommt, wirklich ein neuer Sozialismus sein wird.

V. Sozialismus und Humanismus

Wie angekündigt, habe ich oben versucht zu erwägen, ob die von mir ausgewählten Grundthesen des traditionellen Sozialismus ihre Kraft auch im

neuen Sozialismus bewahren können. Es stellte sich heraus, daß keine der oben besprochenen Thesen dieses Typs die Probe der Mutation der neuen sozialistischen Gesellschaft bestehen wird. Sie werden durch die neuen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens liquidiert werden oder wenigstens ihre Gestalt ändern. Am Ende unserer Überlegungen gehen wir zu einem mächtigen Stoß über, der - auch wenn man das nie laut gesagt hat - den sozialistischen Gedanken von Anfang an dominierte. Dieses Element wird natürlich auch die neue Mutation seiner Form überdauern. Wie schon oben gesagt, wäre ohne dieses Fundament jeglicher Sozialismus keinen Schuß Pulver wert, wie man bei uns sagt.

Worum geht es mir? Um die ganz einfache und geradezu banal klingende Lösung der Nächstenliebe, die nicht nur den sozialistischen Richtungen eigen ist, aber ohne deren Realisierung - wie schon gesagt - der Sozialismus nicht existieren kann. Man kann das anders, auf eine gelehrtere Art sagen: das ist eine *notwendige*, aber nicht hinreichende Bedingung zur Realisierung des Sozialismus. Aber es ist eine *notwendige* Bedingung, die die Erbauer des Sozialismus nicht vergessen dürfen. Zur größeren Klarheit sage ich es noch anders, ein wenig lyrisch: Man kann den Sozialismus nicht ohne Herz aufbauen und vergessen, daß der Sozialismus für den Menschen ist, und der Mensch kein Werkzeug für den Aufbau selbst der vollendetsten - nach dem Entwurf ihrer Konstrukteure vollendetsten - Gesellschaftsordnung ist. Diese ganzen Erörterungen kommen daher, daß wir uns die Finger verbrannt haben - wir, die Anhänger einer bestimmten Ausgabe des Sozialismus, die diese Wahrheit vergessen hatten. Niemals wieder!

Aber Verzeihung, verkünden das nicht auch andere, vor allem die großen Religionen? Natürlich sind wir, die Anhänger des Sozialismus, nicht allein auf der Welt mit dieser Wahrheit. Daher habe ich auch gesagt, daß die Befolgung dieses Prinzips eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die erfolgreiche Realisierung des Sozialismus ist. Aber andererseits lohnt es sich zu unterstreichen, daß diese Gemeinschaft eine gewisse ökumenische Haltung erlaubt: den Zusammenschluß der gemeinsamen Reihen der Verteidiger dieses Postulats im gemeinsamen Kampf für seine Realisierung, sogar wenn uns außerdem ernste Unterschiede trennen.

Und sie trennen uns tatsächlich. Es lohnt sich, ein paar Worte zu diesem Thema zu sagen, um besser zu verstehen, worum es uns wirklich geht, wenn wir die Parolen des Sozialismus verkünden.

Die Sache ist die, daß wir nach dem Glück des Menschen streben, in dem Sinne, daß wir dazu die realen Grundlagen für jeden schaffen. Alles andere ist zweitrangig, diesem Prinzip der Nächstenliebe untergeordnet. Aber wer das nicht versteht oder es sogar in der Praxis hinter sich läßt zugunsten anderer praktischer Ziele, ist kein Sozialist, kann es nicht sein, sogar wenn er außerdem ein treues und gehorsames Mitglied irgendeiner Partei ist, die den irreführenden Namen einer kommunistischen oder sozialistischen Par-

tei oder irgendeiner anderen, aber sozialistische Losungen verkündenden Partei trägt. Ich wiederhole mich, aber ich muß es noch einmal hier sagen, ohne "Herz" gibt es keinen Sozialismus.

Gut! sagt der Zuhörer, aber worin unterscheidet ihr Sozialisten euch, jedenfalls die in der marxistischen Ausgabe, vom Rabbi Hilel, der in der Nächstenliebe das Wesen der mosaischen Religion sah, als er auf die Frage eines Andersgläubigen nach ihrem Inhalt antwortete, vom späteren Christus der Bergpredigt oder vom Hl. Paulus in dem berühmten Römerbrief? Und wir unterscheiden uns, indem wir diesen Losungen zustimmen, auf grundlegende Art. Hier kommen wir zum Kern der Sache.

Wenn man sagt, daß der Mensch und die Bedingungen seines glücklichen Lebens der höchste Wert in unserer gesellschaftlichen Tätigkeit sind, dann verkündet man den Humanismus, in der beschriebenen Bedeutung dieses vieldeutigen Wortes. Aber diesen Humanismus verkündend, kann man gleichzeitig behaupten, daß dieser Wert aus göttlichem Auftrag und Gebot hervorgeht; das eben betonen die religiösen Richtungen der jüdisch-christlichen Tradition, wie oben exemplifiziert. Ein solcher Humanismus ist heteronom, d.h. er sucht die Quellen seiner Werte außerhalb des Menschen, was Menschen tun müssen, die an die Existenz eines Gottes glauben, der ihr Schicksal beherrscht. Man kann auf diese gleiche Frage jedoch anders antworten: Nämlich, daß der Schöpfer dieser Werte und Befehle der Mensch selbst ist. Er schafft sie in seiner gesellschaftlichen Tätigkeit, die eine solche Kodifizierung der Grundsätze verlangt, indem sie sie hierarchisiert und einem bestimmten höchsten Wert unterordnet, wie es der Mensch und sein Wohl sind. Einen solchen Humanismus nennen wir autonom, weil er sich auf die autonome Tätigkeit des Menschen auch in diesem Bereich beruft, ohne daß man eine Intervention von außermenschlichen Faktoren hinzutun muß. Das ist ein grundlegender Unterschied, der sich stützt auf den religiösen Glauben oder seine Verwerfung, den kein logischer Streit entscheidet, weil auf diesem Gebiet - Glaube an Gott oder Unglaube - kein letzter Beweis existiert und nicht existieren kann.

Hat dieser Unterschied irgendeine Bedeutung außerhalb der Domäne des philosophischen Streits? Ja, das hat er, und zwar eine weittragende, weil er die menschliche Tätigkeit beeinflusst - sie anregt oder hemmt. Aber diese Sachen überschreiten unsere gegenwärtigen Interessen, und deshalb vermerken wir ihre Existenz und setzen diesen Gedankenfaden nicht fort.

Stattdessen interessiert uns die Hervorhebung der Gemeinsamkeit der Humanismen - von daher kommt das Streben nach einem ökumenischen Humanismus. Das ist eine wertvolle Weisung auch für die neue Linke.

Übersetzung: Elvira Högemann-Ledwohn/Bozena Gryzcka

Gottfried Stiehler

Kommunismus - Ideal und praktische Bewegung

Marx/Engels: Die wirkliche Bewegung

In frühkommunistischen Vorstellungen erschien der Kommunismus als Idealwelt, die die Mißstände der kapitalistischen Gesellschaft überwunden haben werde. Gleichheit des Besitzes und des Genusses sowie der Entwicklungschancen aller Individuen wurden als die herausragenden Merkmale der künftigen freien, solidarischen und gerechten Gesellschaft angesehen. Der objektive Impuls dieser Ideen lag in den Widersprüchen, Konflikten und Defiziten der bestehenden Gesellschaft, doch konnte der reale Übergang in die künftige heile Welt nur unscharf aufgezeigt werden. Im Unterschied dazu suchten Marx und Engels den Kommunismus als die praktische Antwort auf die objektiven, vor allem ökonomischen Probleme der kapitalistischen Gesellschaft kenntlich zu machen. Daraus ergab sich ein Konzept des Kommunismus, das, obwohl es illusionäre, durch den wirklichen geschichtlichen Prozeß nicht gedeckte Vorstellungen enthielt, diesen in größere Nähe zur realen Entwicklung des Kapitalismus brachte. Diesem Verständnis zufolge war der Kommunismus kein künftiger Heilszustand, sondern der realgeschichtliche Prozeß der Bewegung und Lösung der Widersprüche der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Schlüsselsatz dieses Konzepts ist die These aus der "Deutschen Ideologie": "Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein *Ideal*, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben /wird/. Wir nennen Kommunismus die *wirkliche* Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung."¹ Diese Konzeption hätte, konsequent umgesetzt, den Marxismus vor fragwürdigen Idealisierungen bewahren können, die das Bild des Kommunismus bei Marx und Engels und verschärft bei den Nachfolgern belasteten. Denn trotz dieses entschieden realistischen, materialistischen Denkansatzes nahmen Marx und Engels gedankliche Vorgriffe auf den Kommunismus vor, die durch den wirklichen geschichtlichen Prozeß nicht begründet waren.

Die leitende Idee, mit der die Bewegung zum Kommunismus charakterisiert wurde, bestand im Verweis auf die historische Notwendigkeit der Selbsterhebung der Individuen zu Gestaltern und Beherrschern ihrer Vergesellschaftung. Vorausgesetzt war, daß der gesellschaftliche Zusammenhang sich aus praktisch-tätigen Beziehungen zwischen den Individuen, primär in der materiellen Arbeit, herstellte und daß er im Kapitalismus die Form einer über den Menschen thronenden, ihnen entfremdeten Gewalt

¹ Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie, in: MEW, Bd. 3, S. 35.

annahm. Die Vergesellschaftung stellte sich als ein von den Individuen hervorgebrachter, zugleich aber sie beherrschender Zusammenhang dar, der sich in der Macht der Eigentümer der Produktionsmittel über die abhängig Beschäftigten, die ausgebeuteten Volksmassen verkörperte. Um das Leben des Volkes materiell und kulturell, ökonomisch und politisch grundlegend zu verbessern, mußte die Selbstentfremdung der Produzenten überwunden und durch ihre Selbstbestimmung ersetzt werden, was die Beseitigung der bestehenden ökonomischen und politischen Machtverhältnisse erforderte. Diesen geschichtlichen Vorgang sahen Marx und Engels als die Erlangung der Herrschaft der Produzenten über ihre Vergesellschaftung, ihr soziales Leben, und damit als die Schaffung der Voraussetzungen wahrer Demokratie und Freiheit an. Der Staat würde absterben, aus einer politischen zu einer bloßen Verwaltungsinstitution werden. Doch blieb das Problem der Verbindung von zentraler Administration und eigenverantwortlichem, selbsttätigem Wirken der Individuen und Gemeinschaften offen. Marx und Engels setzten auf die Verwaltung und Planung des "gesamten sozialen Lebens" (Engels), da sie annahmen, aus der unkontrollierten Eigenbewegung gesellschaftlicher Subjekte werde sich der Zustand sozialer Anarchie und Entfremdung immer wieder neu herstellen. Die Individuen sollten die sachlichen Mächte sich unterordnen, die Teilung der Arbeit, Quelle des sozialen Gegeneinanderstrebens, aufheben. Leitmotiv war die Idee sozialer Gleichheit, der Überwindung gesellschaftlicher Parzellierung, der feindlichen Beziehungen zwischen den gesellschaftlichen Akteuren. Nur so könne "an die Stelle der Herrschaft der Verhältnisse und der Zufälligkeit über die Individuen die Herrschaft der Individuen über die Zufälligkeit und die Verhältnisse" gesetzt werden.² Eben dies fiel für Marx und Engels zusammen "mit der Aufgabe, die Gesellschaft kommunistisch zu organisieren."³ Die total verwaltete und verplante Gesellschaft würde alles Spontane in den gesellschaftlichen Beziehungen tilgen, damit aber auch, was Marx und Engels nicht sahen, Quellen innovativer Gesellschaftsentwicklung verschließen. Kontrolle und bewußte Beherrschung der gesellschaftlichen Mächte schienen keinen Raum für Eigenständigkeit, für ein Abweichen von gesellschaftlichen Normen und zentralen Auflagen zuzulassen. In der kapitalistischen Gesellschaft beherrscht, nach Ansicht von Marx, der Zufall den Austausch zwischen den Produkten und der auf sie verwendeten gesellschaftlichen Arbeit. Daher konnte es nur folgerichtig sein, die gesellschaftliche Produktion einer verbindlichen Planung und zentralen Verwaltung zu unterstellen, um die Herrschaft des Zufalls zu überwinden. Friedrich Engels verschärfte diese Idee im "Anti-Dühring" zu der These, mit der Beherrschung der eigenen Vergesellschaftung der Menschen würden auch die Gesetze ihres gesellschaftlichen Tuns mit voller Sachkenntnis angewandt und damit beherrscht. Das sah Engels als die

² Ebd., S. 424.

³ Ebd.

Beseitigung der kapitalistischen Anarchie und die bewußte Durchsetzung gesellschaftlicher Notwendigkeit an: gesamtgesellschaftliche Produktion nach vorherbestimmtem Plan.

Die humanistische Idee bewußter Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens durch die Individuen war indes auf eine brüchige theoretische Grundlage gestellt, da Marx und Engels die Warenproduktion nur nach ihrer negativen Seite faßten und die angezielte nicht-kapitalistische Ordnung nicht als dynamischen Prozeß des Ausbalancierens widersprüchlicher Seiten und Kräfte ansahen, die sozialistische Gesellschaft linear-kausal als System zentraler Steuerung individueller und gemeinschaftlicher Aktivitäten dachten. Damit aber konnte, was Marx und Engels nur in Ansätzen erkannten, an die Stelle der Despotie der sachlichen Mächte die Despotie der zentralen Planungs- und Leitungsinstanzen treten und die pointierte allseitige und freie Entwicklung der Individuen zur bloßen Phrase werden.

Leitend war die Vorstellung eines "Gesamtplan(s) frei vereinigter Individuen"⁴, wobei die *crux* in der Verknüpfung des Gesamtplans mit dem eigenständigen Wirken der Individuen bestand; diesen in der Sache liegenden Widerspruch haben Marx und Engels nicht gefaßt und noch weniger seine Lösung konturiert. Engels meinte in den "Grundsätzen des Kommunismus", die künftige Gesellschaft werde alle Produktionszweige, bei Abwesenheit von Konkurrenz, für gemeinschaftliche Rechnung betreiben lassen. Zwar sollten in die Ausarbeitung des Plans alle Gesellschaftsglieder einbezogen werden - ein demokratischer Gedanke -, doch würden sie danach der verbindlichen zentralen Planung unterworfen werden - Einschränkung bzw. Aufhebung der Demokratie. Im Geiste frühkommunistischer Prophetien nahm Engels an, in der kommunistischen Gesellschaft werde es ein leichtes sein, die Bedürfnisse der Individuen zu ermitteln und die Produktion im Einklang damit zu organisieren. Bedürfnisse und Produktion faßte er aus der Optik zentraler Verwaltung. An diesem Gedanken hielt Engels zeit seines Lebens fest (siehe "Anti-Dühring"), auch Marx stand ihm nahe. Allerdings entwickelte Marx später die Idee einer produktionsgenossenschaftlichen Ordnung der künftigen Gesellschaft; in ihr werde eine dezentrale Assoziation sich selbst verwaltender Produzenten bestehen, die der rigiden staatlichen Kontrolle der Produktion, die stets die Gefahr des Despotismus in sich berge, überlegen sei.⁵ In der von der Pariser Commune angestrebten Kommunalverfassung erblickte Marx ein Korrektiv gegen politische Überzentralisierung und Funktionärswillkür: Alle Macht sollte von den Kommunen und nicht von einer Zentralregierung ausgehen. Wesentliches Kennzeichen einer kommunistischen Organisation der Gesellschaft sollte nach Ansicht der Begründer des Marxismus die Überwindung der Warenproduktion, mit Markt, Handel, Konkurrenz und Geld, sein. In dieser sahen Marx und Engels die Quelle der Selbstent-

⁴ Ebd., S. 72.

⁵ Siehe Karl Marx: Der Bürgerkrieg in Frankreich, in: MEW, Bd. 17, S. 239f., 342.

fremdung der Produzenten, der an das Privateigentum an Produktionsmitteln gebundenen Herrschaft sachlicher Mächte über das Leben der Menschen. Im Kapitalismus seien die spontanen Akte des Kaufs und Verkaufs von Waren die Grundlage der Anarchie der gesellschaftlichen Produktion und damit der Unfreiheit der Produzenten, der Herrschaft des Zufalls anstelle begriffener und bewußt gestalteter Notwendigkeit. In der kommunistischen Gesellschaft sei die Vergesellschaftung die eigene freie Tat der Menschen, die objektiven Mächte des gesellschaftlichen Lebens würden unter die Kontrolle der assoziierten Produzenten treten, die Herrschaft des Geldes entfallen. Marx, Engels und Lenin waren überzeugt, daß die Konstitution des gesellschaftlichen Zusammenhangs der Individuen durch einen "Gesamtplan" und die zentrale Steuerung ökonomischer und gesellschaftlicher Aktivitäten Freiheit und Eigenverantwortung der Individuen sowie materielle Sicherheit und kulturvolle individuelle und gemeinschaftliche Existenz verbürgen werde. Der innere Zusammenhang der Bewegung des gesellschaftlichen Organismus einer kommunistisch verfaßten Gesellschaft, der diese Vorzüge künftiger Lebensweise garantieren sollte, blieb indes weitgehend unklar. Auf diesem Gebiet war die kommunistische Bewegung stets durch einen gravierenden Mangel an theoretischer Substanz gekennzeichnet.

Marx sah als die ökonomische Basis der sozialistischen (kommunistischen) Gesellschaft das Eigentum der assoziierten Produzenten (der Gesamtheit der Staatshürger) an Produktionsmitteln an, und zwar nicht als Privateigentum einzelner, sondern als unmittelbares Gesellschaftseigentum. Alle mit dem Kapitaleigentum verknüpften Funktionen im Reproduktionsprozeß würden als Funktionen der gemeinschaftlichen Produzenten in gesellschaftliche Funktionen übergehen. Dabei war freilich von den Funktionen in der Produktion und Zirkulation von Waren abstrahiert, da sie ja in der künftigen Gesellschaft ohnehin verschwinden würden. Das "arbeitende Volk" werde, wie Engels in "Zur Wohnungsfrage" versicherte, Gesamteigentümer der Häuser, Fabriken und Arbeitsinstrumente sein. Die Verbrauchsgüter würden individuelles Eigentum bleiben, und so würde eine Verbindung von gesellschaftlichem produktiven und individuellem konsumtiven Eigentum entstehen.

Marx und Engels nahmen an, auf dieser ökonomischen Grundlage werde es, im Gegensatz zu der Vereinseitigung und Verkrüppelung des Produzenten im Kapitalismus, zu einer allseitigen Entwicklung der Persönlichkeit kommen. Die moderne industrielle Produktion erforderte nach Ansicht der Klassiker des Marxismus einen allseitig ausgebildeten und einsatzfähigen Produzenten, der von der knechtenden Unterordnung unter die Teilung der Arbeit befreit sein würde. Die Allseitigkeit müßte sich allerdings auch im Raum des Politischen und des Geistig-Kulturellen bewähren, was bei Marx und Engels programmatisch eine geringere Rolle spielte, da sie davon ausgingen, die künftige sozialistische Gesellschaft werde ohnehin jegliche Unterdrückung ausschließen. Das Ideal des allsei-

tig entwickelten Individuums war nicht im Kontext realer Macht- und Kräfteverhältnisse der Übergangsgesellschaft konzipiert, und daher haftete ihm ein spekulatives Moment an. Das Kommunistische Manifest kennzeichnet die kommunistische Gesellschaft als eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller sei. Diese humanistische Idee war indes nicht mit dem materialistischen Konzept der sozialen Bedingtheit des Individuums zusammengeschlossen, dessen Grundlagen im Manifest ausgearbeitet waren; sie stellte die Gesellschaft gleichsam auf die Spitze des Individuums, konnte dessen Selbstentwicklung aber nicht aus sozialen Voraussetzungen herleiten. Das Privateigentum könne nur aufgehoben werden unter der Bedingung einer allseitigen Entwicklung der Individuen⁶: Das involvierte, daß diese Entwicklung bereits im Kapitalismus ihren Anfang nahm bzw. daß sie nur als produktionstechnischer Zusammenhang gedacht wurde. Zugleich aber sollte die "kommunistische Revolution" als gemeinsame Bedingung der freien Entwicklung der Individuen durchgeführt werden. Im Kommunismus werde die Solidarität aller Platz greifen, eine universelle Betätigung der Individuen auf Basis der geschaffenen Produktivkräfte stattfinden - eine vorrangig ökonomische Sicht der allseitigen und freien Entwicklung der Individuen (siehe Engels: "Grundsätze des Kommunismus"; "Anti-Dühring").

In der kommunistischen Gesellschaft gibt es nach Ansicht von Marx und Engels keine Klassen mehr, die politische Gewalt ist aufgehoben. Das setzt die ökonomisch-technische Gleichartigkeit von industrieller und landwirtschaftlicher Arbeit und die Aufhebung der als Übergangsform gedachten Diktatur des Proletariats voraus. Das letztere war im Konzept von Marx und Engels ein unklarer Punkt, da sie kaum Vorstellungen darüber entwickelten, auf welchen konkreten Wegen die staatliche Macht umfassend demokratisiert und so in ein der Gesellschaft untergeordnetes Organ verwandelt werden sollte. Voraussetzung wäre eine politisch-juristisch verbürgte Demokratie der Übergangsgesellschaft, wozu Marx im Blick auf die Konzepte und Erfahrungen der Pariser Commune Erwägungen anstellte. (Dezentralisierung, Rechenschaftspflicht der Beamten, Abwählbarkeit der Abgeordneten, Einheit gesetzgebender und vollziehender Gewalt, reale Gleichstellung der Individuen). Wichtig war der Gesichtspunkt, zur kommunistischen Revolution sei ein massenhaftes kommunistisches Bewußtsein, das nur in der praktischen Bewegung entstehen könne, notwendig. Damit wurde die Einheit von objektiver und subjektiver Veränderung angesprochen, ein Gedanke, der Bewegungsformen und Resultate künftiger Gesellschaftsveränderung zwar offenließ, aber die bedeutende Rolle des geistigen Elements in der Geschichte akzentuierte.

In den Vorstellungen von Marx und Engels über die kommunistische Revolution dominierte der Gedanke eines naturnotwendigen Geschehens, einer linearen Gesellschaftsentwicklung. Das stand mit der Tendenz zu ei-

⁶ Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie, a.a.O., S. 424.

nem vereinseitigten Kausalitätsdenken, einem Gesetzesfetischismus in Zusammenhang, der im 19. Jahrhundert das wissenschaftliche Denken stark beeinflusste. Gleichzeitig aber entwickelten die Begründer des Marxismus Ansätze einer Idee von der offenen, durch Wahrscheinlichkeiten und Vielfalt bestimmten geschichtlichen Bewegung der Gesellschaft. Aus den ökonomischen Grundtatsachen leiteten sie keineswegs immer ein zwangsläufig adäquates Geschehen im sozialen und politischen Bereich ab. Schon in den "Grundsätzen des Kommunismus" erklärte Engels, die wahrscheinlich dereinst eintretende Revolution des Proletariats werde nur allmählich die jetzige Gesellschaft umgestalten und erst dann das Privateigentum abschaffen können, wenn die dazu nötige Masse von Produktionsmitteln geschaffen sei. Damit war gedanklich Raum für differente soziale Entwicklungen gegeben und ein linear-gesetzmäßiger Ablauf der Geschichte verneint. Mannigfache Schritte ökonomischer, sozialer und politischer Umgestaltung der Gesellschaft sollten den Weg zur Erlangung der Herrschaft der Individuen über ihr ökonomisches und soziales Leben bereiten. Auch Lenin war der Überzeugung, eine Gesellschaft ohne tiefgreifende soziale Unterschiede könne nur in langen Zeiträumen geschaffen werden, womit im Grunde Offenheit künftiger sozialer Entwicklung, in der zunächst nur "Vorstufen der kommunistischen Gesellschaft"⁷ existieren würden, vorausgesetzt war. Die Propagierung der kommunistischen Revolution als ein Völker und Nationen umspannender langwährender geschichtlicher Prozeß fand ihre konzeptionelle Verankerung in der Idee der Zweistufigkeit der kommunistischen Gesellschaft, wie sie Marx in der "Kritik des Gothaer Programms" entwickelte. Hier war von einer genossenschaftlichen, auf Gemeineigentum an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaft als "erster Phase" die Rede, in der noch formell das Prinzip des Warenaustauschs herrschen würde. Erst in einer höheren Phase, deren genetischer Zusammenhang mit der niederen Phase im Dunkeln blieb, sollte, auf Grundlage bedeutend entwickelter Produktivkräfte und allseitiger Entwicklung der Individuen, zum eigentlichen Kommunismus und der ihm gemäßen Produktions- und Verteilungsweise übergegangen werden. Hervorhebung verdient, daß Marx in diesem Kontext vom "genossenschaftlichen" Eigentum der Arbeiter an den objektiven Produktionsbedingungen ausgeht, ein Gedanke, der im Staatssozialismus theoretisch wie praktisch nur eine geringe Rolle spielte. Bedeutsam ist die Erwartung von Marx und Engels, daß der Staat im Gefolge der kommunistischen Revolution verschwinden und einfachen administrativen Funktionen Platz machen werde.

⁷ W.I. Lenin: LW, Bd. 33, S. 43.

Beherrschte Vergesellschaftung heute

Die Problemlagen von Wirtschaft und Gesellschaft in den hochindustrialisierten kapitalistischen Ländern verweisen auf die Notwendigkeit, daß die Individuen ihre ökonomische, politische und kulturelle Vergesellschaftung gesellschaftlich-bewußt vollziehen, die von ihnen geschaffenen gesellschaftlichen Mächte unter ihre Kontrolle nehmen und national wie global umwelt- und menschenverträglich zur Wirkung bringen. Daher sind Grundgedanken des von Marx und Engels ausgearbeiteten Programms kommunistischer Umgestaltung der Gesellschaft weiterhin bedeutsam - natürlich unter Berücksichtigung der tiefgreifend veränderten gesellschaftlichen Bedingungen. Aber die historische Notwendigkeit, die in dem Projekt "Kommunismus" formuliert ist, steht heute eher verschärft als Existenzproblem vor der Menschheit. Die Individuen sind nach wie vor Objekte ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs, und dieser bedroht in Gestalt einer Objekt-Subjekt-Verkehrung das Dasein und die Entwicklungschancen der modernen Menschheit.

Eine wesentliche Aufgabe besteht darin, die Quellen der Selbstentfremdung des heutigen Menschen aufzudecken und aus dieser Erkenntnis Orientierungen für soziales Handeln zum Zwecke der Selbstkonstituierung der gesellschaftlichen Subjekte zu gewinnen. Einseitige Kennzeichnungen der Bedingungen gesellschaftlicher Entfremdung gehen fehl, ebenso ihre undifferenzierte Charakterisierung. Die gesellschaftlichen Gesetze, Zusammenhänge und Prozesse, die gegenwärtig als nicht gemeistertes Schicksal auf der Menschheit lasten, sind vorab ökonomischer Art. Massenarbeitslosigkeit, Existenzunsicherheit, Herrschaft des Geldfetischs, Umweltzerstörung, sich ausbreitende Armut, nationale und globale Ausbeutung natürlicher und menschlicher Ressourcen, unkontrollierte Macht von Banken und Konzernen usw. sind, als primär ökonomische Tatbestände, Ergebnisse dessen, daß die von den Produzenten geschaffenen wirtschaftlichen Mächte sich diesen gegenüber verselbständigen - eine direkte Folge der Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums durch eine Minderheit. Die Beziehungen in diesem Gesellschaftsbereich sind nicht die einer verständigungsorientierten Kommunikation, sondern des Kampfes um die Wahrnehmung eigener Interessen in der Auseinandersetzung mit den Interessen anderer. Das ist ein Resultat des auf kapitalistischer Grundlage anarchisch sich vollziehenden Marktgeschehens, weshalb Marx und Engels mit der Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln auch die des gesellschaftlicher Kontrolle entzogenen Marktes für unerlässlich hielten.

Eine ambivalente Problemlage besteht in der notwendigen Einschränkung, wenn nicht Überwindung der Kapitaldominanz und der gesellschaftlichen Regulierung der Marktprozesse (sofern nicht ihrer Abschaffung). Diese wie alle anderen grundlegenden gesellschaftlichen Probleme sind mit der Selbstorganisation gesellschaftlicher Subjekte verknüpft, die die Lösung

der weltgeschichtlichen Aufgaben in Angriff nehmen. Für Marx und Engels war die Frage des revolutionären Subjekts relativ einfach lösbar. Sie gingen von der materiellen und politisch-kulturellen Situation der größten produzierenden Klasse, des Proletariats, aus und meinten, aus dessen objektiver Lage gingen die Impulse zu revolutionärer Aktion gleichsam mit Naturnotwendigkeit hervor. Diese eindimensionale Betrachtungsweise versagt völlig vor der Gegenwart. Einerseits hat sich die Arbeiterklasse und ihre soziale Situation wesentlich verändert, ist in unterschiedliche Kraftfelder diversifiziert, andererseits sind die das Dasein großer Menschenmassen belastenden Probleme von hochkomplexem Charakter, berühren mehr oder minder stark alle gesellschaftlichen Gruppen (wobei die Inhaber der maßgeblichen Produktions- und Finanzmittel eine privilegierte Stellung einnehmen). Aus dieser nationalen Grenzen überschreitenden existentiellen Betroffenheit können sich Impulse und Zwänge für gesellschaftsveränderndes Handeln sozialer Bewegungen ergeben. Wie stets, so ist auch in diesem Fall die Selbstgenerierung der gesellschaftlichen Subjekte an ideelle (Bewußtsein), materielle (Rolle in der gesellschaftlichen Produktion) und politisch-organisatorische Bedingungen gebunden. Da die Voraussetzungen umwälzender Praxis nur allmählich reifen, sind gesellschaftliche Veränderungen mit Tiefenwirkung unter den gegenwärtigen Bedingungen nur durch schrittweise Aufhebung der bestehenden Eigentums- und Machtverhältnisse denkbar und möglich.

Menschliches Handeln ergibt sich aus der Spanne zwischen subjektiven Bedürfnissen, Zwecken, Werten, Normen - und den objektiven Voraussetzungen ihrer Realisation. Diese Spanne kann manifest oder latent sein, unmittelbar erfahren oder nur in Gedanken gefaßt werden. Das Subjekt ist vielgestaltig, nach Zeit, Ort und sozialem Charakter unterschieden, und auch seine Bedürfnisse und Ziele variieren erheblich. Innerhalb des Subjekts gibt es fokussierende Potenzen und Kräfte, deren Wirken die gesellschaftlichen Verhältnisse nachhaltig zu beeinflussen vermag. Zwischen objektiven Verhältnissen und subjektivem Verhalten besteht keine lineare Beziehung; Form und Inhalt der Verarbeitung gesellschaftlicher Widersprüche durch die Subjekte wirken maßgeblich auf ihre Aktionen ein. Die Zukunft ist offen, mannigfaltig sind die realen Möglichkeiten und Notwendigkeiten wie auch die subjektiven Agentien. Vieles hängt von Willen, Bewußtsein und praktischem Engagement ab. Subjekte der Überwindung der Entfremdung sind die um progressive Veränderungen kämpfenden gesellschaftlichen Kräfte der Metropolen und der von den gesellschaftlichen Entwicklungen zutiefst bedrohten Völker der "Dritte-Welt"-Länder.

Herrschaft der Individuen über ihre Vergesellschaftung bedeutet, daß sie über gesellschaftliche und staatliche Vermittlungen die ökonomischen, sozialen und politischen Prozesse gezielt ihrem gemeinschaftlichen Einfluß unterwerfen, daß die einzelnen Gesellschaftsglieder an den Entscheidungen der Macht im Interesse gesellschaftlicher Wohlfahrt partizipieren. Allerdings sind die Vorstellungen darüber, wie die subjektiv-bewußte Gestal-

tung der gesellschaftlichen Verhältnisse vonstatten gehen soll, höchst unterschiedlich. Klare und überzeugende Konzepte sind auch bei den Linken nicht zu erkennen. Ein tätiges Interesse an der Selbstorganisation gesellschaftlicher Subjektivität ist vorerst nur in geringem Maße vorhanden. Vorherrschend ist die Einstellung, es möge dem Grunde nach wie bisher weitergehen - sofern nicht substantielle Lebensinteressen in Gefahr sind. Daher besteht für Fortschrittskräfte die Aufgabe, das Unsichere und Bedrohliche der gegenwärtigen weltweiten Situation der Menschheit in das allgemeine Bewußtsein zu heben und möglichst viele Menschen für notwendige Veränderungen zu gewinnen.

Einseitige und falsche Vorstellungen von Marx, Engels und Lenin sowie im Staatssozialismus über die Erlangung der Macht der Individuen über ihre Vergesellschaftung drückten sich in der Ansicht aus, partikulares Handeln müsse durch eine verbindliche zentrale Planung und Leitung zum Funktionselement eines gesamtgesellschaftlich bewußt gestalteten Prozesses gemacht werden. Das lief auf die von den Klassikern später zum Teil korrigierte Vorstellung einer aggregativ strukturierten Gesellschaft mit zentralisierter Leitung individueller Aktivitäten hinaus; nur so könne die anarchische Elementargewalt des Marktes überwunden werden. Die Gesellschaft der Zukunft wird - soweit sie Rationelles der Idee kommunistischer Vergesellschaftung bewahrt -, durch den beweglichen Widerspruch von allgemeiner und besonderer, zentraler und dezentraler Autonomie bestimmt sein. Die Regulierung des gesellschaftlichen Lebens durch die gemeinschaftlich handelnden Subjekte kann erfolgreich nur so geschehen, daß sie ihre je besonderen Aktionsbereiche eigenständig im Rahmen operationaler Bedingungen gestalten und dabei gesamtgesellschaftliche Verhaltensorientierungen, Standards und Normen befolgen.

Dieser Zusammenhang besitzt drei Aspekte: Produktionsweise, Austauschweise, politische Gestaltung. Sie gründen in den Existentialen Eigentum, Markt, Demokratie, die sich beständig erneuernde Widersprüche sind. Um ihr soziales Leben zielstrebig steuern und gestalten zu können, müssen die Individuen über die materiellen Mittel dazu - vor allem ihre produktiven Potenzen - gemeinschaftlich verfügen und sie rationell einsetzen. Die frühkommunistische Lesart dieser Aufgabe besagte, das Eigentum an Produktionsmitteln müsse bei den assoziierten Produzenten und ihrem gemeinsamen Organ, dem Staat, konzentriert sein. Diese Eigentumskonstellation ist in sich selbst inkompatibel und - wie der Staatssozialismus gezeigt hat - ökonomisch und sozial ineffizient. Unter dem Gesichtspunkt realer progressiver Alternativen ist in kapitalistischen Industrieländern eine gemischte Wirtschaft, mit vorherrschendem Gemeineigentum an großem Produktivvermögen, Banken und Boden, denkbar - doch ist das unter den obwaltenden Umständen kaum erreichbar. Ein diversifiziertes Eigentum - staatlich, genossenschaftlich, kommunal und privat - ist objektiv mit dem Problem konfrontiert, daß eine einheitliche Strategie seiner Nutzung zwecks allgemeiner Wohlfahrt kaum herstellbar

ist, da Eigentum eine auf seine je besondere Erhaltung und Mehrung rückgebundene Verhaltensweise des Eigentümers bedingt, woraus sich konfligierende Aktionstrends ergeben. Die Vorstellung einer verhandelbaren Planung und Leitung der ökonomischen Aktivitäten durch eine Zentrale - Vorherrschaft staatlichen Eigentums unterstellt - läuft auf eine Blockierung von Entwicklung hinaus, da die Bewegung eines komplexen adaptiven Systems nicht zentral vorhergesehen und vorgesorgt werden kann. Wesentliche Potenz von Entwicklung ist das Partikulare, Individuelle, das im "Wettbewerb" mit anderem Partikularem und Individuellem steht. Da die segmentierten Eigentümer vorrangig ihre eigenen Interessen verfolgen, kann sich Instabilität mit krisenhaften Phasen der Bewegung des Gesellschaftsganzen und Gefährdung sozialer Sicherheit ergeben. Erforderlich sind Rahmenseetzungen durch zentrale und dezentrale gesellschaftliche Instanzen, die keine Verhaltensvorschriften im Detail enthalten, aber doch eine weitgehend gleichgerichtete Bewegung der Glieder des Systems - auch mittels Intervention - sicherstellen. In diesem Fall wäre die Diskordanz des Eigentums durch die Konkordanz einer gesamtgesellschaftlichen Überlebensstrategie abgefedert.

Dabei sind Gebrauchswert- und Tauschwertproduktion miteinander verschränkt. Die ökonomische Selbständigkeit der Wirtschaftssubjekte in einer Konkurrenz-("Wettbewerbs")-Ordnung vorausgesetzt, muß jedes dieser Subjekte nach betrieblichem Gewinn, unternehmerischer Rentabilität und insofern nach Tauschwert trachten. Nach Marx und Engels führt das zu gesellschaftlicher Anarchie mit negativen Folgen für die Lebenslage der Massen. Das Ziel einer an kommunistischen Idealen ausgerichteten Umgestaltung der Gesellschaft ist die Prävalenz des Gebrauchswerts⁸, der weit über das Gegenständlich-Nützliche hinausgreift und die gesellschaftliche Produktion in ökologisch und sozial förderliche Beziehungen einbettet. Hierbei steht das Individuum nicht nur als produzierend und konsumierend, sondern auch als vielseitig entfaltete, auf Demokratie und Humanität gerichtete Persönlichkeit im Blickpunkt. Vorausgesetzt ist, daß sich die Gesellschaft von der Vormachtstellung privilegierter Eigentümer(-gruppen) befreit, wonach es bislang freilich nicht aussieht.

Die Austauschweise einer auf die Kontrolle der Individuen über ihre Vergesellschaftung angelegten Gesellschaft kann nicht den Vorstellungen von Marx und Engels über die notwendige Abschaffung der Ware-Geld-Wirtschaft folgen, sondern muß, soweit das bis jetzt erkennbar ist, den marktvermittelten freien Austausch zwischen den Wirtschaftseinheiten auf der Grundlage des Wertgesetzes und mit der Zielbestimmung sozialer Sicherheit der Masse der Individuen einschließen. Der Markt ist eine Sphäre des Spontanen und Anarchischen mit - im Kapitalismus - auch restriktiven Wirkungen auf die Lebensbedingungen, was den alten Sozialisten das Mo-

tiv für die Forderung nach Abschaffung von Warenproduktion und Geldwirtschaft gah. Marktförmige Wirtschaftsprozesse besitzen dem Grunde nach innovative und evolutive Potenzen und können, bei rationeller Gestaltung, der Befriedigung gesellschaftlicher und individueller Bedürfnisse dienstbar sein. Zugleich bestehen desintegrative Tendenzen darin, daß "alles" zur Ware werden kann, alle menschlichen Verhältnisse, Tätigkeiten und Leistungen nur nach ihrem "Marktwert" gehandelt werden und die Individuen vorrangig nach ihrem persönlichen Vorteil streben. Die Lösung des Widerspruchs kann jedoch offenbar nicht in der Beseitigung von Ware, Wert, Geld und Markt bestehen - wofür einige Linke eintreten -, sondern in einer über staatlich-politische und zivilgesellschaftliche Formen vermittelten gesellschaftlichen Regulierung des Marktes. Auf diese Weise können wesentliche gesellschaftliche Bereiche, wie Gesundheitsfürsorge, Bildungswesen usw., aus den Marktzwängen herausgelöst werden. Gestützt auf die Sozialgesetzgebung können Gefährdungen sozialer Sicherheit von den Individuen abgewendet oder doch gemildert werden. Das ist vor allem eine Frage der Machtverhältnisse und damit dessen, daß die Gesellschaftsangehörigen die erforderlichen Mittel für im Gemeininteresse erfolgende Gestaltungen von Marktgeschehen und Gewinnstreben besitzen. Marktregulierung enthält Elemente gesellschaftlicher Planung; vernunftgeleitete Gestaltung menschlicher Tätigkeiten und Verhältnisse bedingt generell die Kongruenz zwischen Ziel, Mittel und Resultat. Markt und Plan sind in einer vernünftig - gegen Profitdominanz - eingerichteten Gesellschaft ein sich über gesellschaftliche Instanzen steuernder und vermittelnder produktiver Widerspruch. Doch vermag auch der regulierte Markt nicht aus sich heraus existentielle Sicherheit und soziale Gerechtigkeit zu verhüten. Dazu bedarf es vielmehr einer stabilen demokratischen Macht, deren Ziel das Wohl der Gesellschaftsangehörigen bei schrittweiser Aufhebung des Staates ist.

Einer der schwerwiegendsten Defekte des Staatssozialismus war, daß die Mitglieder der Gesellschaft sich nicht öffentlich über ihre gemeinsamen Angelegenheiten beraten konnten. Eine Gesellschaft, die ihr soziales Leben unter ihre Kontrolle nehmen will, muß jedoch in diese Tätigkeit potentiell alle Individuen einbeziehen. Da eine solche Gesellschaft aber, soweit voraussehbar, ökonomisch und sozial diversifiziert ist, unterschiedliche Eigentumsformen und soziale Subjekte einschließt, da die Interessen folglich nicht abstrakt identisch, sondern unterschiedlich und gegensätzlich sind, besteht immer die Möglichkeit, durch Anwendung demokratisch-parlamentarischer Verfahrensweisen die Auflösung und Neubildung des ökonomischen, sozialen und politischen Profils der Gesellschaft zu bewirken. Das deutet auf mögliche Weiterexistenz von Entfremdung, von Herrschaft der Vergesellschaftung über die sich vergesellschaftenden Produzenten hin. Demokratie schließt die freie und ungehinderte öffentliche Bekundung von Meinungen, Standpunkten und Interessen sowie die eigenständige Bildung von Vereinigungen zum Zwecke ihrer Durchsetzung ein.

⁸ Siehe Gerhard Branstner: Revolution auf Knien oder Der wirkliche Sozialismus, Berlin 1997, S. 72, 123; Gottfried Stiehler: Wertverhältnisse, in: Z 30 (Juni 97), S. 160f.

Damit entsteht ein Potential von Innovation und schöpferischer Freiheit, zugleich aber auch, damit verquickt, von Unwägbarkeit und Unvorhersagbarkeit gesellschaftlicher Entwicklung. Der Weg zur Vermeidung von Gefährdungen individueller Lebenslagen, die hieraus resultieren können, liegt, neben der Schaffung radikal-demokratischer Verhältnisse, in der mentalen (emotionalen) Seite geschichtlicher Entwicklung: Alle Gesellschaftsangehörigen müssen mit Überzeugung und Engagement für die Erhaltung und Entwicklung einer Gesellschaft sozialer Gerechtigkeit und deren sozioökonomischer Grundlagen wirken. Eine Ordnung des menschlichen Zusammenlebens, die die Aneignung der politischen Macht durch Minoritäten ausschließt und die Selbstverwaltung von Produzenten und Gemeindeangehörigen ermöglicht, kann dazu objektive Bedingungen bereitstellen. Das ist auch der Weg der Selbstkonstituierung gesellschaftlicher Subjekte und damit der Erlangung der Herrschaft des gesellschaftlichen Menschen über seine Vergesellschaftung. Andere Eigentumsverhältnisse als die jetzt herrschenden sind dazu unabdingbar.

ak analyse & kritik

Zeitung für linke Debatte und Praxis

**Jenseits von Dogmatismus und Anpassung
an den Zeitgeist. Erscheint seit 1971**

Kostenloses Probeexemplar bestellen bei:
analyse & kritik, Rombergstr. 10, 20255 Hamburg,
Tel.: 040/40170174 oder Fax 040/40170175
e-mail: ak-redaktion@ci-hh.comlink.de

ak erscheint vierwöchentlich und ist in allen linken Buchläden und Zeitungskiosken
erhältlich. Jahresabo DM 90,-; Einzelpreis DM 7,50. 36 Seiten.

Lucien Sève

Sozialistische Alternative oder kommunistische Zielvorstellung?*

Demjenigen, der daran festhält, den Kapitalismus im Denken und im Handeln zu überwinden, führt die seit kurzem geführte Diskussion über die Privatisierungen eindringlich vor Augen, wo wir derzeit stehen: Fast zehn Jahre nach dem Zusammenbruch des sogenannten realen Sozialismus ist es noch ein weiter Weg hin zur Rekonstruktion eines ideellen Sozialismus im Denken, da die Auffassungen darüber so sehr auseinandergehen. In den letzten Wochen war beispielsweise im Zusammenhang mit "Air France" zu lesen, welche unterschiedliche Standpunkte zwei linke Politiker vertreten, die sich in anderen Fragen durchaus sehr nahestehen, nämlich Charles Fiterman und Anicet Le Pors. Der erste hält eine Entstaatlichung für dringend geboten, die die Öffnung für Privatunternehmen oder Privatpersonen einschließt, ohne daß die - in seinen Augen illusionäre - Grenze zwangsläufig bei einem Staatsanteil von 51 Prozent liegen muß; das ist seiner Ansicht nach ein Gebot der gegenwärtigen Entwicklung (*Le Monde*, 12.9.97). Der zweite vertritt dagegen den Standpunkt, daß das öffentliche Eigentum am besten geeignet ist, wirtschaftliche Effizienz und gesellschaftlichen Nutzen miteinander zu verbinden, und sieht in ihm mehr als nur ein Mittel zum Zweck: ein die Würde des Bürgers konstituierendes Element (*Le Monde*, 17.9.97). Es versteht sich von selbst, daß die Franzosen insgesamt in dieser Frage gespalten sind: Eine Umfrage vom letzten Juni zeigte, daß ungefähr einer von drei Befragten für die Privatisierung, ein anderer für die Beibehaltung der öffentlichen Eigentumsform und der dritte für eine gemischte Lösung ist. Bei dieser so komplexen Frage wird praktisch nichts getan, um die Bevölkerung ehrlich zu informieren und eine durchdachte Auseinandersetzung mit dieser Problematik zu fördern. Aber die Tatsache, daß sehr erfahrene Politiker mit fast der gleichen Kultur und Geschichte in dieser hochwichtigen Frage so unterschiedliche Auffassungen vertreten, erlaubt uns keine Illusionen: Es wird noch lange dauern, bis sich aus der fruchtbaren Vielfalt der Ansätze genügend gemeinsame Projekte ergeben, um einer neuen auf die Überwindung des Kapitalismus ausgerichteten historischen Perspektive und politischen Bewegung Kohärenz zu verleihen.

Welche Eigentumsform für die Produktions- und Tauschmittel? Gestern für überholt gehalten und heute von neuer Brisanz, ist diese abgedroschene Frage meines Erachtens insofern ein Paradebeispiel für eine Fang-

* Beitrag zu der von "Actuel Marx" am 3. und 4. Oktober 1997 an der Universität Paris-X-Nanterre veranstalteten internationalen Tagung "Die Frage des Sozialismus heute" (vgl. den Bericht von Pierre Zola in Z 32, Dezember 1997, S. 205ff.).

frage, als sie mehr verbirgt als aussagt. Ein Grund mehr, sie zu hinterfragen. Die Vergesellschaftung der Produktions- und Tauschmittel war die unterhintergehbare Forderung des "wissenschaftlichen Sozialismus", wie er sich vor einem Jahrhundert herausgebildet und entwickelt hat. Sie war die entscheidende gesellschaftliche Umgestaltung, aus der das sowjetische System hervorging, die höchste Hoffnung der proletarischen Schichten und Länder aller Kontinente, aber als Verstaatlichung auch die allgemeine Matrix des stalinistisch-bürokratischen Despotismus und in dieser Form der irreparable Fehler, der so viele fatale Folgen hatte und schließlich zum Zusammenbruch einer Welt führte. Sich dieser Kernfrage ohne Ausflüchte zu stellen, scheint mir eine notwendige Voraussetzung für die Diskussion über die "gegenwärtigen alternativen Projekte", wie der Titel unseres Arbeitskreises lautet.

Ich nehme an diesem Arbeitskreis teil, um das einzubringen, was ich bei einem Gedankenaustausch über dieses Thema vorgetragen habe. Bei der Schlußsitzung des internationalen Marx-Kongresses vor zwei Jahren^{**} habe ich die Auffassung vertreten, daß das, was im Osten untergegangen ist, gerade der *Sozialismus* ist, während die *kommunistische* Zielvorstellung in dem strengen Sinne, den Marx ihr gegeben hat, dringlicher ist denn je, vorausgesetzt, sie wird mit Blick auf die ganz neuen Bedingungen unserer Zeit ohne Kleinmut neu durchdacht. Diese These wurde von mehreren Teilnehmern als interessant erachtet, nichtsdestoweniger ohne weitere Prüfung zurückgewiesen, wenn sie dazu führen sollte, das Prinzip der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zur Disposition zu stellen oder gar für überholt zu erklären - ein Punkt, zu dem das 1996-97 von "Actuel Marx" veranstaltete Seminar über den Sozialismus viel Klärendes beigetragen hat. Ich habe den Eindruck, daß sich aufgrund dieser Klärungen eine Fragestellung ergeben hat, die weniger weit von dem entfernt ist, was für die mögliche und wünschenswerte gemeinsame historische Perspektive derjenigen erforderlich ist, die für eine wirkliche Überwindung des Kapitalismus eintreten und daran arbeiten. Beurteilen Sie selbst, ob dies zutreffend ist.

Dns Eigentum an den Produktionsmitteln: eine fortdauernde Frage

Wenn man sich davon überzeugen möchte, daß die Frage, welche Eigentumsform die großen Produktions- und Tauschmittel haben sollten, kein alter Hut ist, braucht man nur zu beobachten, wie erbittert die großen Kapitalbesitzer heute an allen Fronten - von der Ökonomie bis zur Ideologie - kämpfen, um die möglichst allgemeine Durchsetzung des Privateigentums zu einem unbedingten Erfordernis unserer Zeit zu machen. Man wird zu

^{**} "Congrès Marx International", veranstaltet von "Actuel Marx", Paris, 27.-30.9.1995; vgl. den Bericht von André Leisewitz, Reinhard Schweicher und Diethard Behrens in Z. 24, Dezember 1995, S. 134ff. (Anm. der Red.).

Recht bezweifeln, daß sie sich für ein solches Ziel dermaßen ins Zeug legen würden, wenn es so überholt wäre, wie man uns glauben machen möchte. Es ist im übrigen nicht schwer, die Tragweite dieser Frage zu erkennen, die sich auf mindestens drei Bereiche erstreckt.

1. In seinem kürzlich erschienenen Buch *Reconstruire un pouvoir politique* (La Découverte, 1997) berichtet Philippe Herzog, daß er, als er bei einer Diskussion mit Alain Gomez, dem damaligen Vorstandsvorsitzenden von Thomson, die negativen Auswirkungen seiner Unternehmensführung auf die Beschäftigung kritisierte, sofort diese "klare und eindeutige Antwort erhielt: Das Ziel der (privaten) Unternehmensführung ist nicht die Beschäftigung, sondern der Gewinn." (S. 32). Ein banaler, aber entscheidender Hinweis: Der private Eigentümer eines Unternehmens ist in der Lage, sich den Gewinn anzueignen und über die Beschäftigten zu bestimmen, also die *Verteilung* des erzeugten Reichtums zu beherrschen. Was schon eine gewaltige Sache ist.

2. Aber das bedeutet noch mehr: Da die direkte Kehrseite des Privateigentums der einen der Raub am Eigentum der anderen ist, bringt der Besitzanspruch eine quasi monarchische Verfügungsgewalt über die *Produktion* selbst, über ihre Modalitäten, Zwecke und Kriterien mit sich; er bedeutet - nach der Herrschaft Gottes, d.h. des Marktes - über die ökonomische und finanzielle Steuerung großer gesellschaftlicher Güter eine ausgeübte Herrschaft, ein Machtverhältnis, das sich, sofern es keine ausreichende kollektive Gegenmacht gibt, unerbittlich gegenüber jedem Staat, jedem Recht, jeder Ethik durchsetzt: Dafür gibt es tagtäglich und überall Beispiele. Hieraus erwächst fortwährend das Streben nach einer Überwindung des Kapitalismus.

3. Zumal es damit nicht getan ist: Ausgehend von der Ökonomie meldet die private Rentabilität unablässig den Anspruch an, zur Norm einer jeden Haushaltsführung - im Gesundheitswesen wie im Bildungswesen, in der Forschung wie im kreativen Schaffen -, zu einem universalen Modell effizienter *Zivilisation* erhoben zu werden, das heißt, alle Werte zu zersetzen, bis hin zu der Anmaßung, den Preis eines Menschenlebens oder gar des Planeten Erde zu bestimmen. Dieser Totalitarismus hat durchaus etwas Furchterregendes.

Unter diesen Gesichtspunkten muß jedes emanzipatorische Projekt in direkten Konflikt mit dem Zynismus des Privatkapitals geraten, gleichviel ob dieses einen offen räuberischen Charakter hat, wie heute in Brasilien oder in Indonesien, oder ob es in der demokratischen Wohlgeordnetheit durch die umstandslose Sicherstellung des kollektiv erzeugten Mehrwerts gedeiht, aus dem es im wesentlichen besteht, was den usurpatorischen Charakter der privaten Aneignung deutlich macht. Da sich das Kapital außerdem aufgrund der von ihm beschleunigten technologischen Veränderungen und der neuen daraus resultierenden Widersprüche in einer historischen Effizienzkrise befindet und da seine Flucht nach vorn in die Globalisierung

die negativen Auswirkungen nur verallgemeinert, kann es keinen Zweifel daran geben, daß die Überwindung seines Prinzips selbst ganz oben auf der Tagesordnung des nächsten Jahrhunderts steht. Damit dieser Punkt ganz klar ist: Wenn ich einer wenig glaubwürdigen sozialistischen Alternative ein vielversprechendes kommunistisches Projekt entgegenstelle, bedeutet das nicht, daß ich die Frage des Eigentums an den großen Produktions- und Tauschmitteln für überholt halte; und, ohne der Lösung vorzugreifen, die in einem bestimmten Fall und zu einem bestimmten Zeitpunkt die richtige ist, bedeutet es auch nicht, daß ich die großen möglichen Vorteile einer dieses Namens würdigen gesellschaftlichen Lösung dieser Frage verkenne. Mein kritischer - sehr kritischer - Standpunkt in dieser Frage besteht, wie man sehen wird, nicht darin, daß ich das Projekt einer wirklichen Vergesellschaftung für zu hoch gegriffen halte, sondern daß ich den Glauben an die entscheidende Bedeutung eines reinen Eigentumstransfers, auf dem die traditionelle, sehr hinter Marx zurückbleibende Sozialismusvorstellung basierte, für unzulänglich, für äußerst unzulänglich halte.

Vom staatlichen Eigentum zu einer kollektiven Kontrolle

Hinterfragen wir also sorgfältig, ausgehend von den Lehren der Vergangenheit und den Realitäten der Gegenwart, jeden Begriff dieser kanonischen Formel: gesellschaftliches Eigentum an den Produktionsmitteln. Zunächst *Eigentum*. Wie Marx schon 1859 im Vorwort von *Zur Kritik der politischen Ökonomie* ausführte, sind die Eigentumsverhältnisse nur der "juristische Ausdruck" der Produktionsverhältnisse. Die tatsächliche Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel beschränkt sich keineswegs auf das formelle Eigentum, wenngleich dieses selbstredend nicht unwichtig ist. Sie impliziert etliche andere Bedingungen, die nicht nur juristischer, sondern realer Natur sind; dazu gehört vor allem die Fähigkeit zur Unternehmensleitung, die ihrerseits den wirklichen Zugang zu wirtschaftlichen und finanziellen Informationen, zum theoretischen und praktischen Wissen, zur Teilhabe an bereits vorhandenen Erfahrungen usw. voraussetzt. Die Entprivatisierung des Eigentums an Produktionsmitteln kann mit einem Schlag durch eine politische Macht durchgeführt werden; die Vergesellschaftung der Leitungsfähigkeit ist eine ungleich langwierigere und komplexere Aufgabe. In den fünfziger Jahren erklärte Georges Cogniot allen, die es hören wollten, daß die starke Konzentration der wirtschaftlichen Macht in der UdSSR nicht das Resultat eines politischen Willens - womit er sich und anderen etwas vormachte -, sondern eines historischen Rückstands sei - womit er nicht unrecht hatte: Es gibt in diesem Land schon, so sagte er, Zehntausende von Großbetrieben, aber wesentlich weniger Menschen, die diese Betriebe leiten können. Aber das traditionelle sozialistische Denken hat den großen Unterschied zwischen Eigentumstiteln und Aneignungsbedingungen, also realer Kontrolle, nie wirklich begriffen und verarbeitet.

Noch weniger hat es über die Konsequenzen dieser "Revolution im Management" nachgedacht, die, wie Gérard Duménil und Dominique Lévy in ihrem Buch über ein Jahrhundert amerikanische Wirtschaft mit dem Titel *La dynamique du capital* (Actuel Marx/PUF, 1996) zeigen, vieles von Grund auf verändert hat. Der Kapitalismus ist in das von Marx vorausgeahnte neue Stadium eingetreten, in dem die Finanzierungs- und Managementfunktionen sich stark ausdifferenziert haben und in neue dialektische Beziehungen zueinander getreten sind und so auch die durch die Kapitaleigentümer und die Leitungskader konstituierten Klassen. Von diesem Moment an ist es noch weniger möglich, den Logiken des Systems durch eine einfache Auswechslung der Eigentümer zu enttrinnen. Das hätten beispielsweise die 1981 vorgenommenen Verstaatlichungen in Frankreich jedem vor Augen führen müssen: Es waren vorher wie nachher im wesentlichen die gleichen Menschen, die gleiche Kultur, die gleichen Maßstäbe und schließlich die gleichen Leitungsformen bei den Industrieunternehmen und Bankenkonzernen. Duménil und Lévy kommen zu dem Schluß, daß "die Herausbildung des Managerkapitalismus zu Beginn des Jahrhunderts wahrscheinlich das Ende des Übergangs zum Sozialismus einläutete, wie ihn sich die Revolutionäre des 19. Jahrhunderts vorgestellt hatten" (S. 332). Es steht auf jeden Fall fest, daß die Entprivatisierung der Produktionsmittel nicht mehr für die entscheidende Voraussetzung der Überwindung des Kapitalismus gehalten werden kann. Aber das haben offenbar noch nicht alle Waisen des vormaligen wissenschaftlichen Sozialismus richtig begriffen. Diese Überwindung erfordert nicht weniger als eine Revolution im gesellschaftlichen Zugang zur Unternehmensleitung. Lenin paraphrasierend könnte man sagen: Jeder Lohnempfänger muß lernen, die Unternehmensleitung zu übernehmen. Das ist die Aufgabe einer ganzen historischen Epoche. Ein Grund mehr, sie sofort in Angriff zu nehmen.

Ich komme zum zweiten Punkt: *gesellschaftliches Eigentum an den Produktionsmitteln*. Was ist unter "gesellschaftlich" zu verstehen? Wie jeder weiß, handelt es hierbei um eine der am meisten diskutierten und umstrittenen Fragen in der Geschichte der sozialistischen Bewegung, insbesondere am Ende des letzten Jahrhunderts - wie das Buch von Marc Angenot über die Zweite Internationale mit dem Titel *L'Utopie collectiviste* (PUF, 1993) im Anschluß an die Arbeiten von Jacques Grandjón gut zeigt -, in einem Spektrum, in dem die anarchistischen Strömungen für eine kommunistische Aneignung durch die direkten Produzenten und die Vertreter der sogenannten "autoritären" Richtung für eine Vergesellschaftung durch den proletarischen Staat eintraten. Und wie ebenfalls jeder weiß, hat sich die zweite Konzeption in der Arbeiterbewegung durchgesetzt, so daß der Sozialismus nahezu zu einem Synonym von Etatismus geworden ist, und zwar - trotz heftiger Gegnerschaft - sowohl in seinen sozialdemokratischen Varianten als auch in seiner marxistisch-leninistischen Orthodoxie. Eine Verstaatlichung der Produktionsmittel beendet nicht nur nicht die Enteignung der Produzenten, sondern schafft letztlich, wie die Erfahrung des

Jahrhunderts belegt, nur versteckte oder offen brutale Varianten der fortbestehenden Herrschaft des Kapitals über den Menschen. Weit davon entfernt, die "erste Stufe" des Fortschreitens zum Kommunismus oder, anders ausgedrückt, zur Aufhebung der großen historischen Entfremdungen zu sein, hat sich der Staatssozialismus von diesem Ziel verabschiedet, und genau darum ist er gescheitert. Aus diesem Grund lege ich Wert auf die Feststellung, daß das, was im Osten untergegangen ist, keineswegs der Kommunismus im wahren Sinne des Wortes ist, sondern der Sozialismus in seiner quasi kanonisierten Bedeutung.

Es liegt folglich auf der Hand, daß die Vorstellung von einer gesellschaftlichen Aneignung gänzlich anders aufzufassen ist. Sie impliziert zunächst die Öffnung des Kapitals für die Lohnabhängigen des Unternehmens, und dies bis zu den Leitungsebenen, auf denen ihre Fähigkeit zur Beteiligung an allen unternehmerischen Entscheidungen zum Tragen kommt. Öffnung auch gegenüber anderen sozialen Partnern - Verbraucherverbänden, kommunalen Körperschaften, Produktions- und Dienstleistungsunternehmen, ohne den Privatsektor auszuschließen, denn solange es einen kapitalistischen Markt gibt - und den wird es noch lange geben -, wird auch innerhalb einer konfliktreichen Mischform dafür zu sorgen sein, daß sich die öffentlichen Belange gegenüber den privaten Profitinteressen immer mehr durchsetzen. Betrachten wir den allgemeinen Charakter einer solchen Vergesellschaftung: Der Staat wird in mehrfacher Weise präsent und tendenziell dominierend sein, sei es über seine direkte Beteiligung, die vor allem durch die nationale Dimension der Aufgaben legitimiert ist, sei es über die Beteiligung von institutionellen Investoren, öffentlichen Betrieben und Dienstleistungsunternehmen oder Gebietskörperschaften. Die Frage nach Inhalt und Ziel des staatlichen Eingreifens in den Bereich, der uns hier beschäftigt, ist also unumgänglich. Denn wie wäre es zu übersehen, daß jede Vergesellschaftung nur eine rein formelle sein kann, wenn der Staat das bleibt, was er heute ist, nämlich eine riesige Maschine, die durch das allgemeine Delegationsprinzip, den bürokratischen Zentralismus, die vertikalen Verwaltungsabläufe jede reale Macht an sich reißt, wobei hinzukommt, daß auf nationaler und künftig auch auf supranationaler Ebene Autonomie aufgegeben wird? Wie man die Dinge auch betrachtet, eine wirklich gesellschaftliche Aneignung des Produktionsapparats erfordert nicht weniger als die Entstaatlichung des Staates selbst zugunsten der Bürger, denen eine politische Macht neuen Typs gegeben wird. Stellen wir nochmals fest: Man hat geglaubt, an die Wurzel der Dinge zu gehen, indem man dem Eigentum an den Produktionsmitteln eine andere Form gab, aber eine solche Veränderung kann nur dann reale Auswirkungen haben, wenn es auch zu Veränderungen ganz anderer Art und Tragweite kommt.

Produktionsmittel und Ziele der gesellschaftlichen Tätigkeiten

Dritter Aspekt des Problems: gesellschaftliches Eigentum an den *Produktionsmitteln*. Dieser Aspekt ermöglicht eine klare zeitliche Einordnung der hier erörterten sozialistischen Konzeption. Zu Marxens Zeit und vielleicht noch in der Mitte unseres Jahrhunderts konnte man davon ausgehen, daß die Produktionssphäre und die Produktionsmittel die Grundlage des gesamten gesellschaftlichen Lebens bildeten. Auch heute erleben wir ungeachtet der Ankündigungen einer unsinnigen Ideologie keineswegs das Verschwinden der materiellen Produktion unter der Zirkulation des Immateriellen: das eine wird niemals ohne das andere geben. Aber bekannt und für unsere Thematik entscheidend ist die Tatsache, daß die sich beschleunigende Weiterentwicklung der Technologien und der realen Produktion den Dienstleistungstätigkeiten, also der Gesamtheit der Leistungen, die die Beziehungen der Menschen nicht zu den Dingen, sondern zu anderen Menschen betreffen, ein starkes Übergewicht über die Güterproduktion verleiht. Hier verändert sich die uns beschäftigende Frage, und zwar besonders in einem Punkt. Wenn sich die sozialistische Infragestellung des Kapitalismus auf das Eigentum an den Produktionsmitteln konzentriert hatte, dann deswegen, weil man es sich vor allem zur Aufgabe gemacht hatte, die klassenmäßige *Ausbeutung* zu beenden, als deren unmittelbarste Bedingung dieses Eigentum erschien. Aber die wachsende Einflußnahme des Kapitals auf die Steuerung der Dienstleistungstätigkeiten, speziell der nicht marktfähigen, wirkt sich im allgemeinen kaum - oder gar nicht - dahingehend aus, daß die Ausbeutung auf neue Schichten von Lohnabhängigen ausgedehnt wird; sie verändert vielmehr auf eine tendenziell radikale Weise die Ziele und Zwecke der betreffenden Dienstleistungen selbst, indem diese dem Gesetz der Profitmaximierung unterworfen werden. Diese grundlegende *Entfremdung* resultiert viel weniger aus materieller Verfügungsgewalt, die es mitunter nicht einmal gibt, sondern aus der Unterwerfung unter eine Finanzierungslogik, die, wie der Wurm in der Frucht, die Tätigkeiten, welche sie durchdringt, buchstäblich ihres eigentlichen Sinnes beraubt - Sportveranstaltungen oder Gesundheitspolitik, wissenschaftliche Forschung oder Berichterstattung der Medien.

Was hier ins Auge springt, ist zunächst die weitgehende Wirkungslosigkeit einer gesellschaftlichen Aneignung der Produktionsmittel. Aber darüber hinaus auch die Tatsache, daß das frühere sozialistische Denken durch die Konzentration auf die Frage der *Produktionsmittel*, die für das Schlüsselproblem der *Klassenausbeutung* gehalten wurden, grundlegend verkannt hat, was bisher und erst recht heute eine entscheidende Dimension einer jeder tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderung ist: die *Ziele und Zwecke* der großen gesellschaftlichen Dienstleistungstätigkeiten, die unter den Kriterien des Kapitals zutage tretende krebsartige *Veränderung ihrer Gestalt*, die unabdingbare (*Wieder-)*Aneignung durch die assoziierten Bür-

ger. Hier geht es um mehr als eine Klasse: Es geht um den Humanitätsgehalt unserer Zivilisation von morgen, darum, ob dieses Morgen menschlich noch lebenswert sein wird. Bestand nicht einer der unverzeihlichsten Aspekte des Scheiterns des Sozialismus in diesem Jahrhundert darin, daß das Vertrauen in die Aufhebung der wesentlichen Entfremdungserscheinungen enttäuscht worden ist, für die er hätte stehen sollen? Der keineswegs abwegigen Hoffnung auf eine unvergleichlich humanere Welt kamen weder der Stalinismus im Osten noch die Permissivität im Westen entgegen. Aber war dieser anthropologische Bankrott nicht bis zu einem gewissen Grad schon in dem - freilich wenig marxistischen - Glauben angelegt, man könne allein dadurch aus der "Vorgeschichte" heraustreten, daß man Fragen regelte, die Mittel betrafen - und seien sie auch so beträchtlich wie die der modernen Produktion? Die unaufhaltsame Ausweitung des Dienstleistungssektors, das heißt der "Produktion der Menschen", zwingt uns, folgendes zu begreifen: Neben der Entmonopolisierung der Leitungsfunktionen und der Entstaatlichung des Staates sind in großem Maßstab Prozesse zu organisieren, in denen sich die Bürger über die *menschlichen Zielsetzungen* der großen gesellschaftlichen Tätigkeiten verständigen, und diese Verständigungsprozesse sollten ihrer hohen Bedeutung wegen öffentlich geführt werden, wobei noch offen ist, in welchen Formen dies geschehen kann. Davon sind im übrigen potentiell bedeutsame Auswirkungen nicht nur auf Recht und Politik, sondern auf die materielle Produktion selbst zu erwarten - wie sich bei der Ökologie zeigt und bei der Bioethik andeutet. Demjenigen, der hier eine Konzession an den historischen Idealismus wittert, würde ich - Marx paraphrasierend - antworten: Auch die Werte werden zur materiellen Gewalt, wenn sie viele Menschen erfassen.

Für diejenigen, die die Überwindung des Kapitalismus in heutzutage plausibleren Formen neu denken wollen, sind meiner Ansicht nach Überlegungen in den drei angedeuteten Bereichen erforderlich - womit die Frage allerdings noch längst nicht erschöpfend behandelt ist. Und dies umso weniger, als die Frage selbst weit davon entfernt ist, eine erschöpfende Formulierung des Problems zu sein - und das ist eine ihrer offenkundigsten Schwächen. Wer den Typ des Eigentums an den *Produktionsmitteln* verändern will, nimmt sich vor, die gesamte *Produktionsweise* zu transformieren. Und wie läßt sich diese transformieren, wenn man sich nur auf das Eigentum an den Produktionsmitteln konzentriert, während eine so umfassende Gestaltveränderung so viele andere Fragen in den Vordergrund rückt: die *Arbeitsteilung*, da die volle Ausschöpfung der durch die neuen Technologien gegebenen Möglichkeiten ihre radikale Neuzusammensetzung erfordern; die *Arbeitszeit*, da die phantastischen Produktivitätsfortschritte mehr als ihre massive Reduzierung möglich und notwendig machen: ihre qualitative Neubestimmung, die in ganz anderen dialektischen Beziehungen zur Freizeit stehen müßte; der *Arbeitsmarkt* und damit die *Lohnarbeit*, die heute in ihrer kapitalistischen Form in eine so manifeste

historische Krise geraten sind, wobei kapitalistische Form bedeutet, daß die Arbeitskraft, das Wissen und die Initiative der Menschen als reine Ware behandelt werden, wo doch die allseitige Entwicklung aller Menschen sowohl die erste Voraussetzung für eine andere Welt als auch einziger Selbstzweck der Geschichte ist; die *Abkoppelung des Marktes vom Kapitalismus*, um - selbst im Rahmen marktwirtschaftlicher Regulierung - Maßnahmen durchzusetzen, die durch das Profitstreben konterkariert werden: eine Verallgemeinerung der Kostenteilung, das Bemühen um eine nicht-ausbeuterische Zusammenarbeit auf nationaler und internationaler Ebene, die systematische Einbeziehung der externen sozialen Kosten wie der öffentlichen Aufgaben in die internen Wertrechnungen sowie die phantasievolle Vermehrung von nicht-marktorientierten Sektoren, in denen neue, den Menschen förderliche Entwicklungslogiken erprobt werden können. Ermittelt man den Umfang dieser Probleme, erkennt man auch besser, in welchem Maße die rituelle Frage nach dem Eigentum an den Produktionsmitteln zwar nicht überholt ist, das möchte ich wiederholen, aber unfruchtbar, wenn man sie unabhängig von vielen anderen stellt, von denen letztlich jede Chance abhängt, daß sich die handelnden Menschen ihre Lebensbedingungen und Lebensinhalte wahrhaft *gesellschaftlich aneignen*.

Ich fasse zusammen. Will man sich heute erneut eine Alternative zum Kapitalismus unter dem Vorzeichen des *Sozialismus* vorstellen, muß man vor allem die Frage der sogenannten gesellschaftlichen Aneignung der Produktions- und Tauschmittel anders stellen. Sicherlich war die marxistische Vulgata nie so grob gestrickt, daß man glaubte, ein so gewaltiger Prozeß wie die Überwindung des Kapitalismus könne sich auf einen Eigentumstransfer beschränken - ich habe dem "wissenschaftlichen Sozialismus" lange genug meinen Beitrag entrichtet, um das sagen zu können. Aber ich weiß auch, daß die Abschaffung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln in der traditionellen kommunistischen Kultur sowie in einigen anderen, für das unanfechtbare Sesam zur klassenlosen Gesellschaft gehalten wurde, gleichbleibend und unterschiedlos Sozialismus genannt. Aus diesem Grund legte beispielsweise das Gemeinsame Programm der siebziger Jahre das absolute Schwergewicht auf *Verstaatlichungen*. Aber aus den von mir angeführten Gründen - denen bisher, soweit ich sehe, keine stichhaltigen Einwände entgegengehalten wurden - kann man, ohne sich der Gefahr eines Irrtums auszusetzen, behaupten, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel an sich noch keinen entscheidenden Schritt zur Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise darstellt, sondern diese nur dann befördert, wenn sie mit vielen anderen Veränderungen organisch verbunden ist, die ebenso wichtig, wenn nicht gar wichtiger sind.

Wenn also die herkömmliche Bedeutung des Begriffs nicht aufgegeben wird, ist das Festhalten am *Sozialismus* als potentiell Nachfolger des Kapitalismus meiner Ansicht nach hochproblematisch. Deun das ist wohl unbestreitbar: Eine wirkliche Überwindung des Kapitalismus erfordert

mindestens - und diese Liste ist nicht vollständig - die Entmonopolisierung der Unternehmensleitung, die Entstaatlichung des Staates, die Wiederaufhebung der Ziele gesellschaftlichen Handelns durch die Bürger, die Überwindung der kapitalistischen Regulierung der Arbeitsteilung, des Lohnsystems und des Marktes selbst. Und was ist das alles, wenn nicht die charakteristischen Merkmale des *kommunistischen Projekts*, so wie Marx es von den *Pariser Manuskripten* von 1844 bis zur *Kritik des Gothaer Programms* von 1875 gedacht hat? Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist selbstredend ein Teil dieser kommunistischen Zielvorstellung, wie Roger Martelli in einer kürzlich erschienenen Nummer der Wochenzeitschrift *Futurs* (Nr. 48, 18.9.97) nachdrücklich festgestellt hat; aber für sich genommen, losgelöst von anderen wesentlichen Elementen dieser Zielvorstellung, gerät sie unweigerlich zu einer Abkehr von diesem Ziel, verengt sie sich zum Etatismus und bringt andere Formen der Entfremdung hervor. Der entscheidende Fehler ist also meines Erachtens die seit dem Ende des letzten Jahrhunderts in der Arbeiterbewegung kanonisierte These, der Sozialismus, also die Überführung der Produktionsmittel in staatliches Eigentum, sei die "erste Stufe" des Kommunismus, der allgemeinen Wiederaneignung der gesellschaftlichen Wesenskräfte der Menschen, die ihnen fremd geworden sind; anders ausgedrückt, das *Vorzimmer* des Kommunismus, wo es sich doch in Wahrheit vielmehr um seine *Anti-these* handelt. Eine kommunistische Perspektive neu zu entwerfen, die den von Marx zu seiner Zeit formulierten Erfordernissen gerecht wird, zugleich aber auch den spezifischen Gegebenheiten unserer Zeit Rechnung trägt, das ist für mich das wahrhaft "alternative Projekt", das wir brauchen.

Das Thema Kommunismus im Verhältnis zu seiner verkürzten und verengten sozialistischen Version neu und umfassender zu formulieren, hat natürlich weitreichende politische Auswirkungen. Fassen wir die Dinge zum Schluß in wenigen Worten zusammen. Der wissenschaftliche Sozialismus hat lange viele Menschen durch seine scheinbare deduktive Strenge überzeugt: Der Kapitalismus ist vor allem Ausbeutung des Menschen durch den Menschen; diese Ausbeutung ist nur möglich, weil die Produktionsmittel Privateigentum der Kapitalisten sind; diese Eigentumsordnung wird durch die Macht ihres Staates aufrechterhalten; die Beendigung der Ausbeutung erfordert folglich die Abschaffung dieses Privateigentums, und die Voraussetzung dafür ist die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse; um das zu erreichen, braucht die Arbeiterklasse für den Klassenkampf eine straff organisierte revolutionäre Partei. Wenn sich der historische Kommunismus im politischen Sinn des Wortes bis auf ganz wenige Ausnahmen als völlig unreformierbar erwiesen hat, so ist die Zählebigkeit dieser Deduktionskette daran nicht unbeteiligt. Eine ebensolche, aber ganz andere, unendlich flexiblere und nicht-lineare, dabei nicht weniger stringente Kohärenz wird von einem kommunistischen Projekt unserer Zeit gefordert, und ich möchte sie folgendermaßen umreißen: Im Kapitalismus ist vor allem der Profit der starke Anreiz zur Entwicklung aller ge-

sellschaftlichen Potenzen, die allerdings die Form einer grundlegenden Entfremdung annehmen; alle diese Entfremdungen durchdringen sich, so daß die Überwindung der einen ohne die Überwindung aller anderen nicht weit führt. Die gesellschaftliche Entfremdung läßt sich nicht per Dekret beseitigen, kann aber aufgehoben werden durch die individuelle und kollektive Wiederaneignung der durch sie mit Beschlag belegten Potenzen. Die Überwindung des Kapitalismus findet schon in der engagierten Wiederaneignung von kleinsten Teilbereichen statt und beschleunigt sich nur dann, wenn ein zusammenhängendes Netz von Wiederaneignungen größerer Bereiche durch das geknüpft wird, was Jaurès eine "revolutionäre Entwicklung" nannte, worauf Jean Lojkin in *Le Tabou de la gestion* (L'Atelier, 1996) zu Recht hingewiesen hat. Nimmt man diese Perspektive ein, ist die einzige wirklich nützliche politische Organisationsform diejenige, die gemeinsame Wiederaneignungskulturen und -praktiken entstehen und gedeihen läßt. Hier liegt ein gewisser Unterschied.

Meine Hoffnung ist, daß dieser Unterschied so geartet ist, daß er die Divergenzen zwischen uns allen, die wir jenseits des Kapitalismus etwas aufbauen möchten, eher verringert. Denn es ist außerordentlich wichtig, daß wir uns besser *verständigen*, was nicht bedeutet, gleich zu denken, sondern zusammen zu wachsen. Was mich mit Besorgnis erfüllt, ist eine Tendenz zur Spaltung, die natürlich durch die gegenwärtige politische Situation gefördert wird, welche, sehr summarisch ausgedrückt, durch rechtsgerichtete Rückzugsbewegungen und linke Phrasen gekennzeichnet ist; verstärkt wird diese Situation durch eine andere, die sich seit der Implosion der UdSSR unter den antikapitalistischen Kräften entwickelt hat und die ich, ebenfalls etwas summarisch ausgedrückt, als Veränderung ohne großen Inhalt und Inhalt ohne große Veränderung kennzeichnen würde. Eine Alternative, die der derzeitigen historischen Krisenperiode angemessen ist, verlangt große Veränderungen mit großen Inhalten. Das nennt man eine Neufundierung (refondation).

Übersetzung: Ilse Utz

H. J. Krysmanski

Die kommunistische Verschwörung

Neurose, geheilt

Einer der Hohen Kommissare für Freedom and Democracy an der Humboldt Universität zu Berlin, Volker Gerhardt, einst APO-Führer in Münster, hat einen Aufsatz geschrieben, der vor Erleichterung trieft: 'Die Asche des Marxismus. Über das Verhältnis von Marxismus und Philosophie'¹. Ein schöner Titel, ein trauriges Pamphlet. Eigentlich wird uns nur mitgeteilt, daß dieser eine Denker (ganz ohne sein Zutun übrigens) nun wieder ohne Alpträume schlafen kann.

Doch das ist andererseits nicht wenig, denn der Philosophieprofessor verarbeitet Erinnerungen an eigene Kampfzeiten stellvertretend für viele andere Intellektuelle aus unserer Mitte. Gruppendruck zwang vor dreißig Jahren fast jeden geistig Ehrgeizigen, der auf Teach-Ins anerkannt werden wollte, sich 'als Marxist' gegen die ganze bürgerliche Welt - und die Abweichler in den eigenen Reihen - zu stellen. Nicht allen freilich, gesteht Gerhardt, entging das 'Restrisiko', vom bürgerlichen Staat nicht verbeamtet zu werden.

Später entwickelten fortschrittliche Gesellschaftstheoretiker, gefördert von der Versicherungswirtschaft, aus dieser Haltung das Konzept der Risikogesellschaft, welches in unserem Fall zu der erstaunlichen Einsicht führt, es sei "heute weit weniger riskant, sich über den Marxismus zu äußern. Und", fährt Gerhardt fort, "diese entspannte Lage sollten wir zur Erkenntnis nutzen. Wer weiß, zwischen welchen Fronten wir schon morgen stehen..."

Weit weniger riskant? Er meint nicht die Berufsverbote, er meint die Abwesenheit machtvollen orthodox-marxistischen Hohns über einen, der im Begriff ist, sich Glut statt Asche aufs Haupt zu streuen. Und recht hat er, denn was wird man ihm schon zu antworten gewagt - und gekonnt - haben im Hörsaal Unter den Linden, als er mit jenen Worten eine Ringvorlesung 'Marxismus. Versuch einer Bilanz' eröffnete. Und recht hat er auch darüber hinaus: da ist eine Stille vor dem Sturm. Und noch einmal, um es vorweg zu nehmen, hat er recht: in diesem Sturm werden für das Häuflein, welches heuer in unserem Land das Jubiläum des Kommunistischen Manifests begeht, Marx und der Marxismus kaum noch wiederzuerkennen sein.

Mit Gerhardt aber sind wir im Hier und Jetzt einer besetzten, einer umbesetzten Universität. Seine Aufgabe sieht er klar: "Nun aber sind die repressiven und unproduktiven Äußerlichkeiten der kommunistischen Herrschaft

endlich beseitigt, und es ist erst recht keine Ruhe." Für Ruhe zu sorgen und den Glauben an das Gute dieser Weltanschauung auszutreiben, dem hat sich, wie er am Schlusse seines Aufsatzes zusammenfaßt, "die Philosophie vor allem an der Humboldt-Universität und im Ostteil Deutschlands ... zu stellen. ... Und dabei genügt es nicht, Marx in seiner Kritik der Philosophie als einer bloßen Interpretation zu widersprechen. Wir haben so zu philosophieren, daß unsere Interpretation auch die Veränderung reflektiert, die sie schon immer ist." Gegen die 11. Feuerbachthese im Foyer seiner Alma Mater also die Anpassung der Philosophie an die Verhältnisse - und in der Praxis eine Philosophie der kleinen Taten und Untaten gegenüber entmachteten Kollegen und einer anwachsenden außeruniversitären Opposition.

Denn was ist die Bilanz des Volker Gerhardt in Sachen Marxismus? Wie sieht er die Dinge? Dies sind seine Thesen:

Unter der Überschrift 'Ein Alptraum verschwindet' beschreibt er zunächst seinen 'epistemischen Schreck', daß binnen eines Jahres "die weltgeschichtliche Realität des 20. Jahrhunderts, nämlich die mit Waffen bewehrte und mit einer unversöhnlichen Ideologie fundierte Opposition des Kommunismus gegen den Kapitalismus, ... mit einem Schlag nicht mehr existent" war. Fast beklagt er, daß 'der Kommunismus' im Untergang Skrupel hatte, zu den Waffen zu greifen, und sich so "wenigstens im Abgang als bloßes Gespenst erwies". Der 'epistemische Schreck' sitzt tief: Jahrzehnte eigener völlig unnötiger philosophischer Anpassungsleistung! Hätte der Philosoph dies nur damals in Münster schon gewußt, damals, als ihn, nach seinen Worten, eine Passage aus den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten für den Marxismus einnahm: "die (kommunistische) Gesellschaft ist die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur"! Bei solcher denkerischen Betroffenheit fällt es auch nicht mehr ins Gewicht, daß man mit gleichem und mehr Recht, von Hitler bis Reagan, anders als mit obigem Zungenschlag, die 'weltgeschichtliche Realität des 20. Jahrhunderts' für eine der waffenstarrenden, unversöhnlichen Opposition des Kapitalismus gegen den Kommunismus halten könnte.

Doch schon die zweite These eskamotiert diesen Gegensatz ohnehin aus der Realität. Denn es sei ja 'die Philosophie' als solche, die "an der Teilung der Welt in zwei feindliche Lager einen wesentlichen und allemal unrühmlichen Anteil" hatte. Sie erst habe "Marx, Engels, Lenin und Stalin die Begriffe gelehrt, nach denen die Welt in rückständige und fortschrittliche Elemente aufgeteilt werden konnte." Daß schon das Denken in Antinomien und Widersprüchen die Quelle des Bösen sei, ist in der Tat eine bemerkenswerte, spitzwegische Selbstbescheidung des Philosophen. Da stockt uns die Logik, selbst die mehrwertige.

Der Marxismus als der "historisch einzigartige Fall eines Philosophems, das nicht länger bloß Theorie, sondern selbst Praxis sein wollte", hat für Gerhardt nichts als "ein beispielloses denunziatorisches Potential nicht nur

¹ Berliner Debatte INITIAL 8 (1997) 4, S. 94-112.

gegen jede *andere*, sondern gegen jede *bloße* Theorie freigesetzt." Als hätten Marxisten, zumal in Westen, sich nie der 'reim' theoretischen Auseinandersetzung gestellt und viel dazu gelernt. Die spezifisch marxistische Verbindung der Theorie zur Praxis jedoch hat sich in gesellschaftlichen Praxen weit und breit eher unspektakulär durchgesetzt: als Entwicklung und Aufhebung theoretisch erkannter Gegensätze, zumal in den ökonomischen Verhältnissen, und zwar gerade durch Institutionen, die wir mit dem Sozialstaat verbinden. Nicht für die realsozialistische Nomenklatura hat sich der Primat der Praxis bewährt, sondern für die Sozialdemokratie, die Gewerkschaftsbewegungen und die reformerischen, 'anwendungsorientierten' Sozialwissenschaften.

Damit aber relativiert sich auch Gerhardts dritter Vorwurf an den Marxismus: 'Radikalisierung aus dem bloßen Begriff'. Seine Kenntnisse über das Phantom scheint er nach wie vor aus den Seminarkämpfen seiner Jugendzeit zu beziehen, als mangels Praxis tatsächlich hemungslos und radikal 'abgeleitet' wurde. Für seine Tagesaufgabe, die Auseinandersetzung mit dem Realsozialismus, bringt diese These nichts. Daß beispielsweise in der DDR 'Menschenrechte gering geachtet, die Besonderheit der politischen Sphäre nicht respektiert, Institutionen diskreditiert, Meinungen als Appendix der ökonomischen Interessen angesehen, Kompromisse nicht gemacht, über Demokratie und Repräsentation gelästert, die Familie vernichtet' worden seien, läßt sich angesichts des durchaus zivilen Zustands, in welchem dieses Land 1989 vorgefunden wurde, als Vorwurf in dieser Radikalität überhaupt nicht halten.

Natürlich gibt es auch heute noch Kathederkommunisten, welche im Nachtarock der Sowjetunion vorwerfen, sie hätte in ihrem Einzugsbereich die bürgerliche Gesellschaft nachhaltiger 'liquidieren' müssen. Doch hat die Klarheit der kritischen Analyse des Kapitalismus, die der Marxismus erreicht und tradiert, bei kaum einem relevanten geschichtlichen Akteur dieser Seite, ganz entgegen der Meinung Gerhardts, zu einer Strategie der sofortigen, mechanischen 'Abschaffung des Kritisierten' geführt. Man vergleiche nur einmal die Strategie der friedlichen Koexistenz mit den Auslöschungsphantasien amerikanischer Kalter Krieger vom Schlage eines Herman Kahn. Gewalt in der Geschichte, auch Gewalt von Kommunisten, hat vielmehr Gründe, die anders verteilt sind und gerade *nicht* mit der 'Radikalisierung aus dem bloßen Begriff' erklärt werden können.

In weiteren Thesen zur 'Überforderung von Theorie und Praxis', zur 'Mißachtung des Individuellen', der Moral und Humanität durch den Marxismus, zum szientistischen Fortschrittsglauben des marxistischen Projekts usw. zeichnet Gerhardt ein hauebüchenes Bild vor allem von Karl Marx selbst, ein Bild, das heute wohl gewünscht werden mag, sich aber schon beim flüchtigsten Durchblättern seiner Werke nicht halten ließe.

Was ist das für ein Philosoph, der seinen zentralen Vorwurf, Marx habe 'das Individuelle', 'die Individualität' zutiefst mißachtet, durch das Marx-

Zitat "Das Individuum ist das gesellschaftliche Wesen" belegen will. Mit dieser Formel, die für einen sozialwissenschaftlichen Durchbruch sondergleichen steht, vollendete sich doch die bürgerliche Einsicht ins Wesen der Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft (hatte nicht das fortschrittliche Bürgertum als erstes von Klassen gesprochen?). Nur in zwei Richtungen ist seither dem Individuum wirklich theoretische Gewalt angetan worden: durch den systemtheoretischen Antisubjektivismus (z.B. Luhmannscher Prägung) und durch einen Subjektivismus, welcher, wie im Falle Gerhardt, das 'Individuum' mit seiner 'Privatsphäre', seinem 'Privateigentum', seinen 'materialen privaten Ansprüchen' in biedermeierlicher Naivität vollkommen aus dem gesellschaftlichen Prozeß heraushalten will.

Was ist das nur für ein Philosoph, der aus der Marxschen Hinterfragung der Herrschaftsfunktionen von Religion und Moral den Vorwurf eines 'ökonomistischen Verrats an der Moralität' ableitet? "Man wird", schreibt Gerhardt, "nicht bestreiten wollen, daß es dem Marxismus immer wieder gelungen ist, beachtliche moralische und politische Energien zu mobilisieren. Der Kampf gegen Armut, Ausbeutung und Entrechtung, der Einsatz für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen ist großen humanitären Zielen verpflichtet." Warum aber muß gerade er, der Westdeutsche, dann im gleichen Atemzug behaupten, der 'real-existierende Marxismus' habe "diese Ziele nicht nur verfehlt, sondern selbst ins Zwielicht gerückt"? Hat nicht das Lied von der Moral, die nach dem Fressen kommt, das humanitäre Ziel erst auf den Punkt gebracht? Schon sehr früh, lange vor der Vereinigung, sind durch diese Weise die alte BRD und die alte DDR auf eine gemeinsame Insel des relativen Wohlstands, zwischen den Blöcken, geraten. Das war, Günter Gaus ist ein unentwegter Zeuge, das genaue Gegenteil einer 'Vertagung der Moral auf unbestimmte Zeit' (Gerhardt).

Und ist das noch ein Philosoph, der den folgenden Satz aus dem Kommunistischen Manifest nicht versteht? "Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt worden sind. Sie sind nur allgemeine Ausdrücke *tatsächlicher Verhältnisse* ..., einer unter unsern Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung."² Volker Gerhardt interpretiert diesen Satz so: "Hier haben wir also den tragischen Fall, daß sich ein begabter Weltverbesserer selbst in den Rücken fällt. In seinem Eifer, auf jeden Fall und unter allen Umständen recht zu behalten, streicht er sich selbst als epistemische und moralische Instanz." Richtig gelesen bedeutet der Satz aber dieses: es gibt eine Realität außerhalb unseres Bewußtseins; dem hat der theoretische Prozeß Rechnung zu tragen. Was Hegel erfand und Marx zur 'Produktionsreife' brachte, die Dialektik zwischen sozialer Bewegung und dem bewegten Kopf, das allerdings kam vielen realsozialistischen Intellektuellen später abhanden.

² MEW 4, S. 474f.; Hervorhebung durch den Verf.

Daß Gerhardt schließlich wenigstens der 'vielseitigen Journalistik' von Marx und Engels Bedeutung, Größe und stilistische Brillanz bescheinigt, dürfte den vielen Auftragspolemikern an Ostdeutschlands geisteswissenschaftlichen Fakultäten, die dagegen anschreiben müssen, gar nicht gefallen - aber so wird er es nun auch wieder nicht gemeint haben.

Doch eine der Thesen Gerhardts wurmt den kritischen Leser in der Tat. Nur eine 'Ökonomie aus Wunsch und Wahn' habe der Realsozialismus zuwege gebracht. Was hilft es, daß wir dagegen entschuldigend vom falschen Beginn in einem rückständigen Land, von den Folgen des Zweiten Weltkriegs, überhaupt von einem ersten, rohsozialistischen Anlauf sprechen. Was hilft es, daß die Imperialismustheorien das kapitalistische Welt-system recht präzise durchschauten. 'Zuhause' haben die Marxisten, oder was von ihnen ührig geliebt war, ökonomisch versagt. Ansätze einer nachhaltigen Subsistenzökonomie auf hoher technischer Stufenleiter haben sie nicht zur Exportreife entwickelt. Ökologie war ein Fremdwort. Die hegemoniale Funktion der Bewegungen auf den globalen Finanz- und Kapitalmärkten haben sie nicht begriffen. Über das Wesen des Eigentums, des 'kapitalistischen' wie des 'sozialistischen', wurde nicht zureichend nachgedacht. Und das Verhältnis von Ökonomie und Kultur im Spätkapitalismus war ihnen ein Rätsel.

Der Spätkapitalismus verbindet absolute Dominanz seines ökonomischen Prinzips mit scheinbar hochgradiger Selbstorganisation seiner Teilsysteme. Dies funktioniert zwar nur, weil sich inzwischen in allen Teilsystemen 'Kapital' verwertet: Geldkapital, kulturelles, soziales, psychologisches Kapital. Immerhin ist damit eine große Entlastung des politischen Systems eingetreten. Im Realsozialismus hat die antiquierte Überschätzung des Staates - der, selbst hoffnungslos unterkomplex, alles regeln wollte und sollte - den Untergang des ganzen Systems gebracht. Politischer 'Totalitarismus' endete im hilflosen Größenwahn der Politbüros. Die kapitalistische Ökonomie dagegen ist offenbar zur 'Kontextsteuerung' anderer gesellschaftlicher Teilbereiche imstande, indem sie alle Bewegungsgrößen in Geldwert verwandelt und damit die Teilsysteme infiziert und durchdringt. Im Globalisierungsprozeß vollendet sich dieses Prinzip. Auf dieser Basis - und damit sind wir in der Postmoderne - läßt sich die Totalität der Gesellschaftsbeziehungen wieder reflektieren: entweder angepaßt taumelnd auf den bunten Ölfilm der Oberflächen bezogen; oder in angestrenzter Welterkenntnis, als Kartierung struktureller, stofflicher Untergründe, in denen die Welt als Geld ihren Sinn verliert: *Cognitive Mapping of the Seeds of Time*³.

³ Ich beziehe mich hier auf Schlüsselbegriffe des amerikanischen Literaturwissenschaftlers und Marxisten Fredric Jameson. 'Cognitive Mapping' (etwa: das Anlegen kognitiver 'Landkarten') ist für ihn der wichtigste Modus der Erkenntnis in der unübersichtlichen Postmoderne, vgl. F.J., *Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism*, Durham 1991; in F.J., *The Seeds of Time*, New York 1994, versucht er, dem utopischen Potential der Gegenwart - 'Samenkörner der Zeit' - auf die Spur zu kommen.

Von all dem will Volker Gerhardt jedoch nichts wissen, nachdem er den Finger in die Wunde gelegt hat. Ihm genügt die antikomunistische Schablone. "Der Marxismus" habe, dort wo er herrschte, "den vorhandenen Reichtum an Bodenschätzen und Arbeitskräften verschleudert." Das stimmt in Bitterfeld und am Aralsee und in vieler anderer Hinsicht. Doch selbst die antiökologische Gebrauchswertökonomie der alten Sowjetunion hält keinen Vergleich mit der globalen Vergeudungskraft des Kapitalismus aus, der sich heute um die größten unerschlossenen Bodenschätze am Kaspischen Meer und in Sibirien schlägt; dessen Konzerne in Chemnitz, Moskau und Nowosibirsk mit einer hochqualifizierten Arbeiterschaft nutzlos Teure beisspiellos billig produzieren, bis in den Weltraum hinein.

Gegen die großartige Utopie einer Ökonomie, die kulturvoll 'das bloße Überleben' ohne Profit organisiert, weiß auch Gerhardt, nachdem er zuvor so sehr um 'ideellen Überschuß' rang, nur die Wachstumsideologie des 'materiellen Überschusses' zu setzen. Vielleicht hätte er sich für ein Verständnis der Alternative doch noch einmal der einst von ihm geschätzten Zeilen erinnern sollen: "die (kommunistische) Gesellschaft ist die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur."⁴

So scheint der Westordinarius die abgebrannten Räucherstäbchen, die er für die Asche des Marxismus hält, teils aus seiner philosophischen Adoleszenzphase zu beziehen, teils aus den Papieren der DDR-Enquête-Kommission und teilweise wohl auch aus der Angst, doch schon zu spät ins Berlin des Ostens, das postmoderne, gekommen zu sein. Profilneurose, vorläufig gebeilt.

Der Marxismus und durch ihn der Kommunismus aber sind komplexere Erscheinungen, vor allem im Westen, im Auge des Sturms, im fruchtbaren Schoße des Feindes.

Das Ende des Liberalismus

Nun war allerdings der Realmarxismus zuletzt auf geheimnisvolle Weise sein eigener schlimmster Feind geworden, und zwar nicht nur in rein praktischen Fragen der Ökonomie, sondern auch bezüglich zentraler theoretisch-strategischer Propositionen. "Zug um Zug", schreibt Immanuel Wallerstein, "wurden die fünf zentralsten Thesen des Parteienmarxismus (des real existierenden Marxismus) von genau den Personengruppen immer skeptischer beurteilt, welche diese Regimes getragen hatten."⁵ In diesem Prozeß war Gorbatschow nur die Spitze eines Eisbergs weltläufiger, aufgeklärter Ostblock-Karrieristen.

⁴ Karl Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, MEW Erg. Bd. Teil I, Berlin 1968, S. 538.

⁵ Immanuel Wallerstein, *After Liberalism*, New York 1995, S. 226.

Jene strategischen Thesen sind erstaunlicherweise gegenwärtig erneut Anknüpfungspunkt für 'Wiederaufbauorganisationen'. Sie sind so einfach, so plausibel, und sie sind doch die Pallen, in welche jeder geschickte Gegner des Marxismus heute nachwachsendes revolutionäres Potential hineinlocken möchte - und sich so mit kommunistischen Heimatvereinen und Plattformen aller Art unverhofft einig wäre.

Also seien sie, mit Wallerstein, noch einmal zusammengestellt, die Erfahrungsgrundsätze und Faustregeln einst mächtiger kommunistischer, 'marxistisch-leninistischer' Parteien, die jetzt wie Objekte der Industrieromantik auf den Halden der Geschichte lagern:

1. Um das Menschheitsziel einer kommunistischen Gesellschaft zu erreichen, ist der erste Schritt die schnelle Eroberung der Staatsmacht durch Revolution.
2. Um die Staatsmacht zu erringen und zu bewahren, müssen die fortschrittlichen Kräfte beziehungsweise die Arbeiterklasse sich eine gut organisierte, einheitliche Partei schaffen.
3. Auf dem Weg vom Kapitalismus zum Kommunismus ist es unabdingbar, eine Phase der Diktatur des Proletariats zu durchschreiten, d.h. die Macht ausschließlich in die Hände der Arbeiterklasse zu legen.
4. Der sozialistische Staat ist die notwendige Stufe auf dem universalen, richtigen Weg des Fortschritts, der schließlich im kommunistischen Utopia mündet.
5. Um den Übergang vom Stadium des Sozialismus zum Stadium des Kommunismus zu bewerkstelligen, muß der Sozialismus zunächst als nationale Entwicklung 'konstruiert' werden.

Das alles gilt nicht mehr. Es wäre fatal, daran festzuhalten im Spätkapitalismus. All dies steht auch so nicht bei Marx, wohl aber in den Arbeitskladden der Revolutionäre seit 1905, und war seit den Erfahrungen mit dem Faschismus sogar rot unterstrichen gewesen. Noch nach dem Pinochet-Putsch zog man solche Lehren - und marschierte in Afghanistan ein. Warum sind die Machteliten des Realsozialismus dann von diesen Propositionen atemberaubend schnell abgerückt? Wer oder was hat sie 'umgedreht'?

Unter dem Titel 'After Liberalism' hat sich Immanuel Wallerstein den Abfall der Nomenklatura vom Glauben auf folgende Weise erklärt: "Die wirkliche Ursache des Kollapses der Kommunismen liegt im finalen Kollaps des Liberalismus als einer hegemonialen Ideologie. Ohne einen Restglauben in seine Verheißungen kann es keine dauerhafte Legitimität des kapitalistischen Weltsystems geben. Und die letzten ernsthaften Glaubensanhänger des Liberalismus waren die kommunistischen Parteien alten Stils im früheren Ostblock."

Ein auf den ersten Blick ziemlich aberwitziger Gedanke. Doch Wallerstein sieht zu recht, daß die bürokratischen Erben des Kommunistischen Mani-

facts durchaus und in erster Linie die Hoffnungen des revolutionären Bürgertums einlösen, die Aufklärung und das Projekt der Moderne vollenden wollten. Aus genau dieser Position bezogen sie ihre konfrontative Stärke in der Systemauseinandersetzung und stellten eine Bedrohung für das herrschende politische System in den westlichen Demokratien dar - zumindest einige Jahre nach 1968, als ihnen im Westen die Bürgerkinder zuliefen.

Um so tiefer enttäuscht mußten die Osteliten sein, als ihnen dank des genauen Hinsehens ihrer ausgezeichneten Aufklärung klar wurde, daß ihr Gegner im Kapitalismus, ihr 'geliebter Feind', in keiner Hinsicht mehr die liberale Bourgeoisie war, sondern ein Geflecht aus global und brutal agierender Konzernmacht, Militär-Industrie-Finanz-Komplexen, ja von Verbrechersyndikaten. Hinter der liberalistischen Fassade insbesondere in den USA war ein System entstanden, das, wie Fredric Jameson schreibt, ohne Privateigentum und ohne öffentliches Recht zu funktionieren begann. In dieser Gesellschaft verwandelt sich der Staat auf allen Ebenen in private Netze der Korruption und informelle Klan-Beziehungen zurück. Korporatives Eigentum hat, jedenfalls im Kern der Kontextsteuerung, die alten, individuellen Eigentumsformen irgendwie abgeschafft und, ohne selbst öffentliche Verantwortung zu übernehmen, den Globalisierungsprozess usurpiert.⁶ Mafiotische Strukturen, Drogenbehörden als Drogenhändler, Militärs als Waffenlobbyisten, Präsidenten als Einbrecher: ein postmoderner Dschungel hatte sich aufgetan.

Ohne die Gegner, die als weltläufige liberale Bourgeoisie, etwa im Milieu der Vereinten Nationen, zugleich auch Partner und Verbündete für eine friedlichere Weltordnung hätten sein können, brach der einheitliche politische Gestaltungswille der kommunistischen Nomenklaturen zusammen. Auch sie hielten sich, wie überall sonst in der Welt zerfallender liberaler Ordnungen, nur noch an das Gesetz der Titanic, das Rette-sich-wer-kann. "Ohne das Eintretenkönnen für die Vollendung der Verbeißen des Liberalismus wurde es für die herrschenden Schichten des Weltsystems überall, auch im Osten, unmöglich, die arbeitenden Klassen durch irgendetwas anderes als Gewalt zu kontrollieren. Der Konsens, der auch im Realsozialismus auf diesem Versprechen, auf dieser 'Besteckung' beruhte, war zerbrochen." Und doch, fährt Wallerstein fort: "Gewalt allein wird es, wie wir seit Machiavelli wissen, diesen politischen Strukturen nicht erlauben, eine längere Periode zu überleben."

Zunächst, obschon nicht für ewige Zeiten, ist damit auch das liberale Establishment, sind die linksliberalen Stiftungen und Milliardäre vom Schlage eines Ted Turner oder Bill Gates Gefangene der Entwicklung, ebenso wie ihre Angestellten vom Typus eines Clinton oder Gore. Der Zerfall der demokratischen Werte im Westen, schreibt Benjamin Barber, ist durch das

⁶ Jameson, *The Seeds of Time*, a.a.O., S. 159.

⁷ Wallerstein, a.a.O., S. 242.

Scheitern des Staatssozialismus beschleunigt worden.⁸ Viel interessanter aber ist eben doch der Befund, daß die demokratiezerstörende ungezügelter Marktwirtschaft auch die kommunistischen Nomenklaturen ins Bodenlose stürzte.

Die Eliten des Ostblocks, welche das postmoderne Herrschaftsspiel dann so schnell so perfekt nachahmen lernten, glauben außerdem, mit dem Marxismus-Leninismus (der nur dem Kapitalismus von 1917 gewachsen gewesen war) hätten sie sich auch Marxens entledigt. "Aber das ist nicht so leicht", sagt Wallerstein. "Aus der Vordertür hinausgeworfen, droht Marx durchs Fenster wieder hereinzuschleichen. Denn Marx hat ganz gewiß weder seine politische Relevanz noch sein intellektuelles Potential erschöpft."⁹

Vier Schlüsselideen aus dem Denken von Marx möchte Wallerstein unter allen Umständen für die Analyse des heutigen Weltsystems weiter benutzen:

1. "Die Vorstellung, daß Klassen unterschiedliche und in der Tat antagonistische Interessen haben, ist keine Erfindung von Marx. In allen großen Diskussionen zwischen 1750 und 1850 in Westeuropa lag sie in der Luft. Und sie war ursprünglich nicht einmal ein 'linkes' Konzept. Doch natürlich gelangte das Konzept des Klassenkampfes erst durch das Kommunistische Manifest in aller Munde - und definiert seitdem die Arbeiterbewegung überall."

2. "Marx besteht auf einer allgemeinen Tendenz der ökonomischen Polarisierung, er nennt sie Verelendung und meint damit, daß die Armen ärmer und die Reichen reicher werden. Er analysiert auch den Prozeß der sozialen Polarisierung, in welchem jeder Einzelne entweder zum Bourgeois oder zum Proletarier wird. Niemand wird abstreiten, daß der Grad der Verelendung auf der Ebene der Weltökonomie konstant ist. Und der Eindruck, die Revenuen der arbeitenden Klasse in den Industrieländern würden steigen, wird durch eine zu enge Perspektive hervorgerufen: der Immigrationsfaktor, die Tatsache, daß ethnisch dominante Bevölkerungsgruppen die Vorteile abschöpfen, muß zu einer neuen Definition von Bourgeoisie und Proletariat führen - etwa entlang der Linie, ob Einkommen aus der Beteiligung an den realen ökonomischen Prozessen des Weltsystems bezogen wird oder nicht."

3. "Marx war Materialist. Er glaubte, daß Ideen nicht aus dem Nichts kommen und nicht einfach das Produkt vor sich hin grübelnder Intellektueller sind. Unsere Ideen, unsere Wissenschaften reflektieren die soziale Wirklichkeit unserer Leben ... was natürlich genauso auf Marx selbst und die arbeitenden Klassen zutrifft."

⁸ Benjamin R. Barber, Der Kapitalismus versteht nichts von den Genüssen des Lebens, Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 8.1.1998, S. 32.

⁹ Wallerstein, a.a.O., S. 226.

4. "Im Phänomen der Entfremdung sah Marx die Verkörperung aller Übel der kapitalistischen Zivilisation. In der Aufhebung der Entfremdung sah er die entscheidende Leistung einer künftigen kommunistischen Gesellschaft. Denn für Marx zerstört Entfremdung, vor allem in ihrer Haupterscheinungsform, als Eigentum, die Integrität der menschlichen Person. Der Kampf gegen Entfremdung ist deshalb der Kampf um die Wiederherstellung der Würde der Menschen. Man kann diese These nur auf eine Weise widerlegen: durch die Behauptung, Entfremdung sei ein unausweichliches Übel (eine Art Ursünde). ... Doch Marx hat nun einmal die Möglichkeit eröffnet, sich eine andere Gesellschaftsordnung vorzustellen. ... Seine Gedanken sind da. Wein oder was wäre damit gedient, sie völlig zu ignorieren?"¹⁰

Der alte zornige Wallerstein, niemals in seinem Leben mit den Parteikommunisten eins und fest in der spätkapitalistischen Zivilisation verankert, kann einen anderen Ton vorlegen als diejenigen, welche verstrickt waren in die marxistische Revolutionsbürokratie. Es würde den philosophischen Ordensrittern an der Spree gut anstehen, sich mit solchen gestandenen Marxisten des Westens auseinanderzusetzen - und eben auch mit diesen Punkten, die, wenn man ein Feuerzeug dranhält, nicht zu Asche verbrennen.

Klassenkampf, Polarisierung, Ideologie und Entfremdung unterliegen heute jedoch, daran ist kein Zweifel, einem gewaltigen Wandel in der Erscheinung, oder anders gesagt, die Erscheinung ist selbst ein Moment ihres Wesens geworden. In der Phase der Postmodernität und des transnationalen Kapitalismus der *Corporations* sind es vor allem die neuen informationellen Technologien, mittels derer territoriale Expansion und Krisenmanagement betrieben, aber auch Klassenkampf, Polarisierung, Ideologie und Entfremdung entwickelt werden. Eine computervermittelte Logik des Spätkapitalismus faltet sich aus.

Zu diesem Himmel, Cyberspace genannt, hlickt Wallerstein zunächst gar nicht auf, um sich der Frage *What Can Be Done?* zu stellen. "Stattdessen", schreibt er (vermutlich nicht einmal an einem PC), "sollten die antisystemischen Kräfte sich auf die Expansion realer sozialer Gruppen auf vielfältigen lokalen Ebenen aller Art konzentrieren, und auf deren Zusammenschluß (und ständige Umgruppierung) in uneinheitlicher Form auf den höheren Ebenen. Der fundamentale Irrtum der antisystemischen Kräfte in der vorausgehenden Epoche war der Glaube, daß die Effektivität einer Struktur mit ihrer Einheitlichkeit wuchs. Zweifelloso war eine solche Politik logisch und brachte scheinbar Ergebnisse, so lange die strategische Priorität auf der Eroberung der Staatsmacht lag. Diese Politik hatte einst auch sozialistische Ideologie in liberal-sozialistische Ideologie umgeformt. Doch heute ist demokratischer Zentralismus genau das Gegenteil dessen, was

¹⁰ Ebenda, S. 226ff.

nötig ist. Die Solidaritätsbasis zwischen den vielen realen Gruppen der höheren Ebenen (Nation, Region, Welt) muß subtiler, flexibler und 'organischer' sein. Die Familie der antisystemischen Kräfte muß sich mit vielen verschiedenen Geschwindigkeiten bewegen und ständig ihre taktischen Prioritäten umformulieren.¹¹

Wallersteins Appell an die 'organischen Intellektuellen einer uneinheitlichen Familie multipler antisystemischer Gruppen' ist weder naiv noch hilflos. Dazu ist er zu viel herumgekommen bei den dschungelerproben heutigen Leserinnen und Lesern des Kommunistischen Manifests und auch bei der außeruniversitären philosophischen Opposition überall auf der Welt. Kann dieser Utopismus als eine lockere Form der Verschwörung betrachtet werden? Was ist Verschwörung in der Postmoderne? Hilft es, doch hinauf zu den Wolken des Cyberspace zu klicken, die Eigenart der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien in Rechnung zu stellen, die mediale Weltkultur als das Labor zu betrachten, in dem der Kapitalismus sich klonen und der Marxismus sich künstlich befruchten lassen möchte?

Kampf um allegorische Hegemonie?

Jedenfalls sind die beiden weiter aneinander gefesselt: "Der Triumph des Kapitalismus und des Marktes scheint", schreibt Fredric Jameson, "auf eine sichere Zukunft des Marxismus (als der Wissenschaft von den inhärenten Widersprüchen des ersteren) hinzudeuten." Durch Globalisierung und Informatisierung werden die Linke wie die Rechte und die Wirtschaft selbst mit der Unmöglichkeit konfrontiert, daß irgendein regionales oder nationales Gebiet den Zustand der Autonomie oder gar Subsistenz erreicht, sich vom Weltmarkt abkoppelt. So hat die 'Rettung der Utopie' nur eine Chance, wenn die Marxisten "den Gedanken einer globalen Totalität festhalten oder - wie Hegel gesagt hätte - 'dem Negativen folgen' und so letztlich jenen Ort lebendig erhalten, von dem das - unverhoffte - Entstehen des Neuen erwartet werden kann."¹²

Der Ort aber, an welchem Totalität zu einem neuen und seltsamen Leben erwacht ist, wird von der Linken in unserem Lande, die ihre Kulturkritik aus der Tiefkühltruhe der Frankfurter Schule bezieht, allenfalls höhnisch gestreift: "Täglich wandern Gigabytes kruder Weltdeutungen durch das Netz. Der Dschungel der Mythen ist so dicht, daß bereits Websites wie *www.conspire.com* ("die 60 größten Verschwörungstheorien aller Zeiten") entstehen. Sie erleichtern Sinnsuchern und Generalzweiflern den Einstieg. Sie bieten *links* ... zu tausend Welterweckern, Wunderheilern, Esoterikern und Radikalinskas aller Schattierungen. ... Hier erfährt die Menschheit, was

¹¹ Ebenda, S. 249.

¹² Fredric Jameson, Fünf Thesen zum real existierenden Marxismus, Das Argument 214/1996, S. 175ff.

hinter Klimaschwankungen und Börsenstürzen steckt, was die Yakutsa, Islamisten und Freimaurer wirklich planen. Was der Papst, Henry Kissinger und der Ötzi so alles angestellt haben. Und auch, daß US-Außenministerin Madelaine Albright einen kommunistischen Großvater hatte.¹³ Wer sagt, es sei leicht, in diesem Chaos an 'Rettung der Utopie' zu denken?

Es stand also eine schnelle Internet-Recherche an, mit *Alta Vista* (nomen est omen). Der Suchbegriff 'Communist Conspiracy' brachte 138 Hits ('Kommunistische Verschwörung': 0). Des weiteren: 'Kommunistisches Manifest' (8), 'Communist Manifesto' (855), 'Kommunismus' (691), 'Communism' (10 830), 'Kommunistische Theorie' (0), 'Communist Theory' (5), 'Kommunistische Bewegung' (0), 'Communist Movement' (72), 'Kommunisten' (655), 'Kommunistinnen' (2), 'Communists' (4 780). Das Kommunistische Manifest in vielen Sprachen war zuverlässig, mit oder ohne Kommentar (und oft aus Lehrveranstaltungen heraus) vertreten. Viel will das nicht sagen, denn die Zahl der Bibel-, Koran- und Talmud-Texte ist weitaus größer. Elektronisch besonders hervor tut sich die KP USA, von der man weiß, daß sie zeitweise zu fünfzig Prozent aus FBI-Agenten bestand. Im zentralen Pamir-Massiv hält 'Peak Communism' für Bergtouristen Fahne und Hitzahl hoch. Die *Workers Party of Belgium* offeriert 'Proposals for the Unification of the International Communist Movement'. Wir erfahren von einem 'Journal of Communist Theory and Practice', von einer Ausstellung des Deutschen Historischen Museums: Dürfen Kommunisten träumen? Und was die 'Communist Conspiracy' angeht: die rechten Websites der *John Birch Society*, Pat Robertsons, der *Stormfront*; Verweise auf den Illuminaten-Orden, *Conspiracy Games* und *Conspiracy Sites* aller Art, eine Gruppe 'Bytes Macht Frei', viele Bookstores. Die Grünen werden als Teil einer kommunistischen Verschwörung zur Zerstörung der Biosphäre entlarvt. Und unter der Überschrift 'Bolsheviktory' endlich das richtige Wort: "So, you Capitalist Yankee Swine: thnought you had seen the last of us, da?"

Man muß es wohl aushalten, daß die erste Beschäftigung mit den Inhalten der Netze meist nur zu Kuriositäten-Sammlungen führt. Die Relativierung aller Inhalte, das *Anything Goes*, das *Free For All*, wird jeden gestandenen Pamphletisten und Organisatoren zutiefst erschrecken. Jameson (der selbst seine Schwierigkeiten hat mit dem Netz) versichert uns zwar, daß das Weltsystem des Spätkapitalismus nicht verstanden werden kann ohne die computerisierten Medientechnologien; daß die tastende, suchende Neuerfahrung der postmodernen Welt, das 'cognitive mapping' des Weltsystems, also kurz: das Darstellungsproblem, nur mittels der Informationstechnologie gelöst werden kann.¹⁴ Doch muß er hinzufügen, daß die elektronische Lösung des Darstellungsproblems, die uns als überbordender

¹³ Tom Schimmeck, The End is near, Die Woche, 19. Dez. 1997, Extra, S. 14.

¹⁴ Fredric Jameson, The Geopolitical Aesthetic, London 1992, S. 10.

Schwall von Allem und Nichts entgegenstürzt, zugleich selbst das zentrale Darstellungsproblem geworden sei. Und dieses Problem hat zwei Seiten:

Zum einen führen die Operationen des Systems der Netze "Sinnangebote zusammen, deren Konnexität für es selbst arbiträr ist. Das System ist, wie wir auch sagen könnten, unempfindlich gegen bestimmten Sinn, der auf der Ebene der Dokumente traktiert wird. Gerade deshalb muß es auch nicht ein Bewußtsein konstruieren, das sensibel ist, ideosynkratisch oder singular. Wir haben es im Blick auf die Autopoiesis des Systems mit der Produktion *nomadisierender Sinnverteilungen* zu tun, mit virtuellen Konstellationen, die nicht als Realität im System (also nicht als Struktur) sedimentieren."¹⁵ Mit anderen Worten, die Kommunikation auf den Netzen tendiert zur Abstraktion von den Inhalten, Absendern und Adressaten; fördert das reine Surfen, die puren Operationen des 'Verlinkens'; und schafft dadurch u.a. einen Raum für die überraschende Kombinatorik von Bedeutungen.

Die andere Seite des Darstellungsproblems ist politisch. Wo kommen die Netze her und was ist ihre Funktion? Offenbar sind sie erst in der neuen geopolitischen Konstellation des Niedergangs des Realsozialismus von einer geheimstrategischen zu einer weltöffentlichen Größe geworden. Die Umnutzung der während des Kalten Krieges akkumulierten militärischen, wissenschaftlichen und industriellen Rechnermacht Amerikas hat der Weltinnenpolitik ein neues Instrumentarium beschert. Oder anders gesagt, aus der objektiven militärischen und ökonomischen Realität der Datenetze wird allmählich das Medium der Kontextsteuerung aller Teilsysteme des Weltsystems. Deswegen beginnen heute logischerweise auch alle übrigen Massenmedien der Weltkultur mit der universalen Maschine der vernetzten Computer zu konvergieren. Durch diese Medienentwicklung aber werden Weltkultur und Weltökonomie identisch.

Die übergeordnete Frage ist dann, ob sich damit die Möglichkeit von Politik in beliebige Kombinatorik verflüchtigt oder als kapitalistische Produktion, Distribution und Konsumtion versteift. Noch kann man in den Weltregionen von den Folgen des globalen Medienspiels absehen und, wie Wallerstein, die Augen fest auf den steinigten Pfad gerichtet, den Guten auf dieser bösen Welt zu begegnen trachten und weiterwandern und an Lagerfeuern innehalten und gute Gespräche führen und boffen, daß sich alles noch fügen wird. Man kann die Netze - und das ist derzeit die sicherste Methode - als Kommunikations- und Informationsmedium für Theoretisches und Praktisches nutzen, ohne sich um ihre 'Autopoiesis' zu scheren. Man kann aber auch das allegorische Potential der medialen Weltkultur, zwischen Beliebigkeit und Sinnsteuerung, für subversive Differenzierungen einsetzen, für die Suche nach Strukturen der Totalität.

¹⁵ Peter Fuchs, Realität der Virtualität - Aufklärungen zur Mystik des Internet, o.J., zu finden unter der URL: http://netzservice.de/Home/maro/others/pf_rdv.html.

In der medialen Weltkultur, die erst entsteht, drehen sich Politik und politische Ökonomie um die Entfaltung, Konvergenz und Konzentration von ambivalenter Bildermacht. Kapitalverwertung und territoriale Expansion, Aneignung von Welt und Ausbeutung von Menschen einerseits, die anti-systemischen Bewegungen andererseits, werden in einen globalen Kampf um allegorische Hegemonie verstrickt. Kleine Ursachen, amplifiziert durch den Medienmarkt, erzielen große Wirkungen. In den Hollywood-Rollen des Harrison Ford beispielsweise - irgendwelchen Randerscheinungen, sollte man meinen - manifestiert sich genau die Entwicklung der geopolitischen Aktionstypen, die der Spätkapitalismus sich wünscht. In den 70ern, mitten im Kalten Krieg, in *Star Wars*, treibt *Han Solo*, von Milliarden Menschen bewundert, bereits demonstrativ quer zu allen Fronten seine dreisten Geschäfte. *Blade Runner* macht uns vor, wie man sich ambivalent im posturbanen Raum unbestimmter Identitäten durch alle sozialen Strata bewegt; nicht umsonst erlangte dieser Film Kultstatus. *Indiana Jones* wirft sich - um (Boden-) 'Schätze' zu finden - in der Zeit des vergehenden Kalten Kriegs in die Zeiten davor (die nun wieder anstehen): ins freie Spiel der Kräfte einer offenen kolonialen Welt. Und heute, als Präsident in *Air Force One*, darf Harrison Ford sich über jede fremde staatliche Souveränität hinwegsetzen, wenn es um die Interessen seiner Klientel geht.

Diese 'geopolitische Ästhetik' hat in der medialen Produktion zu Faustregeln, zu 'Regieanweisungen' geführt, die ihrerseits ambivalent sind, die weder der einen noch der anderen Seite ausschließlich dienen, sondern nur das Terrain der hegemonialen allegorischen Kämpfe - ob im Kino oder auf den Netzen - definieren. Jameson¹⁶ hat zwei ästhetische Prinzipien dieser Art, die unter den heutigen Bedingungen größte Wirksamkeit erzielen, herausgefiltert:

1. Gehe fernah von der traditionellen Zentralperspektive tastend, 'scannend', mit einem Blick von oben, mit Satellitenaugen an dein Thema heran. Unter dem Symbol des 'blauen Planeten' richtet sich dann in den meisten Narrationen - ob *CNN-News* oder *Independence Day* - das Augenmerk auf unentdeckte Rohstoffquellen oder auf anti-systemische Wafenkonzentrationen - und im Beiprogramm vielleicht noch auf Umweltschäden und hübsche Wirbelstürme. Nur in seltenen Fällen, wie etwa im Hollywood-Film *Contact*, bringt uns der Blick von oben wirkliche Erkenntnis - doch immerhin kommt es vor.

2. Wann immer du etwas Weltbezogenes, Politisches oder Ökonomisches, erzählen willst, spiele mit dem Verschwörungsverdacht. Im Hintergrund lauern zwar die mächtigen Verschwörungsphantasien des Faschismus und vieles andere Fundamentalistische. Das aber wäre für den globalen Diskurs heute alles zu eindeutig und zu plump. Es geht um das Gefühl, daß die Welt eine einzige unbestimmte Verschwörung ist, es geht um die X-Fi-

¹⁶ Jameson, *The Geopolitical Aesthetic*, a.a.O., passim.

les. Und so gibt es heute keine einzige erfolgreiche politische oder ökonomische Narration in den Medien, die nicht konspirative Elemente enthielte.

Diese 'Regieanweisungen' setzen also auch Erkenntnis in Gang. Die Allegorien vom 'blauen Planeten' und von der 'totality of conspiracy' kommen zudem aus einer medialen Massenkultur, die mit den Wissenschaften, computervermittelt, immer stärker konvergiert; schon deshalb müssen diese Allegorien vom Wissenschaftsprozess auch verarbeitet werden. Diese Bilder sind ein Moment des Wesens von Klassenkampf, Polarisierung, Ideologie und Entfremdung geworden. Vor allem die Vorstellung der Welt als 'konspiratives System' erfasst durchaus die Hinterlassenschaft eines Jahrhunderts, in dem Verheimlichung, subjektlose Bürokratie und andere Schrecken die Verwirrung über den Zustand des Ganzen bis zum Äußersten gesteigert haben. Und wer sich an den Kern des Wissens über Macht und Herrschaft in den marktgängigen Verschwörungstheorien heranarbeitet, der sieht dort die Klassenkämpfe von gestern und morgen im Eis der Systeme suspendiert. Nicht nur die Filme von Oliver Stone, zum Beispiel *JFK*, sind dafür ein Beispiel.

Die narrative Struktur der Verschwörung schmuggelt, schreih Jameson, unser politisches Denken an unserer eigenen liberalen und anti-politischen Zensur vorbei und erlaubt es uns, auf einer tieferen Ebene unserer kollektiven Phantasie wieder 'das Weltsystem als solches' zu denken.¹⁷ Geschichte und Eigensinn fügen sich, das ist das Ziel, im politischen Unterbewußten wieder zusammen. Geschieht dies erst einmal, wird der Einzelne, das gesellschaftliche Wesen, auch in der postmodernen Weltkultur durch alle Bilderwelten hindurch nicht mehr Ruhe geben, "ebe nicht für das Gefühl, das sich darin nicht täuscht, die Einlösung der Geschichte wirklich erfolgt ist, also *mein* Boden, *mein* Gemeinwesen und *meine* Selbstbestimmung über die Bedingungen *meiner* Arbeit *gemeinsam* hergestellt" worden sind.¹⁸ Das aber ist die kommunistische Utopie.

¹⁷ Ebenda, S. 9.

¹⁸ Oskar Negt/Alexander Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, Frankfurt/M. 1981, S. 362.

edition
psychosozial

Versuche,
die Geschichte
der RAF zu verstehen

Das Beispiel
Birgit Hogefeld

Bearbeitet von
Carlo Christian von Braunmühl
Birgit Hogefeld
Hubertus Janssen
Horst Eberhard Richter
Gerd Rosenkranz



edition
psychosozial

Versuche, die Geschichte der RAF zu verstehen

Das Beispiel Birgit Hogefeld

Mit Beiträgen von: Carlo Christian von Braunmühl, Birgit Hogefeld, Hubertus Janssen, Horst-Eberhard Richter, Gerd Rosenkranz

ISBN 3-930096-87-0

120 Seiten, 19,80 DM, bereits erschienen

Format 12,5 x 21 cm

1. Auflage 1996 vergriffen

2. Auflage 1996 fast vergriffen

3. erweiterte und korrigierte Auflage erscheint im April 1997, ca. 160 Seiten, 24,80 DM

Wolfgang Hammerschmidt:

Spurensuche

Zur Geschichte der jüdischen
Familie Hammerschmidt in Cottbus

geb., 226 S., zahlr. Abb., 48,- DM, ISBN 3-930096-49-8

„Ein Jahrhundert wird besichtigt“, könnte der Untertitel des Buches lauten, dessen Ausgangspunkt eine Recherchenreise an den Ort eines scheußlichen Geiselmordes im besetzten Frankreich des Jahres 1944 war. Denn die Betrachtungen des Autors gehen zurück bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.



Annette Simon
Versuch,
mir und anderen
die ostdeutsche
Moral
zu erklären



edition
psychosozial

Annette Simon:

Versuch, mir und anderen die ostdeutsche Moral zu erklären

112 Seiten, 19,80 DM, ISBN 3-930096-33-1

Der „Versuch...“ ist eine Art öffentliches Selbstgespräch. Dabei will die Autorin nur für sich sprechen, da ihre Biografie „keineswegs typisch“ sei. (Der Spiegel 27/1996)

PSV

Psychosozial-Verlag · Friedrichstraße 35 · 35392 Gießen
Telefon: 06 41/7 78 19 · Telefax: 06 41/7 77 42

Wie politisch ist Marx' Politische Ökonomie? (I)¹

"Der Kapitalismus selbst wurde vom Staat hervorgebracht!"

L.D. Trotzki

"Die Ökonomie ist mit der Politik verheiratet,
wenn auch nur nach Gewohnheitsrecht."

Robert A. Dahl/Charles Lindblom

1. Marx und die Politische Ökonomie

Marx ist als Autor des KAPITAL in die Geschichte eingegangen. Das KAPITAL, die systematische Kritik der Politischen Ökonomie, ist sein Hauptwerk, dem er den Großteil seiner Lebensarbeit gewidmet hat. Er betrachtete dies Buch selbst als seinen wichtigsten Beitrag zur Sozialwissenschaft, zumindest als einen "wissenschaftliche(n) Versuch zur Revolutionierung einer Wissenschaft" (MEW 30, 640), die die "politische Ökonomie in eine positive Wissenschaft verwandeln" (MEW 32, 181) und damit den Grundstein zu einer neuen Sozialwissenschaft legen sollte. Auf die eminent politische Bedeutung dieses Unternehmens hat er häufiger hingewiesen, obwohl ihm klar war, daß der "wissenschaftliche Sieg", den er seiner "Partei" erringen wollte (vgl. MEW 29, 573), erst der Anfang einer Revolutionierung der Köpfe in der Arbeiterbewegung sein würde.

Das KAPITAL ist unvollendet geblieben. Hätte Marx trotz aller uns bekannten Schwierigkeiten diese Arbeit nicht wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß bringen können - und während der langen Entstehungsgeschichte des Buches gab es oft genug Augenblicke, wo es schien, als würde ihm das nicht gelingen - was wäre von ihm geblieben? Im besten Fall eine Fußnote in der Philosophiegeschichte, im Kapitel über die linken Hegelianer in Deutschland, vielleicht ein paar Randbemerkungen in einer Geschichte der demokratischen Emigranten nach 1848, dazu ein paar Bemerkungen in historischen Darstellungen der Arbeiterbewegungen des 19. Jahrhunderts.

Soweit die etablierten Sozialwissenschaften ihn nicht nur als Klassiker in die Ecke stellten, sondern zur Kenntnis nahmen, ist Marx am heftigsten als politischer Ökonom angegriffen worden. Auf die Kritik der politischen Ökonomie konzentrieren sich die wichtigsten und gründlichsten Marx-Kritiken. Als Philosoph, als vermeintlicher oder tatsächlicher Theoretiker des Sozialismus, als Politiker und politischer Theoretiker ist Marx weit weniger umstritten. Die meisten Ökonomen sehen den "Fall Marx" heute so: Das war ein bedeutender Philosoph, aber ein schlechter Mathematiker und

¹ Vortrag bei der Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Bilanz und Perspektive", Hannover, 14.-16.3.1997.

mäßiger Ökonom, ein dunkel und verworren schreibender, unbeholfen argumentierender Spätcardianer. Nicht alle sehen das so. Einige, die mit der Geschichte der Ökonomie ein wenig vertraut sind, wissen, daß sie Marx zahlreiche Pionierleistungen zu verdanken haben - in der Kreislauf- und Wachstumstheorie, in der Verteilungstheorie, in der Theorie des technischen Fortschritts, in der Konjunktur- und Krisentheorie.² Daher bleibt Marx für Ökonomen, die sich einen gewissen theoretischen Sinn bewahrt haben, eine Provokation.³

Die Stärke der marxistischen Tradition in der sozialistischen Arbeiterbewegung beruhte auf dem im wesentlichen von Marx gelieferten Rahmen einer systematischen, kritischen Analyse der kapitalistischen Produktionsweise, ihrer Entwicklungstendenzen und ihrer Krisen.

Marxismus ist zuallererst ganz altmodisch eine kritische Theorie des modernen Kapitalismus. Als solcher wird er von Zeit zu Zeit wiederentdeckt, wenn der Kapitalismus mal wieder in einer großen Strukturkrise steckt und die herrschende Lehre der Ökonomie (wie der übrigen Sozialwissenschaften) nicht mehr ein noch aus weiß.⁴

2. Politische Ökonomie - der Name und die Sache: Historischer Rückblick

Politische Ökonomie ist ein alter Name mit einer langen Geschichte. Von diesem vielschichtigen und umstrittenen Namen will die herrschende Lehre der heutigen Ökonomie am liebsten nichts mehr wissen. Umfragen unter Studenten der Wirtschaftswissenschaften in mehreren Ländern (auch in den USA) haben immer wieder ergeben, daß sie, sogar in der Mehrzahl, enttäuscht sind von dem, was sie heute an ökonomischen Fakultäten lernen (müssen). Sie begründen ihre Enttäuschung mit ihrem ursprünglichen Lerninteresse, ein Interesse, das sich deutlich auf Politik, auf die Lösung drängender sozialer und ökologischer Probleme richtete.

² Zu den kleineren Pioniertaten von Marx gehört die Vorwegnahme des in der Betriebswirtschaftslehre heute so genannten "Lohmann-Ruchti-Effekts" im zweiten Band des KAPITAL: Die Entdeckung, daß Unternehmen mit einem hohen Anteil an fixem Kapital dank der fortlaufenden Amortisation bei gleicher Profitrate schneller akkumulieren können als andere.

³ Keynes z.B., der Marx gar nicht mochte und ihn auch nie gründlich studiert hat, schwankte zeitlebens, ob er ihn zu den obskuren Randfiguren der Ökonomie oder zu ihren großen, epochenmachenden Geistern zählen sollte. Er sagte und schrieb bald das eine, bald das andere.

⁴ Marx hat selbst ein ähnliches Phänomen konstatiert: "Die Zeit der Krise", schrieb er am 23. Januar 1855 an Lassalle, "ist in England (und anderswo M.K.) zugleich die der theoretischen Untersuchungen." (MEW 28, 612)

Was ihnen geboten wird, ist dagegen eine betont un- und apolitische, "reine" Wissenschaft in streng mathematischem Gewand, eher eine Form von angewandter Mathematik als eine empirische Sozialwissenschaft.⁵

In den sechziger und siebziger Jahren hat es eine Renaissance der Politischen Ökonomie gegeben. Zeitweilig war sie große Mode. In der angelsächsischen Welt erfreut sie sich nach wie vor großer Beliebtheit. Jedes Jahr erscheinen Tausende von Büchern zur "Politischen Ökonomie", fast jedes Jahr werden neue Zeitschriften gegründet, die stolz "Politische Ökonomie" im Titel führen. Das Feld erweitert und verzweigt sich immer weiter; Unter- und Spezialdisziplinen wie die "Vergleichende Politische Ökonomie" (Comparative Political Economy) und die "Internationale Politische Ökonomie" haben in den letzten Jahren einen rasanten Aufschwung erlebt.⁶

An diese Blüte werden große Erwartungen geknüpft. Nicht jeder wird so weit gehen wollen, wie Ralf Dahrendorf, der in der Politischen Ökonomie das einzige fruchtbare Feld interdisziplinärer Arbeit in den Sozialwissenschaften sieht, wo Ideen und gelegentlich sogar neue Einsichten erblühen. Allerdings blühen die vielen neuen Blumen der Politischen Ökonomie nicht im Garten der Ökonomie, sondern in den Nachgärten der Politikwissenschaft und der Soziologie. Beide beanspruchen die Politische Ökonomie heute als Sub- und Spezialdisziplin ihres Faches; in der neuen Ausgabe des vielgelesenen Handbook of Political Science von 1996 wird die Spezialdisziplin Political Economy ausführlich (und gleichberechtigt neben den altbekannten Teilgebieten des Faches) in einem eigenen Abschnitt in mehreren Beiträgen dargestellt - in der alten Ausgabe von 1975 gab es das - entgegen dem damaligen Zeitgeist - noch nicht.⁷ Die wieder zum Leben erwachte Wirtschaftssoziologie, die lange ein Schattendasein am Rande führte, ist heute - zumindest im angelsächsischen Sprachraum -

⁵ Vertreter der herrschenden Lehre hören so etwas gar nicht gerne, zumal die Mathematiker vom Fach in der Regel von den Künsten der Ökonomen nicht beeindruckt sind. Einige Mathematiker halten das, was die neoklassischen Ökonomen so treiben, rundweg für Pseudomathematik und die heutige mainstream-Ökonomie für einen Zufluchtsort von Leuten, denen die Begabung sowohl für richtige Mathematik als auch für empirische Sozialwissenschaft abgeht. Vgl. zu diesem Streit z.B. Alexander Rosenberg, *Economics - Mathematical Politics or Science of Diminishing Returns?*, Chicago - London 1992.

⁶ An einigen europäischen, japanischen und amerikanischen Universitäten gehören heute wenigstens für Studenten der Politikwissenschaft und Soziologie Kurse in Internationaler und/oder Vergleichender Politischer Ökonomie zum Pflichtprogramm.

⁷ Vgl. Robert Goodin/ Hans Dieter Klingemann (eds), *A New Handbook of Political Science*, Oxford 1996, S. 645ff. Allerdings ist diese Darstellung recht einseitig: Trotz des Bemühens um Ausgewogenheit beherrscht die sogenannte ökonomische Theorie der Politik das Feld. Claus Offe trägt dazu eine höfliche, der Sache nach vernichtende Kritik bei, die aber wie üblich die Anhänger des mainstream nicht weiter stört. Die machen weiter wie gehabt.

das einzige erfolgreiche interdisziplinäre Unternehmen, von dem die Fachökonominnen einiges über die "wirkliche Welt der Märkte" lernen können.⁸

Die erste kurze Renaissance der Politischen Ökonomie - die heute der Neuen Linken als größtes intellektuelles Verdienst angerechnet wird⁹ - hat zu einer erneuten Beschäftigung mit Marx geführt. Marx ist zum Klassiker der Politischen Ökonomie geworden. Klassiker werden heutzutage viel gelobt und wenig gelesen. Heute aber bedeutet Politische Ökonomie etwas ganz anderes als zu Marx' Lebzeiten.

Der Name Politische Ökonomie ist im frühen siebzehnten Jahrhundert entstanden - zugleich mit dem Konzept einer neuen Wissenschaft. Nach der Überlieferung taucht der Ausdruck "oeconomie politique" zuerst in Louis de Mayerne-Turquets "La monarchie aristodémocratique" von 1611 auf; vier Jahre später erscheint das erste Buch, das den Ausdruck politische Ökonomie im Titel führt, Antoine de Montchrétien de Vattevilles "Traicté de l'oeconomie politique" (1615).¹⁰ Nicht zufällig entsteht das Konzept einer politischen Ökonomie zuerst in Frankreich, damals die führende Großmacht und das Land, in dem die Bemühungen, einen Territorialstaat mit einheitlicher, zentralisierter Verwaltung und Regierung auf agrarischer Grundlage - die historische Konkurrenz zu den Stadtstaaten, Städtebünden und zum Ständestaat - am weitesten fortgeschritten sind. Der Ursprung der Politischen Ökonomie aus dem Geist des aufsteigenden Absolutismus führt zu einer Kunstlehre mit wissenschaftlichen Elementen, die sich mit der Beziehung zwischen gesellschaftlicher Ordnung und Staatseinrichtung (Turquet) bzw. mit der guten Verwaltung der öffentlichen Dinge, der notwendigen Staatsaufgaben sowie der öffentlichen Lasten (Montchrétien) befaßt.

Davor gab es Ökonomie nur in einem sehr praktischen Sinn, der allen bürgerlich gebildeten vertraut war: als "economia" oder "oikonomia" wurde eine Kunstlehre der Haushaltsführung bezeichnet. Diese "ehrwürdige Kunst des Haushaltens" wurde in zahlreichen Traktaten verbreitet; sie richtete sich an den (männlichen) Haushaltsvorstand, dem zahlreiche Ratschläge in praktischer Haushaltsführung - vom Umgang mit Haustieren und Dienern bis zur Aussteuer und der Kunst, die Töchter an den richtigen Mann zu bringen - erteilt wurden. In Deutschland hieß sie daher treffend "Hausväterliteratur".¹¹ Noch Francis Hutcheson, der Lehrmeister Adam Smiths, befand, daß die Ökonomie "von den Rechten und

⁸ Vgl. das neue Handbuch, mit dem sich dies Aschenputtel unter den speziellen Soziologien einen respektablen Platz in der ersten Reihe erobert hat: Neil J. Smelser/Richard Swedberg (eds), *The Handbook of Economic Sociology*, Princeton - New York 1994.

⁹ Vgl. Herbert W. Arndt, *Political Economy*, in: *Economic Record*, 60, 1984, S. 268.

¹⁰ Vgl. Alfred Bürgin, *Zur Soziogenese der Politischen Ökonomie*, Marburg 1993, S. 235ff.

¹¹ Eine kleine Auswahl: Leon Battista Alberti, *Della Famiglia*, 1434 - 1442; Prudent de Choysselat, *Discours oeconomique*, 1569; Johann Colerus, *Oeconomia ruralis et domestica*, 1593 - 1607; Bartolomeo Frigerio, *L'Economo prudente*, 1629; Dudley North, *Observations and Advices Oeconomical*, 1669.

Pflichten innerhalb einer Familie handelt".¹² Daneben gab es eine Kunstlehre für die Kaufleute, die sich mit Buchführung, mit Handelstechniken, mit der Technik von Geldgeschäften, mit Waren- und Marktkunde, mit Handelsusancen und mit der Vielfalt der Rechtsformen von Geschäften zwischen Privatleuten befaßt. Diese Kunstlehre des Geldverdienens, die sich noch ganz einseitig auf Handelsprofite und Geldzinsen bezieht, genießt weit geringeres Ansehen als die Haus- oder Familienwirtschaftslehre; der durchaus prekären gesellschaftlichen Lage der Kaufleute entsprechend, die außerhalb der Handelsstädte keineswegs zu den herrschenden Klassen gehören, wird sie lieber als Berufsgeheimnis der verschiedenen (nationalen und lokalen) Kaufmannschaften gehütet als publik gemacht.

Diese Kunstlehren sind bis heute nicht verschwunden.¹³ Aber die politische Ökonomie hat sich schon in ihrer "klassischen" Periode völlig davon gelöst. Sie wurde zur Wissenschaft, auf der Suche nach "Prinzipien" oder "Gesetzen" des Handels, des Austauschs und der Preisbildung überhaupt. Dank des neuen Konzepts des "natürlichen" Preises, der sich nach dem "inneren Wert" der Waren richtet, mithin einer Art von Gesetzmäßigkeit unterliegt, die den Horizont des individuellen Handelns und Urteilens einzelner Marktteilnehmer übersteigt, emanzipierte sich die Politische Ökonomie von der Moralphilosophie. Von Anfang an wird sie als "Bereicherungswissenschaft" betrieben. Nicht nur durch ihren profanen Gegenstand - den Reichtum bzw. die Bereicherung des Einzelnen wie der Nationen - sondern auch durch ihre Ausrichtung am methodischen Vorbild der empirischen Naturwissenschaften bedeutete die Politische Ökonomie etwas Neues. Sie wurde als "Gesetzeswissenschaft" verstanden und betrieben; die "klassischen" Ökonomen, wie Marx sie genannt hat, wollten die "natürlichen" Gesetze erkunden, die die Produktion, die Verteilung und die Reproduktion bzw. die Akkumulation des Reichtums regelten. Politische Ökonomie galt als eminent politische Wissenschaft und so wurde sie auch betrieben. James Steuart, Zeitgenosse Adam Smith' und der erste (und letzte) zusammenfassende, systematische Theoretiker des Merkantilismus, hat das klar und programmatisch ausgesprochen: Ökonomie war für ihn noch ganz traditionell "die Kunst, für alle Bedürfnisse einer Familie zu sorgen, mit Umsicht und Sparsamkeit", und "was die Ökonomie in einer Familie ist, das ist die politische Ökonomie in einem Staat".¹⁴ Die neue Wissenschaft ist in erster Linie für die "Staatsmänner", d.h. Regenten und hohe Beamte bestimmt. Die sollen lernen, daß in der "komplizierten modernen

Ökonomie" auch das Geschäft des Regierens komplexer und schwieriger wird; in einer Handelsnation, in der das mobile Kapital eine größere Rolle spielt als das immobile Grundeigentum, muß der Staatsmann lernen, die "Gesetze seines wirtschaftenden Gemeinwesens", die neue, eigene Macht des Kapitals zu kennen und zu respektieren, da jeder Verstoß dagegen ihm Schwierigkeiten bereitet und diese neue Macht jeder Regierungswillkür Grenzen setzt.¹⁵ So sieht das wenige Jahre später auch Adam Smith: Die Politische Ökonomie als "ein Zweig der Wissenschaft für den Staatsmann und Gesetzgeber". Sie soll den Politikern, diesen "schlaun und heimtückischen Tieren" beibringen, wie man sowohl das Volk in die Lage versetzt, sich ein reichliches Einkommen, zumindest einen ausreichenden Lebensunterhalt, zu verschaffen, als auch dem Staat hinreichend große Einnahmen zur Erfüllung aller öffentlichen Aufgaben verschaffen kann, wie man also zugleich "das Volk und den Staat bereichern" kann.¹⁶

Ricardos Hauptwerk heißt nicht zufällig *Principles of Political Economy and Taxation* (1817); fast zwei Drittel davon handeln in der Tat von den Prinzipien der Steuerpolitik. Die übrigen klassischen Ökonomen, seine Anhänger wie seine Gegner, standen ihm darin nicht nach: Abhandlungen zur Politischen Ökonomie befaßten sich neben den "Prinzipien" immer auch mit sehr konkreten Fragen der Geldpolitik, der Finanzpolitik, der Handelspolitik, der Sozialpolitik. In der Regel sind es solche Debatten - wie z.B. die Auseinandersetzung über die gesetzliche Regulierung des Außenhandels oder der Kreditgeldschöpfung (Banknotenemission), die den Anlaß zu eigentlich theoretischen Debatten um die allgemeinen Prinzipien der neuen Wissenschaft gaben. Den klassischen Ökonomen war wohl bewußt, daß sie Zeitgenossen einer großen Transformation waren, auch wenn die Rede von der "industriellen Revolution" späteren Datums ist. Der Kapitalismus war noch keineswegs die vorherrschende Produktionsweise, sie mußte gegen institutionelle Widerstände und interessierte Gegner erst durchgesetzt werden. In diesem Kampf waren die klassischen Ökonomen Partei, auch wenn sie keineswegs alle als erklärte Gegner der Grundaristokratie und Vorkämpfer der neuen Klasse der industriellen Unternehmer auftraten, wie Ricardo das tat. Auch in diesem Sinn war die klassische politische Ökonomie eine hochpolitische Angelegenheit. So sahen das auch die übrigen Sozialwissenschaftler, soweit es sie gab: Bis etwa 1870 war es in England üblich, die politische Wissenschaft als politische Ökonomie plus Geschichte zu definieren.

Die klassische politische Ökonomie fiel schon lange vor Marx auseinander. Bereits in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann der Streit um die Auslegung der Arbeitswerttheorie. Die Kritik richtete sich gegen Ricardo, der als erster versucht hatte, die Phänomene des industriellen Ka-

¹² Francis Hutcheson, *A Short Introduction to Moral Philosophy*, Edinburgh 1747, S. 255.

¹³ Die Hausväterliteratur verwandelt sich im 19. Jahrhundert in eine Hausfrauenliteratur, überwiegend von Frauen für Frauen geschrieben. Vgl. z.B. Catherine Beecher, *A Treatise in Domestic Economy*, New York 1841. Diese domestic economy ist nicht weniger politisch als die gleichzeitige politische Ökonomie, da den Frauen eine bestimmte Art von "rationaler" Haushalts- und Lebensführung als Norm vorgeschrieben wird.

¹⁴ James Steuart, *An Inquiry into the Principles of Political Economy* (1761), repr. New York 1967, S. 1, 2.

¹⁵ Vgl. James Steuart, a.a.O., S. 181, 213, 215f., 278f.

¹⁶ Adam Smith, *An Inquiry into the Nature and the Causes of the Wealth of Nations* (1776), New York 1937, S. 397, 651.

pitalismus streng werttheoretisch zu erklären. Wenige Jahre nach Ricardos Tod wurde seine ökonomische Theorie nahezu einhellig abgelehnt.¹⁷ Noch waren die meisten Ökonomen Utilitaristen. Sie glaubten, daß der rational handelnde, seinen eigenen Nutzen und Vorteil suchende und womöglich maximierende, sich an den verfügbaren und knappen Ressourcen orientierende und damit sparsam umgehende Einzelne sowohl der "Natur" als auch dem "Ideal" des Menschen entspräche. Auf dieser sozialphilosophischen Grundlage ließ sich die ökonomische Theorie nach dem Zerfall der Ricardoschen Schule in zwei Richtungen neu bauen: Mit Hilfe einer anderen Werttheorie, der Theorie des (Orenz-)Nutzens. Oder ohne Werttheorie, als reine Theorie der (Gleichgewichts-)Preise. Beides wurde getan, und beides führte zur Entpolitisierung der politischen Ökonomie. Die Ökonomen verabschiedeten sich von allen nicht-rationalen Handlungen und warfen sich auf "rationales" Handeln. Rationalität galt kurz als Marktrationalität - der Produzenten wie der Konsumenten im allgemeinen. Sie sagten dem politischen Streit Ade, wurden "positiv" und "wertfrei". Zumindest taten sie so. Politische Ökonomie verwandelte sich in "reine" Ökonomie und "angewandte" reine ökonomische Theorie.¹⁸

Diese Umwandlung ging nur langsam vonstatten. Die später so genannte "marginalistische Revolution" brachte zu ihrem Sieg gut fünfzig Jahre. Die "reine Ökonomie" blieb gerade in Deutschland, im Land der "historischen Schule", umstritten. Ohne einen "Methodenstreit" (auch als "Werturteilsstreit" bekannt) war die Wende zur "reinen", positiven Ökonomie hier nicht zu haben. Auch danach bestand noch lange eine historisch, soziologisch und "geistes-" oder "kulturwissenschaftlich" inspirierte und informierte "Sozialökonomie", seltener Politische Ökonomie.¹⁹ Die Entwicklung der Ökonomie zu einer "reinen", formalen Lehre von den rationalen Wahlhandlungen ging dennoch weiter, vor allem nachdem sich die Mehrzahl der Ökonomen auch von der Grenznutzentheorie, dem letzten Rest von Werttheorie, verabschiedet hatten.

¹⁷ Im Frühjahr 1831 fanden im pickfeinen Londoner "Political Economy Club" zwei Diskussionen über Ricardos Prinzipien statt, die zu einem Scherbengericht wurden. Die anwesenden Herren Ökonomen (Damen gabs nicht) waren sich am Ende einig, daß Ricardos vielbewundener Entwurf in eine Sackgasse geführt habe. Danach löste sich die "Ricardosche Schule" der politischen Ökonomie auf. Vgl. Ronald L. Meek, *Ökonomie und Ideologie*, Frankfurt/M 1983, S. 94ff.

¹⁸ Diese Einteilung gebrauchte z. B. Léon Walras, der Vater der allgemeinen Gleichgewichtstheorie - einer mathematischen Theorie der Preisbildung in einer reinen Marktökonomie. Er sah sich, was die meisten seiner Bewunderer in der Ökonomenzunft nicht wissen oder nicht wissen wollen, selbst als "wissenschaftlicher Sozialist" und verbreitete seine zahlreichen Reformvorschläge und -projekte unter dem Titel der "sozialen" oder "politischen" Ökonomie.

¹⁹ Noch die spezifisch deutsche Variante des liberalen ökonomischen Denkens, der Ordoliberalismus oder später sogenannte Neo-Liberalismus, ist entscheidend von der Tradition der Sozialökonomie geprägt, daher viel weniger "reine Ökonomie" als ihr gegenwärtig dominierendes, angelsächsisches Gegenstück.

Heutzutage wird der alte Name Politische Ökonomie wieder ganz unbefangen gebraucht, wenn auch vorwiegend von Nicht-Ökonomen. Aber er hat wenigstens drei verschiedene Bedeutungen, die man auseinander halten sollte: Zum ersten werden damit allerlei Versuche bezeichnet, der Realität des gegenwärtigen Kapitalismus theoretisch gerecht zu werden. Von Anfang an haben die Länder, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, nicht eine, sondern mehrere Ökonomien - neben der "privaten" oder "Marktökonomie" immer auch eine "öffentliche" oder (mehr oder weniger) "staatliche" Ökonomie.²⁰ Dank ihrer Fixierung auf Marktrationalität hat die herrschende ökonomische Lehre ihre liebe Not mit dieser Dualität, da sie nicht umhin kommt, das Anwachsen des öffentlichen Sektors, die enorme Erweiterung der ökonomischen Staatstätigkeiten zur Kenntnis zu nehmen. Im gegenwärtigen Kapitalismus spielt der Staat typischerweise eine größere Rolle im System der Märkte als jeder andere Marktteilnehmer - er ist (wenigstens in Europa) "der größte Käufer, Gläubiger, Schuldner, Arbeitgeber, Grundeigentümer, Vermieter und Versicherer".²¹ Politische Ökonomie ist heute ein Sammelname für Versuche, mit dieser neuen Realität und mit den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen "ökonomischen" und "politischen" Institutionen und Prozessen klar zu kommen. Der Name bezeichnet nur ein Bündel von Problemen, kein gemeinschaftliches Forschungsprogramm, geschweige denn eine einheitliche Theorie.

Zum zweiten ist Politische Ökonomie heute als Sammelname für alle möglichen Rebellen und Dissidenten gebräuchlich. Viele kritische Ökonomen, die sich neben dem Hauptstrom der etablierten, orthodoxen Lehrhuchökonomie zu bewegen suchen, führen ihn im Schild. Das sind nicht nur, nicht einmal überwiegend Marxisten. Dazu gehören auch Neo-Ricardianer, einige Post-Keynesianer, manche (Neo-)Institutionalisten, Anhänger einer feministischen Ökonomie und Ökonomen, die sich um eine ökologisch sensibilisierte und um die Beziehung menschliche Wirtschaft - Ökologie systematisch erweiterte Theorie bemühen (mitunter auch Politische Ökologie genannt). Das einzige, was sie eint, ist ihr Unbehagen, seltener ihre explizite Kritik an der herrschenden (neoklassischen und neoliberalen) Lehre der Ökonomie. Ein weithin akzeptiertes Gegenprogramm einer anderen ökonomischen Wissenschaft gibt es bis heute nicht. Am ehesten eint die Außenseiter noch eine stark empirische Ausrichtung ihrer

²⁰ Bei genauerem Hinsehen entdeckt man rasch, daß die Vielfalt der Ökonomien im real existierenden Kapitalismus noch größer ist: Neben den Ökonomien von Markt und Staat besteht überall noch eine "informelle", "schwarze" oder "graue" Ökonomie und daneben und damit verschränkt eine "traditionelle" oder Subsistenzökonomie, zu der auch die traditionell vernachlässigte "zweite" Ökonomie der Lohnarbeiter und Lohnabhängigen gehört.

²¹ So Charles Lindblom, *Jenseits von Markt und Staat*, Frankfurt/M 1980, S. 179. Ohne Ausnahme ist den heutigen Ökonomen dabei der einfache Sachverhalt entgangen, daß der moderne Staat kein Marktteilnehmer wie jeder andere ist, sondern der einzige, der ständig und immer wieder kaufen kann, ohne jemals verkaufen zu müssen.

Arbeit, ein starkes Interesse an dem, was sich in der wirklichen Welt der Märkte und Kapitalismen abspielt. Hier findet man auch am ehesten Wissenschaftler, die die Ansicht, daß die Ökonomie eine vollständig autonome, von allen übrigen Sozialwissenschaften unabhängige, Wissenschaft sei - was Schumpeter die "Monroe-Doktrin" der Ökonomie genannt hat -, nicht teilen und daher neugierig sind auf das, was die sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen zu bieten haben.

Die dritte Gruppe, die den Namen Politische Ökonomie für sich beansprucht, ist die heute - wenigstens in den offiziellen Foren der etablierten akademischen Wissenschaft - vorherrschende. Ihre Anhänger bezeichnen ihr Unternehmen als "Neue Politische Ökonomie" oder "Ökonomische Theorie der Politik" oder sie verwenden die "Wahl" oder "Entscheidung" zusammen mit verschiedenen schmückenden Beiworten (rational choice, collective choice, public choice) als Peldzeichen. Sie verbindet der Glaube, daß die herrschende, neoklassische Lehre der Ökonomie das unübertroffene Vorbild jeglicher Theoriebildung in den Sozialwissenschaften und obendrein überall anwendbar sei. Sie versuchen daher bewußt und konsequent, die Konzepte und Analysemethoden der neoklassischen Ökonomie auf alle möglichen politischen Sachverhalte anzuwenden - in erster Linie auf die politischen Prozesse und Institutionen in parlamentarischen Demokratien. Damit folgen sie in der Tat der Logik der herrschenden Lehre, die nach ihrer Verwandlung in eine allgemeine Theorie "rationalen" Handelns so allgemein und formal geworden ist, daß sie auf jedes denkbare Form von Handeln angewandt werden kann. Das geschieht auch seit langem: Es gibt mittlerweile eine (neoklassische) ökonomische Theorie von fast allem und jedem - von der Ökonomie der Ehe und Familie, der Liebe, des Ehebruchs, des Verhrechens (einschließlich spezieller Untersuchungen über die Ökonomie des Schmuggels, des Straßenraubs, des Betruges und des Mordes), der Kunst (und zwar nicht nur des Kunstmarkts), der Freizeit, des Sports (und auch einzelner Sportarten) bis hin zu ökonomischen Theorien des Rechts und der Politik. Vorreiter sind in der Regel orthodoxe, neoklassische Ökonomen wie der Nobelpreisträger Gary Becker. Die übrigen Sozialwissenschaftler schauen der Ausbreitung dieses "ökonomischen Imperialismus", einer beginnenden "Ökonomisierung der Sozialwissenschaften", teils fasziniert, teils beunruhigt zu.²²

Um die "ökonomische Theorie der Demokratie" der "neuen politischen Ökonomen" zu formulieren, braucht man lediglich politische Entscheidungsprozesse radikal nach dem Muster "rationaler" Wahlhandlungen auf einem Markt zu denken, auf dem sich Wahlhürger und Politiker als Nachfrager und Anbieter von Politiken treffen. Die "freie Konkurrenz" unter den Politikern um Wählerstimmen soll bewirken, daß jeder letzten Endes bekommt, was er will. Es darf mit Pug bezweifelt werden, ob diese Analo-

²² Vgl. z.B. Hans-Bernd Schäfer/Klaus Wehrh (Hg.), Die Ökonomisierung der Sozialwissenschaften, Frankfurt/New York 1989.

gie irgend etwas, vor allem den politischen Prozeß in parlamentarischen Demokratien erklärt.²³ Auf jeden Fall verschwindet in dieser Form politischer Ökonomie jeder Unterschied zwischen Politik und Ökonomie. Alles politische Handeln erscheint dem ökonomischen Handeln - "rationalem" Maximieren des individuellen Nutzens unter Knappheitsbedingungen - vollständig analog, Politik löst sich analytisch in Ökonomie auf, der Staat, die Bürokratie und die politische Klasse verschwinden bzw. verwandeln sich in die allzeit gehorsamen "Agenten" der jeweiligen Wählermehrheit.

Das ergibt einen besonders krassen Ökonomismus, gegen den der altmodische, ökonomische Determinismus des orthodoxen "Marxismus" ein Wunder an Differenziertheit war. Für eine (relative) "Autonomie" der Politik ist hier analytisch kein Plätzchen mehr frei.

3. Marx unter Ökonomismus-Verdacht

Merkwürdig, aber wahr: Nicht nur die berüchtigten "Marxisten der II. Internationale", sondern Marx selbst, und zwar der Marx der Kritik der Politischen Ökonomie stehen seit einiger Zeit unter einem ganz ähnlichen Verdacht: dem des Ökonomismus. Der ökonomistische Wurm, so heißt es, sei bereits im KAPITAL drin. Marx habe zwar eine fundamentale "Kritik" der Politischen Ökonomie vorgehabt, herausgekommen sei aber nur eine andere, eben die Marx'sche Politische Ökonomie. Marx sei mit seiner These vom "Primat der Ökonomie" ebenso ökonomistisch wie die (neo)liberalen Ökonomen, die ebenfalls die Ohnmacht jeglicher Politik gegenüber den ehernen Gesetzen des Marktes verkünden. Er reproduziere die fixe Idee der Liberalen von der strikten Scheidung zwischen den "Sphären" der Ökonomie und der Politik. Wie die Ökonomen sei Marx auf ökonomische "Gesetze" fixiert; er betrachte sie als "objektive" Gesetze, die "hinter dem Rücken" und "über die Köpfe" der Betroffenen hinweg wirkten. Er reduziere alle wichtigen ökonomischen Akteure, die Kapitalisten wie die Lohnarbeiter, zu bloßen Charaktermasken oder Platzhaltern ökonomischer Funktionen. Daher müsse er unweigerlich dazu kommen, selbst den Klassenkampf zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern aus seiner Ökonomie auszuschließen. Letzen Endes behandle Marx in seiner Ökonomie gerade die Arbeiter, das angeblich "revolutionäre Subjekt", als passive Objekte, die von den objektiven Gesetzen der kapitalistischen Ökonomie beherrscht würden.²⁴

²³ Vgl. z.B. einige gängige Einwände bei Adam Przeworski, The State and the Economy under Capitalism, Chur a.e. 1990, 15ff., 23ff.

²⁴ So hat Cornelius Castoriadis dies bereits in den siebziger Jahren mehrfach formuliert. Siehe Cornelius Castoriadis, On the History of the Workers' Movement, in: Telos, Nr. 30 (Winter), 1976 - 77, S. 14ff. Für Castoriadis bildet Marx' Behandlung der menschlichen Arbeitskraft als Ware den entscheidenden Punkt, an dem die ganze Konstruktion des KAPITAL ökonomistisch verdreht werde (vgl. ebd., S. 33).

Edward P. Thompson hat in seiner wütenden Polemik (*The Poverty of Theory*) gegen die Althusserianer Marx ebenfalls vorgeworfen, daß er im KAPITAL die Politische Ökonomie gerade nicht umgestürzt habe. Er sei ihr vielmehr auf den Leim gegangen und innerhalb ihrer Voraussetzungen geblieben; er kritisiere die reife bürgerliche Ökonomie auf ihrem eigenen Boden, habe daher die Politische Ökonomie nicht überwunden, sondern nur eine "andere Politische Ökonomie" geschaffen. Die Klassenkämpfe innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ließen sich aber nicht nach der Logik des Kapitals begreifen; dazu müsse man - wie der junge Marx es noch gewollt und verkündet habe - aus dem geschlossenen System der ökonomischen Logik heraus und die "ökonomischen Kategorien" hinter sich lassen.²⁵ Jean Cohen hat kurz darauf das ganze Marxsche Projekt einer "Kritik der Politischen Ökonomie" für undurchführbar erklärt: Wenn man, wie Marx, der Logik des Kapitalismus mittels einer Kritik der ökonomischen Kategorien auf die Spur zu kommen suche, habe man bereits den wichtigsten Grundsatz der Ökonomie übernommen - daß die kapitalistische Ökonomie als ein selbstgenügsames und sich selbst reproduzierendes System analysiert werden könne. Damit sei Marx aber bereits dem heimlichen Ökonomismus aller bürgerlichen Ökonomie aufgesessen: Nichtökonomisches entweder als irrelevant oder als selbst ökonomisch determiniert zu betrachten.²⁶

Andere sind milder und weisen Marx nur zum Teil als Hauptschurken im Drama "Marxismus führt zum Ökonomismus" aus: Das KAPITAL werde auch von Marxisten in aller Regel als eine Art anderer Ökonomie gelesen; selbst die Neue Linke neige dazu, die Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie als Dinge oder gesellschaftliche Naturgewalten zu betrachten, wobei die Arbeiterklasse mal als stummer Diener oder Opfer, mal als passiver Zuschauer der Bewegungen "des Kapitals" gesehen werde.²⁷ Zumindest sei die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie in der überlieferten Fassung höchst "einseitig"; ihr fehle das notwendige Gegenstück, die "Politische Ökonomie der Arbeiterklasse". Alle ihre Konzepte, angefangen mit der Kategorie der "Ware Arbeitskraft" seien daher ökonomistisch verengt.²⁸ Auf "Politik" im konventionellen Sinn bezogen lautet der Vorwurf: "Der Staat spielt keine Rolle in Marx' Analyse der kapitalistischen Ökonomie". Schlimmer noch, Marx habe zwar ursprünglich mal ein "Buch über

den Staat" geplant, aber "es gibt nichts, was er hätte schreiben können".²⁹ Denn Marx habe den Kapitalismus als ein geschlossenes, sich selbst reproduzierendes ökonomisches System gesehen und dargestellt. Wenn das stimmt, bleiben wir auf einem leeren Versprechen sitzen, das weder Marx noch die Marxisten jemals einlösen können. Der Plan des jungen Marx, von der Kritik der Theologie zur Kritik der Politik überzugehen, wäre dann gerade wegen des Umwegs über die Kritik der Politischen Ökonomie zum Scheitern verurteilt gewesen.³⁰

Der Ökonomismus-Vorwurf hat gewirkt. Wenn die Sache schon bei Altwater Marx selbst zu nichts anderem führte als zu einer Ökonomie im marxistisch/sozialistischen Gewand, wenn es also mit der behaupteten Revolutionierung der Sozialwissenschaften durch die Kritik der Politischen Ökonomie nichts geworden sei, dann brauche man sich auch als "Marxist" und Sozialist darum nicht mehr zu kümmern. Wer ein rechter Anti-Ökonomist sei, der könne die Ökonomie getrost den Ökonomen überlassen - die herrschende Lehre den neoklassischen, die Marxsche Lehre den marxistischen Ökonomen.³¹ Die alte, schlechte Arbeitsteilung zwischen Ökonomen, die für Ökonomie, und Politikwissenschaftlern, die für Politik zuständig sind, ist damit auch unter den Anhängern einer kritischen Sozialwissenschaft wieder zu Ehren gekommen.

Dagen möchte ich energischen Widerspruch anmelden: Marx' Politische Ökonomie ist in der Tat auf Gesetzesaussagen gerichtet - auf die berühmten "Bewegungsgesetze" der kapitalistischen Produktionsweise. Marx formuliert in der Tat eine ganze Reihe von "ökonomischen" Gesetzen, wenn auch nicht universalen, sondern historisch spezifischen, nur für die kapitalistische Produktionsweise gültigen. Seine Politische Ökonomie ist auch von der Anlage und (streckenweise) auch der Darstellung her höchst mathematisch - Marx ist einer der mathematischsten Ökonomen seiner Zeit, nicht unserer. Dennoch ist sie alles andere als un- oder apolitisch. Im Gegenteil. Gerade Marx nimmt seinen Gegenstand, die moderne kapitalistische Produktionsweise so politisch wie sie war und ist. Gerade Marx hatte einiges zu sagen zu den Voraussetzungen und Folgen der widersprüchlichen Handlungslogiken, in denen Menschen in Gesellschaft

²⁹ So formuliert Adam Przeworski, in: *The State and the Economy under Capitalism*, Chur 1990, S. 69.

³⁰ Gelegentlich findet sich der Ökonomismus-Vorwurf auch in reduzierter Form, d.h. nur gegen einzelne Argumentationsgänge und Begriffsbildungen im KAPITAL gerichtet. Vgl. z.B. Jacques Bidet, *Que faire du CAPITAL?*, Paris 1985, S. 26f., 88f. u.B.

³¹ Antonio Gramsci, der von vielen als Vorkämpfer gegen den Drachen Ökonomismus und Pionier eines erneuerten, nicht-ökonomistischen Marxismus verehrt wird, läßt sich als Kronzeuge für eine radikale Abwendung von der Politischen Ökonomie ganz und gar nicht gebrauchen. Wie eine sorgfältige Lektüre der Gefängnishefte zeigt, hat er sich mit Marx' "kritischer Ökonomie" gründlich befaßt und sich über deren methodische Grundlagen und thematische Reichweite, ja selbst über ihre Darstellung und Popularisierung einige Gedanken gemacht. Vgl. Michael R. Krätke, Antonio Gramscis Beiträge zu einer Kritischen Ökonomie, Universität van Amsterdam, PSCW, März 1997, 53 S.

²⁵ Siehe Edward P. Thompson, *The Poverty of Theory*, New York 1978, S. 59ff., 65 (dt. 1980).

²⁶ Vgl. Jean L. Cohen, *Class and Civil Society: The Limits of Marxian Critical Theory*, Amherst 1982, S. 150, 192f.

²⁷ Vgl. Harry Cleaver, *Reading Capital Politically*, Brighton 1979, S. 25ff., 27.

²⁸ Vgl. Michael A. Lebowitz, *Beyond Capital. Marx' Political Economy of the Working Class*, New York 1992, passim. Lebowitz ist der Ansicht, daß dieser Fehler zu beheben sei, indem das bei Marx noch fehlende Element nachgeliefert wird.

ten mit kapitalistischer Produktionsweise ge- und befangen sind. Gerade Marx tut einiges - wenn auch nicht alles -, um den Schein der "Objektivität" ökonomischer Kategorien und "Gesetze" gründlich zu demontieren. Gerade Marx hatte einiges zu schreiben über die Rolle des Staates und der modernen Politik in der kapitalistischen Produktionsweise und er hat es auch getan.

Widerspruch ist nötig, weil dieses heute beliebte Miß- und Unverständnis der Marxschen Politischen Ökonomie als einer Art "linker" Variante der Lehrbuch-Ökonomie - nur eben mit ein wenig anderen Größen, Formeln und Gesetzen - verheerende Folgen hat. Verheerend für das Verständnis der real existierenden Kapitalismen und der jüngsten Phasen der kapitalistischen Entwicklung. Verheerend auch für die marxistische politische Theorie, insbesondere für die Staatstheorie, die dank der Abkopplung von der als unpolitisch mißverstandenen Kritik der Politischen Ökonomie jeden Boden unter den Füßen verliert und nuremehr die ideellen und ideologischen Seiten sieht oder sich auf "reine Formen" zurückzieht, ohne noch zu wissen, wovon dies Formen sind und für wen oder was diese Formsachen Folgen haben (können). Die verbreitete Angst, bei "ökonomistischen" Sünden ertappt zu werden, hat dazu geführt, daß den Staatstheoretikern die sehr greifbare materielle Existenz und sehr fühlbare eigene ökonomische Macht des modernen Staates aus dem Blick gerät. Den Marxisten alter Schule war das noch ganz klar. Der Staat, schrieb z.B. Antonio Labriola 1896, ist "etwas sehr Reales, ein System von Zwängen. ... Um als solches Zwangssystem bestehen zu können, mußte er zu einer ökonomischen Macht werden, ... In dieser in den modernen Staaten so angewachsenen ökonomischen Macht liegt der Grund ihres Aktionsvermögens."³² Es ist auch kein Zufall, daß Marx überall dort, wo er in seinen diversen Plänen zur Kritik der Politischen Ökonomie bzw. in deren ausgearbeiteten Versionen auf den Staat zu sprechen kommt, von so profanen Dingen wie Geld, Steuern, Staatsschulden, öffentlichem Kredit, Staatsausgaben, Beamten, Straßenbau, Banken und Versicherungen redet. Im Gegensatz zu heutigen "Staatstheoretikern" weiß Marx nicht nur, daß das sehr moderne Sozialgebilde "Staat" nicht nur eine ideologische Macht, sondern auch - und zwar gerade in den Hochzeiten des angeblichen "Nachtwächterstaats" - eine ökonomische Macht erster Güte ist. "Die Polizei", bemerkt er, "heißt nämlich in der politischen Ökonomie Fiskus." (MEW 6, 119)

Verheerend ist die Legende von Marx' Ökonomismus schließlich auch, weil einige zentrale Ansatzpunkte für die notwendige Portführung der von Marx (und einigen späteren Marxisten) begonnenen Arbeit in Vergessenheit geraten, was der berühmten "Weiterentwicklung" der Marxschen Theorie erheblich geschadet hat. Wovon das geplante Buch zur Kritik der politischen Ökonomie des Staates handeln sollte, das war Marx schon 1847

klar: Steuern und alles, was damit zusammenhängt, die modernen öffentlichen Finanzen also, sind "das Dasein des Staates, ökonomisch ausgedrückt" (MEW 4, 348). Darauf folgt in drei knappen Sätzen sein Forschungsprogramm: "Das ökonomische Dasein des Staates sind die Steuern. Das ökonomische Dasein des Arbeiters ist der Arbeitslohn. Zu bestimmen: Das Verhältnis zwischen Steuern und Arbeitslohn." (MEW 4, 348) Dies Verhältnis kann aber nur ein politisch-ökonomisches sein, ein gesellschaftliches Verhältnis, das Herrschaft und Aneignung (möglicherweise auch Ausbeutung) beinhaltet und viele verschiedene Verkehrs- und Handlungsformen umfaßt.

Um es genauer zu bestimmen, muß man allerdings die für die kapitalistische Produktionsweise spezifischen Herrschafts- und Aneignungsverhältnisse, insbesondere das Lohnarbeitsverhältnis, bereits kennen. Bemüht man sich aber - mit Marx - darum, die Formen und Strukturen dieser elementaren Verhältnisse zu bestimmen, stößt man - wiederum mit Marx - unweigerlich auf politische Elemente, die ihnen immer schon anhaften.

(Teil II erscheint in Z 34, Juni 1998, und behandelt "Politische Elemente in der Kritik der Politischen Ökonomie" sowie "Vom Gebrauchswert und Gebrauch der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie".)

³² Antonio Labriola, Über den Historischen Materialismus, hrsg. von C. Pozzoli, Frankfurt/M 1974, S. 214.

Fordismus und SMK-Theorie

Zur Aktualität der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus (II)

Das Fordismus-Konzept hat in den letzten zehn Jahren als wichtiges Theorem in der marxistischen Literatur Einzug gehalten. In diesem Artikel geht es mir nicht um eine generelle Betrachtung dieses Konzepts - dazu wäre eine umfangreichere Arbeit notwendig - sondern in Anknüpfung an meinen vorhergehenden Artikel¹ um die Auseinandersetzung mit dem Anspruch des "Fordismus", eine gesellschaftstheoretische Alternative zu bisherigen marxistischen Periodisierungen der Entwicklung des Kapitalismus zu bieten. So heißt es bei Joachim Hirsch und Roland Roth unter der Überschrift "Fordismus-Theorie: Ein Programm": "Mit dem Fordismus-Konzept versuchen wir einen alternativen Ansatz gesamtgesellschaftlicher Analyse vorzustellen und anzuwenden."²

Bevor ich mich diesen Fragen des gegenwärtigen Fordismus-Konzepts zuwende, scheint es mir nützlich, kurz auf dessen Ursprung, auf die Taylorismus-Fordismus-Debatte der zwanziger und dreißiger Jahre einzugehen. Besondere Beachtung gilt den Aussagen Antonio Gramscis, auf die sich die heutige Fordismus-Theorie vielfach bezieht.

Taylorismus - Fordismus - Amerikanismus: Aussagen von Lenin und Gramsci

Taylorismus und Fordismus werden begrifflich gemeinsam zur Kennzeichnung einer industriellen Betriebsweise oder auch einer bestimmten kapitalistischen Entwicklungsphase verwendet. Dabei bedeutet Taylorismus ein System wissenschaftlicher Betriebsführung, das auf genauen Zeit- und Arbeitsstudien beruht und damit für eine umfassende Rationalisierung der Arbeits- und Produktionsabläufe genutzt werden kann. Es entstand bereits vor dem Ersten Weltkrieg, gelangte aber erst in den zwanziger Jahren zu einer größeren Anwendung - vor allem in den USA, in geringerem Ausmaß in Europa. Lenin charakterisierte das Taylorsystem bekanntlich als "ein 'wissenschaftliches' System der Schweißauspressung", das darin bestehe, "... aus dem Arbeiter die dreifache Arbeit in derselben Arbeitszeit

herauszupressen"³ oder auch als "Die Versklavung des Menschen durch die Maschine".⁴ Mit diesen Einschätzungen unterstrich Lenin die Rolle des Taylorsystems bei der gesteigerten Ausbeutung der Arbeiter; er erkannte aber zugleich die Bedeutung einer rationellen Aufgliederung des Arbeitsprozesses und der einzelnen Arbeitsabläufe für die Steigerung der Arbeitsproduktivität durch eine moderne Fließbandfertigung. Er empfahl daher nach der Machtübernahme durch die Bolschewiki, nicht nur die negativen sondern auch die positiven Seiten dieses Systems zu sehen und es in den sozialistischen Betrieben zur Steigerung der Arbeitsproduktivität zu nutzen.⁵ "Man muß in Rußland das Studium des Taylorsystems, die Unterweisung darin, seine systematische Erprobung und Auswertung in Angriff nehmen."⁶

Antonio Gramsci hob ebenfalls den menschenfeindlichen Charakter des Taylorsystems im Kapitalismus hervor: "Taylor bringt mit Zynismus und unzweideutig das Ziel der amerikanischen Gesellschaft zum Ausdruck: beim arbeitenden Menschen maximal den maschinenhaften Teil zu entwickeln, den alten psycho-physischen Zusammenhang der qualifizierten Berufsarbeit zu zerreißen, der eine gewisse Beteiligung der Intelligenz, der Initiative, der Phantasie des Arbeiters verlangt hatte, um die Produktionstätigkeiten auf den bloßen physischen Aspekt zu reduzieren. Aber in Wirklichkeit handelt es sich nicht um etwas Neues. Es handelt sich um die jüngste Phase eines Prozesses, der mit der Entstehung des Industrialismus selbst begonnen hat: diese jüngste Phase ist intensiver als die vorangegangenen und tritt in brutalerer Form auf, aber auch sie wird überwunden werden, und ein neuer psycho-physischer Zusammenhang wird entstehen, von einem anderen Typus als die vorangegangenen und ohne Zweifel von einem höheren Typus."⁷ Wie Lenin ging auch Gramsci davon aus, daß es sich bei dem Taylorismus um eine neue Form der Gestaltung des Arbeits- und Produktionsprozesses handelte, die in ihrer Grundrichtung auch unter sozialistischen Bedingungen für die weitere Steigerung der Arbeitsproduktivität unerlässlich sei. Zugleich warnte er vor den Gefahren einer dauerhaften zwangsweisen Anwendung des Taylorsystems, dieser entfremdenden, das Wesen des Menschen fragmentierenden Produktionsmethoden.⁸

³ W.I. Lenin, Ein "wissenschaftliches" System der Schweißauspressung, Werke, Band 18, Berlin 1962, S. 588.

⁴ W.I. Lenin, Das Taylorsystem - die Versklavung des Menschen durch die Maschine, Werke, Band 20, Berlin 1961, S. 145.

⁵ W.I. Lenin, Ein Löffel Teer in einem Faß voll Honig, Werke, Band 33, Berlin 1966, S. 354.

⁶ W.I. Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, Werke, Band 27, Berlin 1960, S. 249, 250.

⁷ Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 3, Heft 4, Hamburg 1992, S. 529-530.

⁸ Gramsci polemisierte in diesem Zusammenhang mit der Linie Trotzkis, die neuen Arbeitsmethoden "militärisch" durchzusetzen: "Das Prinzip des Zwangs in der Arbeitswelt war richtig..., aber die Form, die er angenommen hatte, war falsch: das militärische 'Vorbild' war zu einem verhängnisvollen Vorurteil geworden, die Arbeitsheere scheitern

¹ Siehe den Beitrag "Zur Aktualität der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus (I) - Der formationstheoretische Aspekt" in: Z 31, September 1997, S. 45ff. In den folgenden Artikeln werde ich auf weitere Aspekte der Fordismus-Theorie eingehen.

² Joachim Hirsch/Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus, Hamburg 1986, S. 41.

Gramsci betrachtete den Taylorismus in engem Zusammenhang mit der umfassenden Rationalisierung der Fertigung durch die Entwicklung der Massenproduktion für einen standardisierten Bedarf (Fließfertigung), welche eine gewaltige Steigerung der Arbeitsproduktivität zur Folge hatte und damit Preissenkungen sowie die Zahlung höherer Löhne ermöglichte. Diese Umwälzungen in der Betriebsweise begannen sich zuerst in den USA - in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg - durchzusetzen; sie wurden unter der Bezeichnung "Fordismus" bekannt, da der amerikanische Autoproduzent Henry Ford ein solches industriepolitische Konzept der Massenproduktion wie auch der Massenkonsumtion in den zwanziger Jahren in spektakulärer Form propagierte und in seinen Unternehmen praktizierte. Dies führte bekanntlich auch in Europa zu einer Fordismus-Diskussion, in der einige Gewerkschaftsführer mit dem Fordismus die Vorstellung einer dauerhaften Umgestaltung des Kapitalismus verbanden.⁹

In den Gefängnisheften hat sich Gramsci mehrfach zum "Fordismus" geäußert und dabei vor allem drei Momente hervorgehoben: *Erstens* stellte er heraus, daß der Kapitalismus vorerst in den USA mit dieser Umgestaltung der Industrie eine neue Betriebsweise erreichte, die durch Massenproduktion, höhere Löhne und Massenkonsum gekennzeichnet werden kann. Er gebrauchte dabei oftmals als Synonym den Begriff "Amerikanismus" und meinte damit, daß sich der "Fordismus" auf Grund spezifischer Bedingungen zuerst in den USA durchsetzte und als Beispiel und zugleich Zwang für eine spätere "nachholende Modernisierung" in Europa wirkte.¹⁰ *Zweitens* öffnete er den Blick dafür, daß dieser Fordismus keineswegs auf die Ökonomie beschränkt war, sondern weit in die Lebensweise vor allem der Arbeiter hineinwirkte und Kunst und Kultur der Gesellschaft wesentlich beeinflusste.¹¹ Gerade diese *nicht-ökonomische Interpretation des Fordismus* ging weit über die enge Sicht der damaligen Rationalisierungsdebatte hinaus; sie vermittelt auch heute wesentliche Anregungen für eine umfassende Betrachtung der kapitalistischen Gesellschaftsformation und damit auch für die Korrektur eines einseitigen, "ökonomistischen" Herangehens. *Drittens* wies Gramsci eindeutig auf die Grenzen, Widersprüche und Konflikte dieses Fordismus hin. Er unter-

ten.", Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 3, Heft 4, a.a.O. S. 529. Siehe hierzu auch die Ausführungen von Sabine Kebir in ihrem Buch: Antonio Gramscis Zivilgesellschaft. Alltag - Ökonomie - Kultur - Politik, Hamburg 1991, S. 31, 109f.

⁹ Zur Fordismus-Diskussion der zwanziger Jahre siehe z.B. Kurt Hübner/Birgit Mahnkopf, Eine kommentierte Literaturstudie, Veröffentlichungsreihe der Abteilung Regulierung von Arbeit des Forschungsschwerpunkts Technik-Arbeit-Umwelt des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, Berlin, Januar 1988, S. 84ff.

¹⁰ Siehe hierzu u.a. Gramscis Einschätzung des Amerikanismus in: Gefängnishefte, Band 1, Heft 1, Hamburg 1991, S. 130ff. und Band 2, Heft 2, Hamburg 1991, S. 340-341.

¹¹ Siehe hierzu die Ausführungen Gramscis zu dem Freizeit- und Sexualverhalten der Arbeiter unter Bedingungen des Fordismus, zur Rolle der Prohibition und anderen Fragen der Lebensweise und Kultur, in: Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 3, Heft 4, Hamburg 1992, S. 529ff. Siehe auch: Sabine Kebir, a.a.O., S. 110ff.

strich, "... daß die sogenannten Hochlöhne eine transitorische Vergütungsform darstellen. Die Anpassung an die neuen Arbeitsmethoden kann nicht nur durch Zwang erfolgen: der Zwangsapparat, der notwendig wäre, um ein solches Ergebnis zu erzielen, würde gewiß mehr kosten als die hohen Löhne. ... Wenn aber die neue Methode sich durchsetzt und einen neuen Arbeitertypus hervorbringt ..., dann werden sich auch die Löhne verringern." Außerdem würden hohe Löhne nicht generell in der Industrie oder gar in der gesamten Wirtschaft gelten.¹² Und er weist wiederholt darauf hin, daß der Amerikanismus-Fordismus unweigerlich zu neuen sozialen Konflikten führen müsse.¹³

Die konzeptionellen Vorstellungen Antonio Gramscis zum Fordismus-Amerikanismus waren und sind wichtige Bezugspunkte für die Erarbeitung der Fordismus-Theorie; diese hat aber ihre eigene theoretische Methode wie auch ein entsprechendes Begriffssystem entwickelt, die über die Fordismus-Thesen Antonio Gramscis weit hinausgehen.

Was wird heute unter Fordismus verstanden?

Zunächst einmal läßt sich eine gewisse Grobeinteilung in zwei Rezeptionsmuster vornehmen: Fordismus als *Produktionskonzept* und Fordismus als *Gesellschaftskonzept*.¹⁴ Ersteres richtet sich auf die Untersuchung des Fordismus vornehmlich als industrielles Organisationsmodell, wobei die institutionellen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen weitgehend ausgespart werden, d.h. die gesellschaftliche Bestimmtheit solcher Organisationsstrukturen nicht in die Untersuchung einbezogen wird. Die Arbeiten dieses Rezeptionsmusters beschäftigen sich mit dem Wandel von Arbeits-, Produktions- und Unternehmensorganisation im nationalen, regionalen und internationalen Maßstab. Sie vermitteln durch ihre konkrete Analyse wichtige Aufschlüsse über neue Tendenzen, Muster und Formen der Produktivkraftentwicklung und spielen daher bei der Debatte über Formen des Überganges zu einem "Post"-Fordismus eine wichtige Rolle.¹⁵

Der weitaus größte Teil der Arbeiten zum Fordismus ist dem anderen Rezeptionsmuster, dem eigentlichen Fordismusmodell - Fordismus als Gesellschaftskonzept - zuzurechnen, wobei das erstgenannte Muster zugleich einen wichtigen Bestandteil dieses Konzepts bildet. Entscheidend aber ist, daß sich die gesellschaftstheoretische Rezeption des "Fordismus" wesentlich an den Methoden und Begriffen der *Regulationstheorie* orientiert, die von französischen Sozialwissenschaftlern in den siebziger Jahren ausgear-

¹² Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Band 3, Heft 4, Hamburg 1992, S. 533.

¹³ Siehe z.B. Gefängnishefte, Band 6, Heft 11, Hamburg 1994, S. 1318-20.

¹⁴ Ich verweise hier auf die Einführung in den thematischen Schwerpunkt "Nach dem Fordismus" durch Katharina Bluhm: Konturen der Fordismusdebatte, Berliner Debatte INITIAL, 7. Jahrg. (1996), Heft 6, S. 3ff.

¹⁵ Siehe ebenda, S. 6-7.

beitet wurde.¹⁶ Kurt Hübner und Birgit Mahnkopf drücken diesen Zusammenhang folgendermaßen aus: "Unter dem Stichwort 'Fordismus' haben Teile der französischen 'Theorie der Regulation' Einzug in die bundesdeutsche sozialwissenschaftliche Debatte gehalten."¹⁷

Nach dieser Theorie entwickelt sich der Kapitalismus in einer Art Abfolge *verschiedener Formationen*, Phasen, Epochen oder bestimmter Entwicklungsmodelle, denen lediglich das "ökonomische Grundverhältnis" des Kapitalismus gemeinsam ist. Sie sind in ihrer Aufeinanderfolge durch keine weiteren, gesetzmäßigen Zusammenhänge miteinander verbunden: "Historisch bildet der Kapitalismus spezifische Formationen aus, die zwar auf dem sich durchhaltenden ökonomischen Grundverhältnis der bürgerlichen Gesellschaft - Privateigentum an Produktionsmitteln und waren-tauschvermittelte Ausbeutung von 'freier' Lohnarbeit - beruhen, jedoch durch sehr unterschiedliche Formen der Aushentung, der sozialen Strukturierung, der politischen Regulierung und der Vergesellschaftung geprägt sind. Damit verfügen sie über je eigene ökonomische, politische und ideologische Funktionsmechanismen, Konfliktstrukturen und Krisenzusammenhänge."¹⁸ Die beiden hauptsächlichen Elemente einer solchen Formation des Kapitalismus¹⁹ sind jeweils ein *Akkumulationsregime* und eine *Regulationsweise*. Alain Lipietz definiert das Akkumulationsregime folgendermaßen: "Das Akkumulationsregime ist ein Modus systematischer Verteilung und Reallokation des gesellschaftlichen Produktes, der über eine längere Periode hinweg ein bestimmtes Entsprechungsverhältnis zwischen den Veränderungen der Produktionsbedingungen (dem Volumen des eingesetzten Kapitals, der Distribution zwischen den Branchen und den Produktionsnormen) und den Veränderungen in den Bedingungen des Endverbrauches (Konsumnormen der Lohnabhängigen und anderer sozialer Klassen, Kollektivausgaben usw. . .) herstellt."²⁰ "Dieses Regime beruht seinerseits auf allgemeinen Prinzipien der Arbeitsorganisation und der Technikverwendung, die wir *technologisches Paradigma* nennen können."²¹ Und zur Regulationsweise: "Wir bezeichnen als *Regulationsweise* das Ensemble der eingespielten oder expliziten Normen, der Institutionen,

¹⁶ Hierzu rechnen vor allem die Arbeiten von Michel Aglietta, Alain Lipietz, Robert Boyer und Hugues Bertrand. In meinem nächsten Artikel zur Aktualität der SMK-Theorie werde ich mich näher mit der Regulationstheorie beschäftigen. In diesem Beitrag gehe ich auf die Probleme der Regulationstheorie nur insoweit ein, als dies für die hier zu behandelnden Aspekte des Fordismus notwendig ist.

¹⁷ Kurt Hübner/Birgit Mahnkopf, *Ecole de la régulation*, a.a.O., Abstract.

¹⁸ Joachim Hirsch/Roland Roth, *Das neue Gesicht des Kapitalismus*, a.a.O., S. 42.

¹⁹ Es ist hier nicht der Platz, sich mit dem Formationsbegriff der Regulationstheorie auseinanderzusetzen. Ich werde hierauf in meinem nächsten Artikel eingehen.

²⁰ Alain Lipietz, *Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise: Einige methodische Überlegungen zum Begriff "Regulation"*, Prokla, Berlin, Heft 58, 15. Jahrg., 1985, Nr.1, S. 120.

²¹ Alain Lipietz, *Demokratie nach dem Fordismus*, *Das Argument*, Berlin, Nr. 189, 33. Jahrg., Heft 5, Sept./Okt. 1991, S. 678.

welche die individuellen Erwartungen und Verhaltensweisen beständig auf die Gesamtlogik des Akkumulationsregimes einstellen."²²

Im Verständnis der Fordismus-Theorie ist der Fordismus eine solche Formation in der Entwicklung des Kapitalismus. Der tayloristisch-fordistische Typ der Arbeits- und Produktionsorganisation bildet die Grundlage für die Herausbildung und Ausprägung eines entsprechenden Akkumulationsregimes und der fordistischen Regulationsweise. Alain Lipietz kennzeichnet diese Zusammenhänge folgendermaßen: "Als allgemeines Prinzip der Arbeitsorganisation (oder 'industrielles Paradigma') war Fordismus Taylorismus plus Mechanisierung. Taylorismus implizierte eine strenge Trennung zwischen der Konzeption des Produktionsprozesses einerseits und der Ausführung von standardisierten und vorher festgelegten Aufgaben in der unmittelbaren Produktion andererseits. Als makroökonomische Struktur (oder 'Akkumulationsregime') bedeutete Fordismus, daß die Produktivitätszuwächse, die sich aus diesen Organisationsprinzipien ergeben, einerseits in ein aus Profiten finanziertes Wachstum der Investitionen und andererseits in ein Wachstum der Kaufkraft der Arbeiterlöhne umgesetzt werden. Als System der Spielregeln (oder 'Regulationsweise') bezeichnete er Lohnverhältnisse mit langfristigen Arbeitsverträgen, mit streng reglementierten Entlassungsregeln und einem programmierten Lohnwachstum, das sich aus einer Indexierung an Preisen und am allgemeinen Produktivitätswachstum ergab. Darüber hinaus sichert eine umfangreiche Sozialisierung der Einkommen durch den Sozialstaat ein Mindesteinkommen für Lohnabhängige."²³ Ähnliche Kennzeichnungen des Fordismus finden sich bei weiteren französischen Vertretern des Fordismus-Konzepts sowie bei Joachim Hirsch, Joachim Bischoff, Frank Deppe und anderen deutschen Autoren.

Mit der Orientierung auf die Regulationstheorie ist der "Fordismus" in den Rang einer eigenen Gesellschaftstheorie erhoben worden. Seit Mitte der achtziger Jahre veröffentlichten deutsche Autoren mehrere Arbeiten, in denen eine solche Fordismus-Theorie ausgearbeitet und propagiert wurde.²⁴ In den folgenden Ausführungen setze ich mich vor allem mit dem *gesellschaftstheoretischen Anspruch des Fordismus-Konzepts* auseinander, ein *schlüssiges Modell für die Entwicklung des Kapitalismus in diesem Jahrhundert, für deren Periodisierung zu liefern* und damit als Alternative zur

²² Ebenda.

²³ Danièle Leborgne und Alain Lipietz, *Postfordistische Politikmuster im globalen Vergleich*, *Das Argument*, Berlin, 38. Jahrg., Heft 5/6, 1996, S. 697.

²⁴ Siehe hierzu vor allem die Arbeiten von Joachim Hirsch, Roland Roth, *Das neue Gesicht des Kapitalismus*, a.a.O.; ders., *Kapitalismus ohne Alternative? Materialistische Gesellschaftstheorie und Möglichkeiten einer sozialistischen Politik heute*, Hamburg 1990; ders., *Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus*, Berlin-Amsterdam 1995.

Monopol- und SMK-Theorie zu gelten, wie das Joachim Hirsch, Joachim Bischoff und andere Vertreter des Fordismus-Konzepts postulieren.²⁵

Für die historische Bestimmung des Fordismus verwenden die einzelnen Autoren durchaus verschiedene Begriffe; neben dem Begriff "Formation" erscheinen die Bezeichnungen Epoche, Periode, Stadium, Phase, Etappe (Joachim Hirsch, Joachim Bischoff u.a.) oder Entwicklungsmodell des Kapitalismus (Alain Lipietz). Ungeachtet dieser recht unterschiedlichen Begriffswahl stimmen die Autoren in den zwei nachstehenden Grundfragen einer historischen Bestimmung des Fordismus überein:

Erstens handele es sich um eine bestimmte, zeitlich fixierbare Phase in der Entwicklung des Kapitalismus. Joachim Hirsch: "Mit Fordismus wird die historische Gestalt des Kapitalismus bezeichnet, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts hinein für die globalen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Verhältnisse - nicht nur im kapitalistischen Teil der Welt - bestimmend war."²⁶ Der Fordismus sei zu dem Zeitpunkt fertig herausgebildet gewesen, als sich die Hegemonie der USA international festigte; der Fordismus sei die "Ära der amerikanischen Hegemonie". In den siebziger Jahren sei der Fordismus in die Krise geraten, die immer noch andauere. Eine ähnliche Auffassung von der "Einordnung" des Fordismus in die historische Entwicklung des Kapitalismus findet sich auch bei anderen Vertretern des Fordismus-Konzepts. So sieht Joachim Bischoff die Durchsetzung des Fordismus in Europa in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts.²⁷

Zweitens bilde das "technologische Paradigma" des Taylorismus-Fordismus den Ausgangspunkt für die Herausbildung der fordistischen Phase, des Fordismus. Ein entsprechendes Akkumulationsregime wie auch die Regulationsweise des Fordismus mit den Wirkungen auf alle gesellschaftlichen Bereiche würden sich hieraus ergeben. So heißt es bei Joachim Hirsch: "Die Durchsetzung der tayloristischen Massenproduktion ist der entscheidende Angelpunkt des Überganges des "vorfordistischen" zum "Ford-fordistischen" Kapitalismus."²⁸ Nach Joachim Bischoff führt die Veränderung der industriellen Betriebsweise durch Verknüpfung mit einer Umwälzung in den Lebens- und Verkehrsformen zum Epochenwechsel. Der Fordismus-Taylorismus sei die dem Stadium der "großen Industrie" nachfolgende Epoche kapitalistischer Entwicklung, in der es zum einen um die Schematisierung und Mechanisierung der dem Individuum zugeordneten

²⁵ Siehe z.B.: Joachim Hirsch, Kapitalismus ohne Alternative? a.a.O., S. 30; ders., Der nationale Wettbewerbsstaat, a.a.O., S. 48; Joachim Bischoff, Postfordistischer Kapitalismus oder Krise des Fordismus, in: Sozialismus, H. 1/1995, S. 26.

²⁶ Joachim Hirsch, Der nationale Wettbewerbsstaat, a.a.O., S. 75; siehe auch ders., Das neue Gesicht des Kapitalismus, in: Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen, Beiträge zur marxistischen Theorie heute, Berlin 1991, S. 135ff.

²⁷ Joachim Bischoff, Postfordistischer Kapitalismus..., a.a.O., S. 26.

²⁸ Joachim Hirsch, Das neue Gesicht des Kapitalismus, in: Die versteinerten Verhältnisse..., a.a.O., S. 137.

Arbeitsleistung und zum anderen mit der Fließarbeit um eine Produktionsorganisation gehe, die den Lohnarbeitern eine neue Qualität der Arbeitsteilung und eine neue Leistungsdimension aufbrachte.²⁹

Zum methodischen Ansatz des Fordismus für die Periodisierung der Entwicklung des Kapitalismus

Das Fordismus-Konzept wählt als methodischen Ansatz für die Periodisierung der kapitalistischen Entwicklung in diesem Jahrhundert die "Veränderung der industriellen Betriebsweise", den Übergang zum Taylorismus-Fordismus. In den Ausführungen hierzu zeigt sich, daß die Anpassungsprozesse im Kapitalverhältnis, vor allem in den Eigentums- und Verteilungsverhältnissen, nicht in die Betrachtung einbezogen werden. Es wird nicht berücksichtigt, daß die Vergesellschaftung der Produktion zum Ende des vorigen Jahrhunderts einen Stand erreichte, der auf neue Weise die historischen Schranken des Kapitalismus deutlich machte. Es bildeten sich erste Formen der "Vergesellschaftung des Kapitals im Rahmen des Kapitalismus" heraus; und die weitere Entwicklung der Vergesellschaftung verlangte nach immer neuen und höheren Formen der Anpassung des Kapitalverhältnisses. Marx und Engels haben diesen Prozeß bekanntlich am Beispiel der Aktiengesellschaften, der Trusts sowie der Rolle des Kredits beschrieben und mit der Einschätzung versehen, daß dies "die Aufhebung des Kapitals als Privateigentum innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise selbst" sei.³⁰ Mit der vollen Herausbildung der großen Industrie hatte der Kapitalismus eine Stufe erreicht, auf der gesellschaftliche Formen des Kapitals unerlässlich für die weitere Entwicklung der Produktivkräfte wurden. Die Herausbildung der Monopole, die Vorherrschaft des Großkapitals vor allem in seinen finanzkapitalistischen Formen, und schließlich die immer stärkere Staatseingriff in die ökonomischen Prozesse waren die unausweichlichen Folgen.³¹ Mit diesem historischen Einschnitt in der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise ist der Übergang zu neuen Phasen der kapitalistischen Entwicklung eng mit der Herausbildung weiterer Formen der "Vergesellschaftung des Kapitals im Rahmen des Kapitalismus" verbunden; eine Periodisierung des Kapitalismus in diesem Jahrhundert muß dem Rechnung tragen.

Diese Zusammenhänge werden in der Fordismus-Theorie weitgehend ausgeblendet, obgleich die neuen Formen und Dimensionen der Kapitalkonzentration und -zentralisation die Voraussetzungen für einen Übergang zur tayloristisch-fordistischen Betriebsweise, zur Massenproduktion auf tayloristischer Basis in Großunternehmen bildeten. Es ist auch daran zu erin-

²⁹ Joachim Bischoff, Postfordistischer Kapitalismus..., a.a.O., S. 26.

³⁰ Karl Marx, Das Kapital. Dritter Band, Marx/Engels, Werke, Band 25, Berlin 1964, S. 452; siehe auch S. 454ff.

³¹ In meinem vorigen Artikel bin ich auf diese Fragen näher eingegangen, siehe: Z 31, September 1997, S. 45ff.

nern, daß die technologischen Umwälzungen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (vor allem die Einführung der elektrischen Antriebskraft in der Produktion), die oftmals als zweite industrielle Revolution bezeichnet werden³², ohne die neue Entwicklungsstufe des Kapitalverhältnisses überhaupt nicht möglich gewesen wären. Im Fordismus-Konzept spielen aber die Eigentumsverhältnisse - zumindest die *Veränderungen* im Kapitalverhältnis - für den Epochenwechsel vom Vor-Fordismus zum Fordismus, für dessen zeitliche Verortung keine Rolle. Sie erhalten daher auch bei der Analyse der "Umwälzungen in den Lebens- und Verkehrsformen" und bei der Ausprägung der Besonderheiten in weiteren Bereichen der als Fordismus bezeichneten Formation keinen eigenen Stellenwert.³³

Kann man der SMK-Theorie zu Recht den Vorwurf machen, daß sie dem eigenständigen Charakter der "industriellen Betriebsweise" und deren Rolle bei der Gestaltung der gesamten gesellschaftlichen Beziehungen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sich zu einseitig auf die Eigentumsproblematik konzentriert hat, so muß für das Fordismuskonzept angemerkt werden, daß die "Einseitigkeiten" hier eindeutig darin liegen, die Rolle der Eigentumsproblematik beim Übergang zu einer neuen Phase in der Entwicklung des Kapitalismus zu ignorieren. Dies bedeutet aber die Eliminierung eines wesentlichen Bestimmungsfaktors für die ökonomische, politische und ideologische Verfaßtheit der kapitalistischen Gesellschaft in ihren einzelnen Entwicklungsetappen, für die Macht- und Interessenstrukturen, für die Rolle des Staates, die Regulierungsprozesse und andere Bereiche dieser Gesellschaft.

Zu Fragen des "Akkumulationsregimes" und der "Regulationsweise" des Fordismus

Neben dem industriellen Produktionsparadigma des Taylorismus-Fordismus ("der ersten Säule") bilden spezifische Formen des Akkumulationsregimes wie auch der Regulationsweise die beiden weiteren "Säulen des fordistischen Entwicklungsmodells".³⁴ Gemeinsam kennzeichnen sie dieses Modell als eigenständige, besondere Phase der Entwicklung des Kapitalismus.

Das wesentliche Merkmal des fordistischen *Akkumulationsregimes* soll darin bestehen, daß die hohen Produktivitätsfortschritte zum ersten Mal in

³² So z.B. Daniel Bell in seinem bekannten Buch "Die nachindustrielle Gesellschaft", Frankfurt/New York 1975.

³³ Joachim Hirsch nimmt hinsichtlich der historischen Kontinuität in der Entwicklung des Kapitalismus eine etwas andere Position ein, indem er in seinem Fordismusmodell an die Marxsche Theorie des tendenziellen Falls der Profitrate anknüpft. Aber auch er geht auf die Veränderungen in den Eigentumsverhältnissen und deren Rolle bei der Herausbildung verschiedener Phasen oder Formationen des Kapitalismus nicht ein. Siehe: Joachim Hirsch/Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, a.a.O., S. 37ff.

³⁴ Alain Lipietz, Demokratie nach dem Fordismus, Das Argument 189, 33. Jahrg., Heft 5, 1991, S. 680.

der Geschichte des Kapitalismus die andauernde Steigerung der Lohneinkommen und einen gewissen Massenwohlstand nicht nur mit der Rentabilität des Kapitals vereinbar machten, sondern sogar deren Grundlage bildeten.³⁵ Bei einigen französischen Autoren wird der Zusammenhang von Massenproduktion und Massenkaufkraft derart hervorgehoben, daß er faktisch mit dem Fordismus gleichgesetzt wird; so z.B. wenn Hugues Bertrand feststellt: "Die Verbindung der tayloristischen Methode mit dem Zugang zur Konsumtion für die Masse der Lohnarbeiter definiert eine neue Form der Integration der Lohnarbeit in die kapitalistische Ökonomie: den Fordismus."³⁶

Nun ist nicht zu bezweifeln, daß sich im Laufe des 20. Jahrhunderts, in allererster Linie in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, in den Industrieländern der Massenkonsum von Industriegütern (PKW, Kühlschränke und andere Haushaltsgeräte, Fernseh- und Radiogeräte und andere langlebige Industriewaren) auf der Grundlage höherer Lohneinkommen in einer neuen Dimension durchsetzte. Die Zweige zur Herstellung dieser Erzeugnisse wurden zu einer bedeutenden Kapitalanlagesphäre und bilden nunmehr einen wesentlichen Bestandteil des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses. Die Frage ist nur, wie dieser Prozeß der Entwicklung des Massenkonsums von Industriegütern historisch einzuordnen ist.

Die Erweiterung der individuellen Konsumtion ist in der Geschichte des Kapitalismus als langfristiger Prozeß zu beobachten, der für die Kapitalverwertung wachsende Bedeutung erlangte. Wie Marx bei seiner Analyse der Bedingungen der Produktion des relativen Mehrwerts hervorhob, erfordert die auf die Vermehrung und Entwicklung der Produktivkräfte gerichtete Produktion von Surpluswert auch die Produktion neuer Konsumtion: "Erstens quantitative Erweiterung der bestehenden Konsumtion; zweitens: Schaffen neuer Bedürfnisse dadurch, daß vorhandene in einem größeren Kreis propagiert werden; drittens: Produktion neuer Bedürfnisse und Entdeckung und Schöpfung neuer Gebrauchswerte."³⁷ Diese Bedingung, die Erweiterung des konsumtiven Zirkels innerhalb der Zirkulation ist nur ein anderer Ausdruck für die Entwicklung des Kapitalismus in die Tiefe. Sie bezieht sich nicht nur, aber auch und gerade auf die Produktion von Konsumtionsmitteln. Die Schöpfung neuer Gebrauchswerte für die individuelle Konsumtion - vor allem industrieller Verbrauchsgüter - wird zu einem Stachel der Kapitalakkumulation und -verwertung.

Mit der beschleunigten Entwicklung der Produktivkräfte und dem Anwachsen des gesellschaftlichen Reichtums seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nimmt der Umfang der Bedürfnisse der Lohnarbeiter zu, erweitern sich die Spielräume für die Erköpfung größerer Möglichkeiten für

³⁵ Joachim Hirsch, Der nationale Wettbewerbsstaat, a.a.O., S. 76.

³⁶ Hugues Bertrand, France: modernisations et piètements, in: Capitalismes fin de siècle (Hrsg. Robert Boyer), Paris 1986, S. 69.

³⁷ Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 312.

die Befriedigung dieser Bedürfnisse. Lenin hat auf diesen Umstand seinerzeit hingewiesen, als er davon sprach, daß die Entwicklung des Kapitalismus unvermeidlich eine Zunahme der Bedürfnisse der gesamten Bevölkerung und des Arbeiterproletariats zur Folge habe und daß dieses Gesetz vom Anwachsen der Bedürfnisse mit dem Kampf der Arbeiterklasse auch zu einer Veränderung der Quantität und Qualität der individuellen Konsumtion führen müsse.³⁸

Mit der Erweiterung der individuellen Konsumtion wächst der Anteil industrieller Verbrauchsgüter - besonders der langlebigen Erzeugnisse - stetig an. Für die USA lassen sich diese Tendenzen anhand langfristiger statistischer Reihen eindeutig verfolgen. Wir beobachten eine allmähliche Zunahme der Reallöhne und des Anteils langlebiger Verbrauchsgüter ("consumer durables") an der gesamten Güterherstellung bis zum Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg um etwa ein Viertel. In der Folgezeit ist der Anteil langlebiger Industriegüter bis zum zweiten Weltkrieg ununterbrochen gestiegen (natürlich mit Rückschlägen in den absoluten Werten in Krisenzeiten). Entscheidend war hierbei die rasche Zunahme des Autoabsatzes. Das Auto wurde als "Massenkonsumgut" zum "Schlüsselprodukt" (Joachim Hirsch).³⁹ Seit den zwanziger Jahren erreichen die "consumer durables" stets einen höheren Anteil an der gesamten Güterproduktion als die Arbeitsmittel ("producer durables").⁴⁰ Wir verzeichnen also in dieser Periode einen *ersten Schub* in der Durchsetzung eines Massenkonsums von langlebigen Industriegütern. Entsprechende lange statistische Reihen für Deutschland sind mir nicht bekannt. Die vorhandenen Angaben belegen, daß in Deutschland von einer größeren Zunahme der Reallöhne im Zeitraum von 1900 bis zum ersten Weltkrieg nicht die Rede sein kann, und die Löhne in den zwanziger Jahren zwar anstiegen, aber hinter den amerikanischen Zuwächsen zurückblieben.⁴¹ Dementsprechend sind auch die Anteile langlebiger Industriegüter an der Konsumtion in der gesamten Periode weniger gestiegen als in den USA, wenn auch die *Tendenz* gleich war.⁴² Bei diesen Vergleichen darf aber nicht vergessen werden, daß es in zwei Weltkriegen und zwei Vorkriegsperioden (zumindest in Europa) eine

³⁸ W.I. Lenin, Zur sogenannten Frage der Märkte, Werke, Band 1, Berlin 1977, S. 98.

³⁹ Joachim Hirsch, Der nationale Wettbewerbsstaat, a.a.O., S. 76.

⁴⁰ Siehe: Jürgen Kuczynski, Darstellung der Lage der Arbeiter in den Vereinigten Staaten von Amerika seit 1898, Berlin 1966, S. 152ff.; Historical Statistics of the United States, Colonial Times to 1970, Part 1 und Part 2, Washington 1975.

⁴¹ Siehe: Jürgen Kuczynski, Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1900 bis 1917/18, Berlin 1967, S. 326ff., und ders., Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1917/18 bis 1932/33, Berlin 1966, S. 179ff.

⁴² Wichtige Anhaltspunkte über die langfristigen Trends in der Konsumtionsentwicklung in Deutschland gibt die Arbeit von Walther G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin-Heidelberg-New York 1965. Siehe hierzu auch: Horst Heining, Veränderungen in den Beziehungen zwischen individueller Konsumtion und Marktentwicklung im modernen Kapitalismus, Konjunktur und Krise, Berlin, 12. Jahrg., Heft 4/1968.

gewaltige Rüstungsproduktion unter voller Nutzung der Betriebsweise des Taylorismus-Fordismus gab, der das Akkumulationsregime zu entsprechen hatte.

Die Herausbildung des "fordistischen Akkumulationsregimes" ist also eine langfristig zu beobachtende Tendenz in diesem Jahrhundert. Sie setzte sich in mehreren Schüben unter jeweils ganz bestimmten historischen Bedingungen durch. Die Bereiche der langlebigen Konsumgüterproduktion werden dauerhaft zu einem wesentlichen Bestandteil des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses und damit von wachsender Bedeutung für das Funktionieren der kapitalistischen Wirtschaftskreisläufe. Schwankungen und Rückschläge in dieser Entwicklung können den Trend nicht aufheben. Er wirkte schon im "vor-fordistischen Zeitalter", erlangte in der "Formation" des Fordismus ein ganz besonderes Gewicht (aufgrund noch näher zu erörternder spezifischer Bedingungen), und er wird auch im Übergang zum "Post-Fordismus" sowie in einer neuen "Formation" ein Grundzug der ökonomischen wie gesamtgesellschaftlichen Entwicklung sein.

Hinsichtlich der *Regulationsweise* definiert Alain Lipietz den Fordismus als "historisch spezifischen, gesellschaftsformierenden sozialen Kompromiß zwischen Lohnarbeit und Kapital, in dem die Prozesse der Kapitalverwertung und der kapitalfraktionellen Konkurrenz auf die Kooperation mit der Arbeiterklasse gestützt oder durch ihren Widerstand mediatisiert sind."⁴³ In ähnlicher Weise bringen auch andere Autoren das Wesen der fordistischen Regulationsweise auf eine Kurzdefinition. Dabei wird zugleich die Herausbildung des "fordistischen Sozialstaats" als ein Hauptmerkmal des Fordismus herausgestellt: "Ein entscheidendes Moment des fordistischen Regulierungszusammenhangs bildete die Herausbildung des modernen Sozialstaats."⁴⁴ Es wird auf zwei wesentliche Aspekte des Wirkens dieses "Sozial-" oder "Wohlfahrtsstaates" hingewiesen: er bedeutet staatliche Regulierung der Arbeitskraft und der Löhne sowie staatlich organisierte und garantierte soziale Sicherung und hat damit zugleich die wichtige Funktion, "... den Massenkonsum als einen entscheidenden Stützpfiler des fordistischen Akkumulationsmodells zu stabilisieren."⁴⁵ Und gleichzeitig sei der fordistische Staat ein "bürokratischer Kontroll- und Überwachungsstaat".⁴⁶

Natürlich kann gegen die Darstellung der vorstehend genannten Regulierungszusammenhänge in der als "Fordismus" bezeichneten Nachkriegsperiode wenig eingewendet werden - sie geben bestimmte Tatbestände wie-

⁴³ Zitiert bei: Alex Demirovic, Regulation und Hegemonie. Intellektuelle, Wissenspraktiken und Akkumulation, in: Alex Demirovic/Hans-Peter Krebs/Thomas Sablowski (Hrsg.), Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß, Münster 1992, S. 129.

⁴⁴ Joachim Hirsch/Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, a.a.O., S. 66.

⁴⁵ Ebenda, S. 66, 67.

⁴⁶ Joachim Hirsch, Der nationale Wettbewerbsstaat, a.a.O., S. 79; ders./Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, a.a.O., S. 64ff.

der. Anzumerken wäre nur, daß viele Anhänger des Fordismus-Konzepts ungenügend berücksichtigen, daß die Herausbildung des Sozialstaats vor allem nach dem zweiten Weltkrieg im Ergebnis heftiger Klassenkämpfe durchgesetzt werden mußte, und die herrschenden Kreise deshalb bewußt einen "Klassenkompromiß" eingingen, weil zu dieser Zeit ein international einflußreiches, anderes Gesellschaftssystem, der Sozialismus, existierte, was sich vor allem in Europa auf die sozialen Auseinandersetzungen auswirkte.

Mein wesentlicher Einwand gegen die Regulation und Regulationsweise, wie sie im Fordismuskonzept dargestellt werden, ist jedoch ein anderer. Er richtet sich dagegen, daß sie als *die* vor allem oder allein geltenden Formen der Regulierung vorgestellt werden. Noch stärker als bei dem fordistischen Akkumulationsregime haben wir es hier mit einer verengten Sicht auf die ökonomischen und politischen Zusammenhänge einer bestimmten Entwicklungsphase des Kapitalismus zu tun; denn die Wirtschaftsregulierung des Staates und der Organisationen für eine gewaltige Rüstungsproduktion und -forschung wie für die Förderung der äußeren Expansion bleiben "außen vor", und die verschiedenen Formen und Instrumente der Regulierung vermittelt der Steuer- und Haushaltspolitik lassen sich wohl kaum nur in den Zusammenhang einer keynesianischen Nachfragepolitik zur Aufrechterhaltung des Massenkonsums stellen - abgesehen davon, daß die über die Konkurrenz der Kapitale vermittelte ökonomische Regulierung ganz ausgeklammert wird.⁴⁷

Fordismus - eine Phase oder Formation des Kapitalismus?

Mit Fordismus ist - worauf bereits hingewiesen wurde - eine ganz bestimmte Periode nach dem zweiten Weltkrieg gemeint, die mit den fünfziger Jahren begann und mit der Krise der sechziger Jahre ihr Ende fand. Nach den drei fordistischen Kriterien - industrielles Paradigma des Taylorismus-Fordismus, Akkumulationsregime des Massenkonsums und die diesem Regime entsprechende Regulationsweise einschließlich des Sozialstaats - soll diese fordistische Formation für Westeuropa und die USA gelten. In den USA hätte es jedoch bereits vorher einen bestimmten Übergang zur fordistischen Betriebsweise und eine weitere, "unvollkommene" fordistische Phase von wenigen Jahren in den "Goldenen Zwanzigern" gegeben (in der aber eine sozialstaatliche Regulationsweise fehlte; denn die Ansätze hierfür bildeten sich erst im Gefolge der "Großen Depression" mit dem Roosevelt'schen "New Deal" in den dreißiger Jahren heraus). Einige Autoren meinen, die dreißiger und vierziger Jahre wären eine Phase "der Herausbildung" des Fordismus gewesen; eine nähere Begründung, warum der zweite Weltkrieg einer Vorbereitungsphase der fordistischen Forma-

⁴⁷ Auf diese und andere Fragen der Regulierung wird in dem folgenden Beitrag zur Regulationstheorie näher zurückzukommen sein.

tion zugerechnet ist, wird nicht gegeben. Sie verorten den Fordismus aber letztlich auch ab den fünfziger Jahren.⁴⁸

Dieses Konzept einer zeitlichen "Verortung" des Fordismus in einer bestimmten Nachkriegsphase ist in mehrfacher Hinsicht einer theoretischen und empirischen Überprüfung zu unterziehen. Zum einen muß es sich den historischen Vergleich gefallen lassen, inwieweit die der fordistischen Entwicklungsphase zugeordneten Kriterien *spezifische Merkmale dieser Phase* sind, und zum anderen, ob die in Frage stehende, zeitlich genau umrissene Periode nach dem zweiten Weltkrieg mit *Fordismus zutreffend gekennzeichnet* werden kann.

Einige Kritiker des Fordismus-Konzepts erheben z.B. den Einwand, daß für die BRD die Kriterien eines fordistischen Entwicklungsmodells nicht einmal für den gesamten, relativ kurzen Zeitraum zuträfen, weil in den fünfziger Jahren "... zwar die tayloristischen Methoden der Arbeitsorganisation bereits stark verbreitet und die Zuwachsraten der Arbeitsproduktivität schon recht hoch (waren), doch ging damit kein entsprechender Anstieg der Reallöhne einher. Der Akkumulationsprozeß war weniger von der Durchkapitalisierung der Lebensverhältnisse der Lohnabhängigen denn von einem sich selbstnährenden Investitionsaufschwung bestimmt..."⁴⁹ Fordistische Strukturen hätten sich "erst - dann allerdings beschleunigt - während der sechziger Jahre" durchgesetzt. Kurt Hübner kommt dann zu der krassen Einschätzung: "Datiert man die Krise des Fordismus auf die Jahre 1974/75 (manche Regulationstheoretiker setzen den Beginn bereits mit 1967 an), dann betrug die Regentschaft des Fordismus gerade einmal 15 Jahre. Verglichen mit der langen Dauer der Durchsetzung sowie seiner Transformation und Restrukturierung seit Mitte der siebziger Jahre kommt also der eigentlichen Fordismusphase fast der Charakter einer Episode zu - zumindest was den Fordismus in 'Reinform' angeht."⁵⁰ Bob Jessop führt sogar mehrere Argumente dafür an, daß die BRD "niemals vollständig fordistisch" gewesen sei.⁵¹ Aus diesen Einwänden ergeben sich zumindest gewisse Zweifel daran, inwieweit die drei Hauptkriterien als Nachweis für die zeitliche "Verortung" des Fordismus in der erwähnten Nachkriegsphase dienen können.

Aber selbst wenn dies der Fall wäre, hlieben weitere Fragen offen, nämlich: Ist diese Nachkriegsphase mit den fordistischen Kriterien hinreichend oder zutreffend charakterisiert? Und: welche Bedingungen haben zur

⁴⁸ Siehe z.B. Joachim Hirsch, Das neue Gesicht des Kapitalismus, in: Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen, a.a.O., S. 136.

⁴⁹ Kurt Hübner, Neue Gesichtszüge des Kapitalismus. Anmerkungen zu der Fordismus-Postfordismus-Analyse von Hirsch/Roth, in: Kurt Hübner/Birgit Mahnkopf, a.a.O., S. 95-96.

⁵⁰ Ebenda, S. 96

⁵¹ Bob Jessop, Postfordismus. Zur Rezeption der Regulationstheorie bei Hirsch, Das Argument, Heft 169, 30. Jahrg., Nr. 3, 1988, S. 386.

Herausbildung des Fordismus in dieser Phase der Nachkriegsentwicklung geführt?

Die in Frage stehende Periode wird oftmals auch als "Goldenes Zeitalter" oder "weltweite Prosperitätsphase des Nachkriegskapitalismus" bezeichnet.⁵² Die Prosperität war - wie indessen zahlreiche Untersuchungen nachgewiesen haben - dem Zusammenfallen bestimmter ökonomischer und politischer Faktoren geschuldet. Zu ihnen rechneten vor allem: Die Beseitigung der vor dem zweiten Weltkrieg angestauten strukturellen Überakkumulation durch die Wirkungen des Krieges; die ungeheure Beschleunigung der Produktivkraftentwicklung auf der Grundlage von Technologien, die bereits in der Vorkriegszeit und vor allem während des Krieges entwickelt worden waren und jetzt für die zivile Produktion genutzt werden konnten; ein extensiver Typ des Wirtschaftswachstums mit hoher Akkumulationsrate auf Kosten der Umwelt und unter Nutzung niedriger Rohstoff- und Energiekosten (d.h. vor allem durch die weitere Ausplünderung der Dritten Welt); eine keynesianische Nachfragepolitik des Staates u.a. Faktoren. Zugleich war es eine Phase der wachsenden Internationalisierung des Wirtschaftslebens. Es begann die stürmische Entwicklung der Internationalisierung, die eine immer stärkere ökonomische Verflechtung und Interdependenz vor allem zwischen den führenden Industrieländern zur Folge hatte.

Die Entwicklung hoher Löhne, die bedeutende Ausdehnung des Massenkonsums und eine sozialstaatliche Regulierung müssen mit diesen besonderen Wachstumsbedingungen in Zusammenhang gebracht werden: sie waren ohne diese undenkbar und wirkten zugleich als ein bestimmter Faktor dieses Wachstums. Dieser Prozeß vollzog sich jedoch nicht selbsttätig, sondern im Ergebnis heftiger sozialer Auseinandersetzungen. Und worauf bereits mehrfach hingewiesen wurde: es handelte sich zugleich um die Zeit der erbitterten Systemauseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Erfolge in den sozialen Kämpfen, die Durchsetzung höherer Löhne und anderer Errungenschaften wurden durch den Aufschwung der Arbeiterbewegung möglich; sie waren aber auch - zumindest in dem erreichten Ausmaß - ohne die Wirkung des Sozialismus undenkbar.

Und was bei dieser Analyse der "fordistischen" Entwicklung ebenfalls nicht außer acht gelassen werden darf: die hier zu betrachtende Periode war zugleich durch kalten Krieg, Hochrüstung und blutige Kolonial- und Interventionskriege des Imperialismus geprägt. Diese Zusammenhänge finden in den Arbeiten zum Fordismus wenig Berücksichtigung. Eine Ausnahme ist auch hier Joachim Hirsch, der auf diese Zusammenhänge verweist.⁵³

Auf die Methodik des Fordismus-Konzepts übertragen ergeben sich aus diesen Erkenntnissen einige Schlußfolgerungen, die den Formationscha-

rakter des Fordismus noch weiter in Frage stellen. "Industrielles Paradigma", "Akkumulationsregime" und "Regulationsweise" der hier in Frage stehenden Nachkriegsphase werden keinesfalls nur "fordistisch" geprägt. Sie hatten - wie bereits in den vorangehenden Ausführungen festgestellt wurde - mehrfachen Anforderungen zu entsprechen: neben einem bestimmten Verhältnis von Akkumulation und Konsumtion rechneten hierzu die Sicherung der äußeren Expansion, die Rüstung und weitere ökonomische und politische Faktoren, die der Gesellschaftsformation in dieser Zeit ebenfalls ihren Stempel aufdrückten. Nun mag eingewendet werden, dies gelte für alle Perioden und habe in der in Frage stehenden Nachkriegsphase im Vergleich zum "Fordismus" kein solches Gewicht. Aber es darf nicht übersehen werden, daß in dieser Periode nicht nur Akkumulation und Konsumtion gleichzeitig eine starke Steigerung verzeichneten, sondern auch als "Dritter im Bunde" die Rüstung - gemessen an ihrem Anteil am Sozialprodukt - einen für "Friedenszeiten" einmaligen Höchststand erreichte. Und schließlich bietet die Fordismus-Theorie auch keinen schlüssigen methodischen Ansatz zur Erklärung der Ursachen für die sich in dieser Periode anbahnende stürmische Internationalisierung des Wirtschaftslebens.⁵⁴ Im wesentlichen verweist sie hier nur auf die Hegemonie der USA in den internationalen Beziehungen und die Übertragung des amerikanischen Fordismus-Modells auf andere Staaten.

Ein Fazit

Nach allen diesen Einwänden kann der "Fordismus" m.E. nicht als ein schlüssiges Gesellschaftskonzept zur Periodisierung der kapitalistischen Entwicklung in diesem Jahrhundert gelten. Die Ursachen für die Schwächen des Fordismus-Konzepts liegen hier m.E. in der Übernahme regulationistischer Theorieansätze. Die Absage an eine bestimmte Kontinuität in der historischen Entwicklung des Kapitalismus, die sich vor allem aus der Dialektik der Anpassungsprozesse von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen ergibt und zu immer neuen Formen der widerspruchsvollen Entwicklung des Kapitalverhältnisses führt, hat zur Folge, daß der methodische Ansatz der Fordismus-Theorie in Form des industriellen Paradigmas des Taylorismus-Fordismus zu kurz greift. Er klammert die Veränderungen in den Eigentumsverhältnissen, die den Kapitalismus des 20. Jahrhunderts wesentlich prägen, als bestimmenden Faktor der kapitalistischen Gesellschaftsformation aus. Die modellartige Herauslösung des Fordismus als einer spezifischen Einheit von industriellem Paradigma, Akkumulationsregime und Regulationsweise aus diesen historischen Zusammenhängen verleiht der Formationsaussage des Fordismus zwangsläufig eine gewisse Beliebigkeit. Die zeitliche Verortung des Fordismus als Formation bzw. Phase des Kapitalismus in der Nachkriegsperiode der

⁵² Siehe z.B. Joachim Hirsch, *Kapitalismus ohne Alternative?*, a.a.O., S. 11.

⁵³ Joachim Hirsch, *Der nationale Wettbewerbsstaat*, a.a.O., S. 75ff.

⁵⁴ Vgl. Horst Heininger/Lutz Maier, *Internationaler Kapitalismus*, Berlin 1987.

fünfziger und sechziger Jahre ist nicht schlüssig, weil sie weder eine Erklärung für die Besonderheiten dieser Periode liefern noch den Nachweis führen kann, daß der "Fordismus" diese Periode derart prägte, daß er sie mit ihren mannigfachen und widerstreitenden Prozessen und historischen Besonderheiten adäquat zu kennzeichnen vermag.

Es bleibt die Frage, ob der Begriff "Fordismus" für die Kennzeichnung der mit diesem Konzept verbundenen Zusammenhänge von Betriebsweise, Akkumulationsregime und Regulationsweise im Kapitalismus wirklich angemessen ist. Joachim Hirsch betont das mit der Feststellung: "Wissenschaftlich gerechtfertigt ist die Verwendung des Begriffs 'Fordismus' dadurch, daß das in den Fordschen Fabriken realisierte produktionsorganisatorische Konzept mit dem sozialen und ökonomischen Umfeld, das es erforderte, im Kern die Struktur der Formation enthielt, die der Kapitalismus in den Jahrzehnten um die Mitte des 20. Jahrhunderts weltweit ausgeprägt hatte." Hirsch fügt dieser Begründung noch einige weitere Argumente hinsichtlich der historischen Einordnung der Fordismus-Phase hinzu.⁵⁵ Mit dem Zweifel an den formationstheoretischen Aussagen des Fordismus-Konzepts wächst aber auch das Bedenken, die Bezeichnung für ein produktionsorganisatorisches Konzept zur Charakterisierung einer historischen Entwicklungsperiode des Kapitalismus zu verwenden. Außerdem sehe ich ein weiteres Gegenargument darin, daß eine solche Bezeichnung die Vorstellung fördern könnte, es bestünde ein direkter oder gar zwangsläufiger Zusammenhang zwischen tayloristischfordistischer Betriebsweise auf der einen und den Verteilungsverhältnissen sowie den sozialen Errungenschaften (Sozialstaat!) auf der anderen Seite. Es ist eine Sache, eine industrielle Betriebsweise als Taylorismus-Fordismus zu bezeichnen, m.E. aber eine völlig andere Sache, eine Gesellschaftsformation mit "Fordismus" zu beneuenen.

Sieht man von dem "formationstheoretischen" Anspruch ab - und nur um diesen Aspekt des Fordismus ging es in diesem Beitrag - so ist es für mich unbestritten, daß die Fordismus-Theorie mit ihren Untersuchungen über die Ökonomie, Politik und Kultur der heutigen kapitalistischen Gesellschaft einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung der marxistischen Kapitalismustheorie geleistet hat. Meine Kritik richtet sich nicht in pauschaler Überhebung gegen die verdienstvollen Arbeiten zum "Fordismus"; im Gegenteil, ich betrachte sie als entschiedenen Fortschritt bei der Überwindung von Einseitigkeiten in der Kapitalismustheorie, deren sich gerade die SMK-Theorie schuldig gemacht hat. Nur - solche Arbeiten sind auch denkbar ohne die Verknüpfung mit einem regulationistischen Fordismus-Modell, wie auch andere Kritiker der Fordismus-Theorie bereits festgestellt haben!⁵⁶

⁵⁵ Joachim Hirsch/Roland Roth, *Das neue Gesicht des Kapitalismus*, a.a.O., S. 45.

⁵⁶ Siehe z.B. Kurt Hübner/Birgit Mahnkopf, a.a.O., S. 77ff.; Bob Jessop, *Postfordismus*, a.a.O., S. 385-387.

Zum Abschluß bleibt mir die Feststellung, daß die SMK-Theorie wohl doch die bessere Variante einer marxistischen Theorie zur Periodisierung der Entwicklung des Kapitalismus in diesem Jahrhundert bleibt. Sie bat ein Konzept vorgelegt, das an einer bestimmten historischen Kontinuität der kapitalistischen Entwicklung festhält (und das keineswegs im Sinne eines dogmatischen Determinismus) und zugleich einen Erklärungsansatz für den Übergang zu einzelnen Phasen dieser Entwicklung zu bieten sucht. Mit dem Nachweis neuer, besonders auch internationaler Formen der Anpassung des Kapitalverhältnisses untersucht sie mögliche neue Spielräume wie auch zugleich die weitere Entfaltung der inneren Widersprüche der kapitalistischen Entwicklung. Natürlich genügt dieses Konzept nicht, wenn es sich nur auf die allgemeinen Zusammenhänge des historischen Entwicklungsprozesses beschränken würde. Mit dem Konzept unterschiedlicher Formen und Varianten des Staatsmonopolismus bringt sie eigene theoretische Vorstellungen über die differenzierte Entwicklung des staatsmonopolistischen Kapitalismus in einzelnen Ländern und zu unterschiedlichen Bedingungen in die Diskussion ein. Hierauf wird in den nächsten Artikeln zurückzukommen sein.

Internationale Kapitalkonzentration in neuer Qualität

Zu den realen Grundlagen der "Globalisierung"

In der Öffentlichkeit wird heute nicht so sehr von der Internationalisierung der Produktion, des Kapitals, der Finanzmärkte oder von der internationalen Kapitalkonzentration gesprochen. Vielmehr steht seit einigen Jahren der schillernde Begriff der Globalisierung im Vordergrund. Er wird heute als Schlagwort zur Charakterisierung der Internationalisierung der Märkte in ihren verschiedenen Formen genutzt und vor allem von der herrschenden Klasse als gespenstisches Instrument verwandt, um ökonomische und politische Zielsetzungen effektiver durchsetzen zu können. Der Kölner Soziologe Jürgen Friedrichs hat wie viele andere Wissenschaftler über diesen Begriff und den dahinter stehenden Sachverhalt geschrieben.¹ Er bestätigt, was langjährige Erkenntnis auch marxistischer Wissenschaftler ist: Wesentliche Prozesse dieses unter Globalisierung gefaßten Komplexes der weltweiten Vernetzung ökonomischer Aktivitäten sind keineswegs neu. Für das von ihm benannte Problem einer notwendigen Bestimmung der vielfältigen Ursachen hietet die marxistische Methodologie zur Untersuchung der Internationalisierung des Kapitals und des sie tragenden Prozesses der internationalen Kapitalkonzentration ohne Zweifel wichtige Ansatzpunkte. Sie knüpft an die Marx'sche Lehre von der Entwicklung der Weltmarktbeziehungen und der internationalen Arbeitsteilung an, die sich ganz allgemein als eine "internationale Fortsetzung" der gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf nationaler Ebene darstellt - nur mit der Besonderheit, daß dadurch eben auch zwischenstaatliche Beziehungen berührt werden.²

Karl Marx hat in seiner Erforschung der gegenüber heute im vergangenen Jahrhundert weitaus weniger ausgeprägten kapitalistischen Produktionsweise auf den internationalen Charakter der kapitalistischen Entwicklung hingewiesen. Unter dem Eindruck der Wirtschaftskrise von 1857 als bereits internationalem Phänomen plante er sogar für seine Kapital-Bände ein sechstes Buch über den Weltmarkt. In seinen Skizzen dazu erfaßte er die der kapitalistischen Expansion innewohnenden Interdependenzen von Produktion und Weltmarkt. Für ihn bildet "der Weltmarkt den Abschluß, wo-

¹ Jürgen Friedrichs, Globalisierung - Begriff und grundlegende Annahmen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 33 - 34/97 v. 8. August 1997, S. 3ff.

² Vgl. Horst Heininger/Lutz Maier, Internationaler Kapitalismus, Berlin 1987; die beiden Autoren greifen hier die seit Beginn der 70er Jahre geführten Diskussionen zu neuen Entwicklungstendenzen der Internationalisierung auf, analysieren die damit verbundenen krisenhaften Prozesse in der Weltwirtschaft und die Einflußmöglichkeiten staatlicher Regulierung.

rin die Produktion als Totalität gesetzt ist" und "ebenso die Voraussetzung des Ganzen und seinen Träger". Dieser internationale Charakter des Kapitals ist eine dem Wesen der Kapitalakkumulation entspringende Tendenz, die sich aus der Einheit von Produktion und Verwertung unter ganz bestimmten Bedingungen der Produktivkraftentwicklung ergibt. "Die Tendenz, den Weltmarkt zu schaffen, ist unmittelbar im Begriff des Kapitals selbst gegeben. Jede Grenze erscheint als zu überwindende Schranke."³ Sie prägt sich vor allem mit der Entwicklung des Industriekapitalismus und mit dem Wandel in den materiellen Produktionsbedingungen unter der Herrschaft der Monopole aus. So ist der Übergang zum Monopolkapitalismus eng verknüpft mit der Konstituierung eines kapitalistischen Weltwirtschaftssystems, in dem die internationalen Wirtschaftsbeziehungen immer mehr die Produktionssphäre erfassen.

Im Verlauf dieses gesamten Jahrhunderts gestaltete sich die internationale Expansion und Bewegungsweise des Kapitals immer im Kontext mit der durch Wissenschaft und Technik sich verändernden gesellschaftlichen Arbeitsteilung sowie mit den durch Konkurrenz der Monopole und politische Strategien der Staaten gesetzten Bedingungen für die Kapitalverwertung. Die Internationalisierung des Kapitals erfolgte deshalb auch sprunghaft, regional differenziert, unterschiedlich in Arten und konkreten Formen. Keineswegs kann sie daher als *global* im Sinne von weltweit oder umfassend bezeichnet werden. Kapitale und Staaten sind in einem äußerst unterschiedlichen Grad am Internationalisierungsprozeß des Wirtschaftslebens beteiligt, ganze Völker von ihr ausgeschlossen. Insgesamt jedoch ist die kapitalistische Internationalisierung seit den sechziger und siebziger Jahren besonders mit der Rolle der internationalen Konzerne in der Weltwirtschaft und in den internationalen Beziehungen zu einer den Kapitalismus prägenden Erscheinung geworden.

In diesem Prozeß der Internationalisierung des Wirtschaftslebens nimmt die Konzentration und Zentralisation von Produktion und Kapital als Realisierungsform der Kapitalakkumulation einen zentralen Platz ein.⁴ Sie verdeutlicht die Wechselwirkungen von kapitalistischer Arbeitsteilung und Weltmarktbeziehungen, bringt die Interdependenzen zwischen nationaler und internationaler Konzentration unter den verschiedensten Bedingungen der Produktivkraftentwicklung zum Ausdruck und widerspiegelt in auffälligem Maße politische Veränderungen und machtpolitische Konstellationen. Im folgenden sollen hier einige wesentliche Entwicklungstrends der internationalen Kapitalkonzentration aufgezeigt werden, die gegenwärtig das konstituierende Element der sogenannten Globalisierung bilden. Ausgeklammert sind hier die Internationalisierung der kapitalistischen Finanz-

³ Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, In: MEW, Bd. 42, S. 321.

⁴ Auf einige Tendenzen der Kapitalkonzentration als einem der grundlegenden Prozesse in der Entwicklung des Kapitalismus auch der Gegenwart wurde bereits in meinem Beitrag "Kapitalkonzentration und -zentralisation in der monopolisierten Wirtschaft" (Z 31, September 1997, S. 110ff.) hingewiesen.

märkte und ihr Einfluß auf die internationale Kapitalkonzentration, die trotz ihres weitgehend autonomen Charakters einen ganz besonderen Stellenwert für diesen Prozeß bat.

Kontinuität und Wandel in den Schwerpunkten der internationalen Kapitalkonzentration

Für die internationale Kapitalkonzentration gilt - und das macht die Grundlage ihrer kontinuierlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts aus - das gleiche wie für die Kapitalakkumulation überhaupt, daß sie vom Wachstum der Unternehmen zu neuen Größenordnungen getragen wird. Die internationale Expansion ist besonders nach dem zweiten Weltkrieg ein zunehmend unabdingbarer Bestandteil der Zusammenballung wirtschaftlicher Macht und der faktischen Kontrolle aller ökonomischen Beziehungen durch das Monopolkapital im nationalen und immer mehr im internationalen Maßstab. Über die sich ausweitenden Konzernzusammenhänge mächtiger Unternehmen realisiert sich die Internationalisierung des Wirtschaftslebens. Die OECD definiert daher auch die Globalisierung als "die jetzt erreichte Stufe und die heutige Form der internationalen Produktion ..., in der ein zunehmender Teil der Wertschöpfung und der Vermögen weltweit durch ein System eng verflochtener privater Netzwerke produziert und verteilt wird. Große multinationale Unternehmen, die innerhalb konzentrierter Angebotsstrukturen operieren und die Vorteile finanzieller Globalisierung voll ausschöpfen können, stehen im Zentrum dieses Prozesses."⁵

Einige statistische Daten sollen die Entwicklung verdeutlichen:

Tab. 1: Ökonomisches Gewicht der 100 umsatzgrößten Industriekonzerne

	Umsatz (Mrd. Dollar)	Beschäftigte (Millionen)
1960	150,6	8,0
1970	344,2	12,3
1980	1590,5	12,6
1992	3142,2	13,3
1994	3997,3	12,2

Quelle: IPW-Forschungshefte, Die Wirtschaft kapitalistischer Länder in Zahlen, Berlin 1/82, S. 68 und 1/87, S.63; Ernst Lüdemann, Die Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert. Eine statistische Übersicht, IMSP Forschung & Diskussion 13, Frankfurt a. M. 1996, S. 188 ff.; UNCTAD, World Investment Report 1996, Geneva, New York 1996, S. 30 ff (Berechnungen nach Angaben von Fortune, Chicago)

Die Zahlen zeigen das außerordentliche Wachstum der Industriekonzerne, die den höchsten Umsatz im jeweiligen Jahr aufweisen. Dahinter verber-

gen sich eine Vielzahl ökonomischer Prozesse, die charakteristisch für die kapitalistische Wirtschaft und für Veränderungen in der internationalen Kapitalkonzentration sind.

Erstens. Die Zunahme des ökonomischen Gewichts der großen Unternehmen ist mit einem höheren Internationalisierungsgrad der Konzerne verbunden. Insbesondere seit den siebziger Jahren stiegen deren internationalen Aktivitäten sprunghaft an. Das Auslandsgeschäft entwickelte sich zu einem Schwerpunkt ihres Reproduktions- und Verwertungsprozesses.

Bereits 1977 erreichten nach Berechnungen der britischen Ökonomen J. H. Dunning und R.D. Pearce die Auslandsgeschäfte (Umsatz der Auslandsproduktion und Export) von 523 transnationalen Gesellschaften einen Anteil am Gesamtumsatz von 46,6 Prozent.⁶ Mitte der siebziger Jahre (1974) konnten 20 Industriekonzerne mit mehr als 30.000 Beschäftigten im Ausland im Durchschnitt einen Auslandsanteil an der Gesamtzahl ihrer Beschäftigten von 46 Prozent aufweisen.⁷

Der Internationalisierungsgrad hat sich seither weiter erhöht. Im Zeitraum von 1970 bis 1980 haben die 10 führenden Industriekonzerne der Bundesrepublik Deutschland ihren Umsatz im Ausland - Export plus Umsatz der Auslandsfilialen - anteilmäßig am Gesamtumsatz von 48 auf 59 Prozent vergrößert. Der Elektrokonzern Siemens, dessen Auslandsumsatzanteil 1970 bei 41 und 1980 bei 54 Prozent lag, steigerte bis zum Geschäftsjahr 1996/97 sein Auslandsgeschäft mit 70,6 Mrd. DM auf 66 Prozent, der Chemiekonzern Bayer in fast dem gleichen Zeitraum von 65 über 73 auf 80 Prozent.

Der höhere Grad der Internationalisierung schließt das Produktivitätswachstum und vor allem die Profiteffektivität mit ein - sichtbar an dem Verhältnis der Beschäftigtenentwicklung zur Umsatzzunahme und den steigenden Gewinnen im Ausland. Der Zuwachs an Beschäftigten hält auf keine Weise mit der Umsatzsteigerung Schritt, sondern sinkt seit Anfang der neunziger Jahre. Die Profite hingegen weisen nur steigende Trends auf. Der Anteil der von den 300 größten USA-Konzernen im Ausland erzielten Gewinne an ihrem Gewinn insgesamt stieg im Zeitraum von 1960 mit von 3,1 Mrd. Dollar über 5,8 (1974) auf 40,6 Mrd. Dollar (1994). Die offizielle Zahlungsbilanzstatistik der USA weist für 1980 einen Profittransfer aus dem Ausland von 71 Mrd. und für 1994 von 138 Mrd. Dollar aus.⁸

Zweitens. Das Größenwachstum der Konzerngehilde und die Ausweitung ihres Auslandsgeschäftes wird durch die *Schwerpunktverlagerung vom Warenexport auf ausländische Direktinvestitionen* als eine bedeutende Realisie-

⁶ J.H. Dunning/R.D. Pearce: The World's Largest Industrial Enterprises, Farnborough 1981, S. 119ff.

⁷ Vgl. IPW Forschungshefte, Berlin 4/77, S. 71.

⁸ Survey of Current Business, Washington, verschiedene Ausgaben.

⁵ OECD, Technology and the Economy: The Key Relationships, Paris 1992, S. 210-211.

rungsform der internationalen Kapitalkonzentration getragen. Bereits seit Ende der sechziger Jahre war ein äußerst schnelles Anwachsen der direkten Kapitalanlagen der Konzerne im Ausland zu verzeichnen. Der Bestand an direkten Kapitalanlagen der USA-Konzerne erhöhte sich im Zeitraum von 1970 bis 1980 um fast das Dreifache, von 75,5 auf 215,4 Mrd. Dollar. Die Anlagen der bundesrepublikanischen Unternehmen im Ausland wuchsen in der gleichen Zeitspanne ebenfalls auf das Dreifache an.

Dieser Trend hat sich bis heute ungebrochen fortgesetzt. Als eine neue Erscheinung ist deshalb zu verzeichnen, daß sich seit den 80er Jahren der Zuwachs an privaten Direktinvestitionen in der Welt gegenüber dem Wachstum des Warenexports beschleunigt hat und erstmals den des Warenexports bedeutend übersteigt. Dadurch wuchs der Anteil des Bestandes an ausländischen Direktinvestitionen im Verhältnis zum Warenexport. 1980 machte er mit 514 Mrd. Dollar rund 26 Prozent des Warenexports aus, fünfzehn Jahre später mit schätzungsweise 2730 Mrd. Dollar 56 Prozent. Das hat auf der einen Seite Rückwirkungen auf den Warenexport. Im Ergebnis nimmt der Gütertransfer zwischen den einzelnen Teilen desselben Konzerns zu. Wesentlich aber ist, daß Entscheidungen über Produktionsstandorte immer häufiger nicht mehr vorrangig vom Gesichtspunkt der Standortbedingungen der Herkunftsländer der industriellen Großkonzerne getroffen werden, sondern mehr unter dem Aspekt der international organisierten Kapitalakkumulation und -verwertung - auch wenn das aus der politischen Polemik nicht hervorgeht.

Tab. 2: Direktinvestitionen und Warenexport 1980-1995

	Bestand an ausländischen Direktinvestitionen in Mrd. US-Dollar		Warenexport in jeweiligen Preisen in Mrd. US-Dollar	
		Index		Index
1980	513,7	100	2000,9	100
1990	1684,1	346	3416,4	171
1995	2730,1*	531	4879,0	244

* geschätzt; Quellen: World Investment Report 1996 (UN), New York, Genf; Monthly Bulletin of Statistics (UN), New York.

Die privaten Direktinvestitionen der Großunternehmen sind vor allem mit einer ansteigenden Zahl von Firmenübernahmen und Fusionen verbunden. Sie erfolgen, so im letzten Bericht der Deutschen Bundesbank zu den internationalen Kapitalverflechtungen⁹, seit längerem zum großen Teil über die von den großen Industriekonzerne im Rahmen der Veränderungen ihrer Konzernstrukturen errichteten Holdinggesellschaften. Ende 1995 war mit 92 Mrd. DM etwa ein Viertel des unmittelbaren deutschen Direktinvestitionsvermögens im Ausland in solchen Unternehmen angelegt, die das

⁹ Die Entwicklung der Kapitalverflechtung der Unternehmen mit dem Ausland von 1993 bis Ende 1995, Deutsche Bundesbank, Monatsbericht Mai 1997, Frankfurt/M., S. 63ff.

internationale Beteiligungsgeschäft betreiben. Dabei ist es das strategische Ziel, mit der gezielten Übernahme von Firmen die Konzernbereiche so auszubauen, daß international verflochtene Produktionsnetze entstehen, die ihre Herrschaftssphäre erweitern und absichern. Keineswegs sind dabei spektakuläre Aufkäufe von ausländischen Großkonzernen und Fusionen ausgeschlossen.

Drittens. Im harten Konkurrenzkampf um Kapitalanlagesphären werden gravierende Veränderungen in den Positionen der Industriemonopole am Weltmarkt sichtbar. Trotz der relativen Stabilität der über Jahrzehnte schon traditionell international tätigen Konzerne ist bei einem generellen Zuwachs an international tätigen Unternehmen - 1970 7.000 und 1993 rund 38.000 Unternehmen - in der Zusammensetzung der größten 100 Industriemonopole in den Führungspositionen ein bemerkenswerter Wandel zu verzeichnen. Teils widerspiegelt sich darin die Entwicklung der Wirtschaftspotenzen der einzelnen Nationen, teils aber auch das Wachstum kapitalistischer Wirtschaften unter veränderten Akkumulationsbedingungen im internationalen Rahmen. Das Tempo der Veränderungen scheint sich beschleunigt zu haben.

Tab.3: Die 100 größten international tätigen Industriekonzerne nach Herkunftsländern 1960-1994
(Konzerngröße nach Umfang der Auslandsanlagen)

Jahr	1960	1970	1980	1992	1994
USA	69	63	47	30	32
Japan	3	8	8	20	18
Deutschland	11	10	15	15	11
Frankreich	2	3	11	8	10
Großbritannien	11*	8*	10*	7*	9*
Italien	1*	3	4	5	2
Niederlande	3*	3*	5*	3*	4*
Übrige		2		12	15
davon Südkorea				4	1

* Doppelzählung von multinationalen Konzernen aus zwei Herkunftsländern (Royal Dutch/Shell, Unilever, Dunlop/ Pirelli, Estel - letztere zwei sind wieder auseinandergefallen).

Viertens. Der Kampf der Großkonzerne um Weltmarktpositionen richtet sich nach den internationalen Kapitalverwertungsbedingungen für Produktion und Realisierung ihrer hochentwickelten Erzeugnisse. Jahrzehntlang waren mit mehr als 90 Prozent der jährlichen Direktinvestitionen die Industrieländer Anlagesphäre von Kapital. Dieser Trend hat sich in den letzten Jahren in spezifischer Weise fortgesetzt: Mit den Integrationstendenzen in der Weltwirtschaft ist einerseits die Internationalisierungsstrategie der

großen Konzerne stärker auf die Erschließung der durch abgestimmte nationale Wirtschaftspolitiken verdichteten Wirtschaftsräume der kapitalistischen Metropole orientiert, was auch mit dem Begriff einer "globalen Lokalisierung" bezeichnet wird.¹⁰ Zum anderen werden Südostasien und China zu einem Schwerpunkt der direkten Kapitalanlagen. Infolgedessen nehmen mit dieser Art der internationalen Kapitalverflechtungen die "Segmentationstendenzen des Weltmarktes" immer stärker zu.

Die internationalen Konzentrationsbestrebungen der führenden Industriemonopole bilden so die Grundlage für den äußerst disproportionalen Charakter der "Globalisierung". Sie werden überwiegend von den Großunternehmen der Triade USA, Europäische Union und Japan getätigt - 85 Prozent der weltweit angelegten Direktinvestitionen entfallen auf sie - und gehen vorwiegend in diese Wirtschaftsräume selbst und in jüngerer Zeit in die Wirtschaftszentren aufstrebender Industrieregionen Mexikos, Südasiens und Chinas. Bis zum Jahre 1995 wurden von den USA-Konzernen 348 Mrd. DM in der Europäischen Union und 47 Mrd. DM in Japan angelegt. Die Konzerne der Europäischen Union investierten in den USA für 374 Mrd. DM und 15 Mrd. DM in Japan. Die Direktinvestitionen Japans gingen mit 144 Mrd. DM in die USA und mit 38 Mrd. DM in Länder der Europäischen Union. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden von den Ländern der Triade 290 Mrd. DM in Südostasien, 85 Mrd. DM in China und 32 Mrd. DM in Mexiko an Investitionen getätigt.¹¹

Auch die deutschen Großunternehmen tätigen ihre Investitionen in solchen Ländern, zwischen denen sich zugleich der höchste Warenaustausch realisiert. Am Bestand deutscher Direktinvestitionen im Ausland von 375,8 Mrd. DM (1995; 1991: 262,7 Mrd. DM) hatten die Staaten der Europäischen Union einen Anteil von 55,3 (51,0), die anderen Industrieländer einen Anteil von 31,1 (38,6) Prozent, darunter die USA 21,5 (22,8) und Japan 2,0 (2,0) Prozent. Auf die sogenannten Reformländer - China und die Länder Osteuropas - entfielen 1995 3,3 (1991: 0,8) Prozent der privaten Direktinvestitionen.¹²

Veränderte Organisation internationaler Herrschaftsstrukturen

Die neuen Dimensionen der mächtigsten Konzerne und ihr Internationalisierungsgrad sind Ausdruck einer neuen Qualität der internationalen Kapitalkonzentration in den neunziger Jahren. Allerdings ist diese ohne

Beachtung der äußeren Bedingungen nicht erklärbar, denn die veränderten politischen und wirtschaftspolitischen Konstellationen waren ein entscheidender Stimulus ihrer Ausprägung. Der Zusammenbruch des Staatssozialismus hat nicht nur Einfluß auf veränderte Richtungen der Kapitalkonzentration genommen, sondern vor allem diesen Prozeß über Rationalisierung der Produktion, beschleunigte Einführung neuer Technologien, äußerste Intensivierung des Arbeitsprozesses und Wandel der Organisationsstrukturen der Konzerne im Hinblick auf den verschärften Kampf um neue Märkte und Neuaufteilung bestehender Einflußsphären beschleunigt. "Durch die Öffnung der Märkte der ehemaligen Zentralverwaltungswirtschaften in Mittel- und Osteuropa sowie in Zentralasien hat dieser Prozeß zu Anfang der neunziger Jahre zusätzliche Anstöße bekommen",¹³ konstatiert die Deutsche Bundesbank zur Zunahme der wechselseitigen Kapitalverflechtung zwischen inländischen und ausländischen Unternehmen. Zum anderen sind auch verstärkt Impulse auf die internationale Kapitalkonzentration und Diversifizierung der Produktionsstandorte durch die Zunahme protektionistischer Tendenzen der sich formierenden und ausweitenden Integrationsgebilde ausgegangen.

Begründet aber liegt die neue Qualität der internationalen Kapitalkonzentration in der äußerst raschen Entwicklung der Produktivkräfte, die unter diesen veränderten äußeren Bedingungen umfassend zur Kostensenkung und Profitsteigerung genutzt werden kann. Die Einführung neuer Schlüsseltechnologien und Werkstoffe, die Integration der Telematik und Informationstechnologie in die Konzernbereiche verändern den Charakter der gesellschaftlichen Arbeit, ermöglichen die Individualisierung der Produktion bei flexibler Automatisierung und bewirken die Differenzierung der Produkte sowie den Strukturwandel vom Industrie- zum Dienstleistungsgewerbe. Diese mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt verbundenen Trends erfordern heute für die Konzerne mehr denn je die Internationalisierung ihrer Produktion über eine Ausbreitung ihrer Stützpunkte, die zunehmend arbeitsteilig in eine Art Produktionsnetzwerk oder Produktionsverbundsystem integriert sind. Nur so können die mit den neuen Technologien gegebenen Möglichkeiten auch voll ausgeschöpft und in kürzester Zeit neue Produkte lukrativ vermarktet werden. In einer Studie des Deutschen Instituts für Arbeitsstudien heißt es zur Porcierung der Internationalisierung der Arbeitsteilung: "Diese erst seit der Mitte der siebziger Jahre weltweit verbreiteten und in hohem Tempo weiterentwickelten Technologien erleichtern immer mehr die Zerlegbarkeit von Produktionsprozessen. Mit Hilfe der neuen Technologien können weltweit verflochtene Transaktionen zentral koordiniert werden. Es ist heute in viel stärkerem Ausmaße als früher möglich, die gesamte Wertschöpfungskette eines Unternehmens global zu optimieren, indem man das Effizienzkriterium über den Standort der einzelnen Produktionssegmente entscheiden läßt.

¹⁰ Vgl. Joachim Bischoff, Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Weltwirtschaft, in: Internationalisierung, Finanzkapital, Maastricht II, IMFS Forschung und Diskussion 12, Frankfurt am Main 1996, S. 20ff.; Joachim Bischoff, Globalisierung, Supplement der Zeitschrift Sozialismus, Hamburg, 1-1996, S. 5.

¹¹ "Die Woche" vom 26. April 1996.

¹² Deutsche Bundesbank, Frankfurt am Main, Monatsbericht Mai 1997, S. 71, und Mai 1995, S. 59.

¹³ Ebenda, Mai 1997, S. 63.

Globalisierung geht also mit Dezentralisierung einher. Die hoch entwickelten Organisations- und Kommunikationstechnologien erlauben eine zeitnahe Führung dezentraler Einheiten.¹⁴

In diesem Prozeß gewinnt die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit als ein entscheidender Produktivitätsfaktor für Profit- und Renditeerwartung an Stellenwert. Da die internationale Konzentration von Produktion und Kapital ein der Kapitalakkumulation immanenter Bestandteil ist, entsprechen der Wandel der gesellschaftlichen Arbeit und die Organisation der Produktion dem allgemeinen Prozeß der Kapitalkonzentration insgesamt.¹⁵ Es sind daher für die internationale Kapitalkonzentration überwiegend die gleichen Trends in der Neuorganisation der materiellen Produktion innerhalb der bestehenden Konzernbereiche und zwischen den großen industriellen Konzernen, wie:

- Bereinigung von Produktionsstrukturen, oft verbunden mit einem Rückzug aus "Kerngeschäften",
- Konzentration auf Kernbereiche der Produktion,
- Ausgliederung von Spezialunternehmen, "outsourcing", Verkauf von Unternehmensteilen,
- Wachstum der Zulieferungen durch Fremdfirmen,
- Zunahme der Finanzierungsgeschäfte, besonders auch der konzerninternen Kreditfinanzierung
- Wandel von den hierarchischen Formen der Unternehmensorganisation zu mehr dezentralisierten Einheiten mit größerer Eigenständigkeit, auch mit Hilfe des Ausbaus der Holdinggesellschaften,
- schnelle Integration der Telematik und Informationstechnologie in die Planungs- und Herstellungsbereiche,
- stärkere Internationalisierung der FuE-Aktivitäten.

Der Elektrokonzern Siemens mit rund 400 Produktionsstätten, davon 80 im Inland, will seine internationalen Geschäftsaktivitäten weiter ausbauen und bis zum Ende der neunziger Jahre erstmals mehr Mitarbeiter im Ausland als im Inland beschäftigen. Mit dem Ziel, bis zur Jahrtausendwende die Eigenkapitalrendite auf 15 Prozent zu steigern, ist eine Strategie, ein langfristig geplanter "Kulturwandel", verbunden, mit der die Produktion auf Kerngeschäfte orientiert wird. Gleichzeitig sollen aber auch verschiedene Bereiche entsprechend veränderten Gegebenheiten umstrukturiert werden.

Derartige Veränderungen in der Organisation der Produktion von Konzernen sind keineswegs eine neue Erscheinung. In den siebziger Jahren

¹⁴ Weltwirtschaftlicher Strukturwandel: Deindustrialisierung und Globalisierung, in: *iw-trends*, Quartalshefte zur empirischen Wirtschaftsforschung, Köln, 3/96, S. 41.

¹⁵ Vgl. Gretchen Binus, a.a.O., S. 116.

beispielsweise waren in den Produktionsbereichen der westeuropäischen Industriekonzerne bemerkenswerte Veränderungen in ihren bisherigen Produktionsstrukturen festzustellen. Als neue Form der Organisation der Produktion zeigte sich zum damaligen Zeitpunkt die Bildung von Produktionsvereinigungen oder Produktionskomplexen, über die die ökonomischen Beziehungen verschiedener Zweige, Branchen und Sparten innerhalb des Konzerns vervollkommen werden sollten. Dies war hervorgerufen durch neue Richtungen der Produktion aufgrund wissenschaftlich-technischer Entwicklungen. Von der Leitungs- und Führungsstruktur her ging es dabei um die Zusammenfassung bestimmter Hauptproduktionen und wirtschaftlicher Bereiche in relativ selbständige Abteilungen (divisions), Sparten, Komplexe, die alle für diese Hauptproduktionen notwendigen Produktions- und Realisierungsbedingungen umfaßten.

Im Gegensatz dazu geht die Neuorganisation der materiellen Produktion heute über die bisherigen Konzerngrenzen hinaus, und zwar immer stärker auch im internationalen Rahmen. Es ist eine Aufteilung alter und neuer Marktfelder, die in einem äußerst harten Konkurrenzkampf über monopolistische Vereinbarungen - u.a. auch als "freundliche" oder "feindliche" Übernahmen - realisiert werden und veränderte Leitungsformen nach sich ziehen. In einer ifo-Studie heißt es: "Der technische Fortschritt, vor allem in der Information und Kommunikation, und die Veränderungen in der Weltwirtschaft - die Entstehung und Einbindung neuer Konkurrenten und Märkte, insbesondere in Asien, aber auch in anderen Regionen - hat auch die Organisation der transnationalen Unternehmen und ihre Tätigkeiten revolutionär verändert. Früher konzentrierte sich ihre Tätigkeit darauf, ihre entlegenen Tochtergesellschaften, die mehr oder weniger unabhängig voneinander operierten, mit Ressourcen und Spezialkenntnissen zu versorgen; dann koordinierten sie die Art und Weise, wie die Ressourcen von einer eng verknüpften Familie von Tochtergesellschaften eingesetzt wurden. In den neunziger Jahren ähnelt die Entscheidungszentrale der transnationalen Unternehmen einem zentralen Nervensystem, das eine Vielzahl gegenseitig abhängiger, nicht formell kontrollierter Aktivitäten verbindet, deren Endzweck es ist, die globale Wettbewerbsstrategie und die Ertragskraft des Konzerns zu fördern."¹⁶

Sowohl die neue Dimension der Internationalisierung des Kapitals als auch die mit den neuen Technologien veränderten Produktionsbedingungen erhöhen den Stellenwert der Wissenschaft in der monopolistischen Produktion. Die effektive Nutzung von Forschung und Entwicklung ist für die internationalen Konzerne zu einer Überlebensfrage im Konkurrenzkampf geworden, wird doch die dominierende Position im internationalen Maßstab durch die Beherrschung der Schlüsseltechnologien charakterisiert. Mit der Internationalisierung der Produktion, ihren Dimensionen, Formen und

¹⁶ Heidmarie C. Sherman, *Globalisierung: Transnationale Unternehmen auf dem Vormarsch*, ifo Schnelldienst, München, 23/96, S. 5.

Arten werden in den letzten Jahren auch die Organisationsformen von Forschung und Entwicklung den neuen Kapitalverwertungsbedingungen angepaßt. Im Prozeß der internationalen Kapitalkonzentration hatte sich bis in die siebziger Jahre hinein als wesentliche Form der Organisation von Forschung und Entwicklung die Ansiedlung der wissenschaftliche Forschungsgesellschaften bei der Muttergesellschaft herausgebildet. Bei ihnen war im wesentlichen auch die Grundlagenforschung konzentriert. Diese Zentren standen in enger Verbindung mit einer Vielzahl von anwendungstechnischen Laboratorien und Versuchsstationen bei den wichtigsten Tochtergesellschaften und Filialen im Ausland, um sie koordinieren deren Tätigkeit. Aber bereits danach überwog mit den veränderten Konzernstrukturen und der Bildung von Divisions und Sparten eine Tendenz hin zu einer *nationalen* Dezentralisierung von Forschungsaufgaben.

In der Gegenwart zeichnen sich weitere Veränderungen in der Organisation von Forschung und Entwicklung in den Konzernbereichen ab: Die Dezentralisierung grundlegender Aufgaben in Forschung und Entwicklung nimmt stärker internationalen Charakter an. Es entwickelt sich "eine konzernintern integrierte internationale Arbeitsteilung der Produktions- und Innovationsaktivitäten multinationaler Unternehmen".¹⁷ Sie ist in den meisten internationalen Unternehmen damit verbunden, daß die bei weitem überwiegende Bindung der FuE-Aktivitäten an die Muttergesellschaften im Herkunftsland sich aufzulösen beginnt.¹⁸

Das hängt mit Folgendem zusammen:

1. Die internationale Konzentration der Produktion hat neue Größenordnungen erreicht. Sie wird überwiegend von Großunternehmen aus dem Hochtechnologiebereich beherrscht, deren Forschungspotential außerordentlich angewachsen ist.

Rund 80 Prozent der Forschungsaktivitäten entfallen in der verarbeitenden Industrie der Bundesrepublik auf Großunternehmen mit mehr als 1.000 Beschäftigten. Fast 70 Prozent der Gesamtaufwendungen von 1993 in Höhe von 106 Mrd. DM wurden davon in Unternehmen der Chemieindustrie, im Straßenfahrzeugbau und in der Elektroindustrie getätigt.¹⁹ Die Forschungsausgaben großer internationaler Konzerne haben zu Beginn der neunziger Jahre bereits hohe Anteile am Umsatz erreicht, für 1992 bei Siemens 10,0 Prozent, bei Ericsson (Schweden) 15,3 Prozent, bei Fujitsu (Japan) 11,4 Prozent, bei Ciba-Geigy (Schweiz) 10,6 Prozent.²⁰

¹⁷ Vgl. Marian Beise, Heike Belitz, Die Internationalisierung von Forschung und Entwicklung multinationaler Unternehmen und die technologische Leistungsfähigkeit von Volkswirtschaften, in: DIW Vierteljahresschrift 2/95, S. 221ff.

¹⁸ Bundesbericht Forschung 1996, Deutscher Bundestag, Bonn, DS 13/4554, S. 11.

¹⁹ Vgl. Zukunftsaufwendungen in der westdeutschen Industrie, in: Ifo Schnelldienst 4/95, München, S. 8ff.

²⁰ Business Week, New York, vom 28.6.1993.

2. Mit der zunehmenden Differenzierung der industriellen Produktion wächst die Bedeutung von Forschungsleistungen, um über unternehmensspezifische Potentiale von Produktionsstützpunkten in anderen Ländern eine größere Marktbreite zu erlangen und entsprechende Erträge zu erzielen.

3. Die verstärkte Orientierung der privaten Direktinvestitionen auf entwickelte Industrieländer und besonders auf die in integrierte Wirtschaftsräume eingebundenen Länder beschleunigt den Trend, wichtige FuE-Funktionen und Kompetenzen auf Tochtergesellschaften zu verlagern, um auf spezifische Marktbedingungen wachsender Märkte schneller zu reagieren. Die ausländischen Tochtergesellschaften der drei großen deutschen Chemiekonzerne haben bereits hohe Anteile an den gesamten FuE-Aufwendungen ihres Konzerns aufzuweisen - Hoechst 40, Bayer 32 und BASF 16 Prozent. Allerdings konzentrieren sich diese ausschließlich auf Filialen in den USA, Europa und Japan. Wesentliche Innovationen werden jedoch nach wie vor in den Forschungszentren der Muttergesellschaften hervorgebracht.²¹

Das Wachstum der internationalen Kapitalkonzentration, ihre neue Dimension und Qualität durch die regionale Ausrichtung und den Wandel in den Organisationsformen forschungsintensiver Produktionen zielt auf die Festigung der monopolistischen Herrschaft im internationalen Konkurrenzkampf um Aufteilung und Neuaufteilung der Märkte sowie auf Machtansprüche in der Welt. Es ist deshalb müßig darüber zu sprechen, ob es im Ergebnis dieser Entwicklung einen "Globalisierungsschub" gegeben hat oder nicht. Vielmehr sind die ökonomischen, politischen und sozialen Konsequenzen dieser Art der Internationalisierung genauer zu analysieren, um reale Alternativen für die arbeitenden Menschen zu formulieren und durchzusetzen, auf deren Rücken sich die monopolistische Internationalisierung abspielt. Die Vertreter des deutschen Kapitals haben ihre Forderungen bereits kundgetan. Der Bundesverband der Deutschen Industrie beschäftigte sich in seinem Jahresbericht 1996 mit der "Globalisierung als Herausforderung für Wirtschaft, Politik und Verträge" und mahnte "rechtzeitige wirtschafts-, finanz- und sozialpolitische Weichenstellungen"²² an. Der Forderungskatalog reicht von einer Verbesserung der nationalen Rahmenbedingungen für die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen - so mit ihrem Konzept "Entlasten statt entlassen", das die Bundesregierung in ihr "Programm für mehr Wachstum und Beschäftigung" nach Verlautbarungen des BDI in wesentlichen Teilen bereits übernommen hat - bis zur Forderung nach einer Unterstützung ihrer Regionalinitiativen in Nahost und im südlichen Afrika, "um Marktanteile an den sich abzeichnenden Regionalmärkten zu sichern".

²¹ Marian Beise, Heike Belitz, a.a.O., S. 221 und 222.

²² Bundesverband der Deutschen Industrie e.V., BDI-Bericht 1996, Köln.

CONTRASTE

ANTIFASCHISMUS Kriminalisierung und Verbot der Antifademo
 »Gegen den rechten Konsens« in Saalfeld/Thüringen · Die politisch
 Verantwortlichen · Der Polizeieinsatz · Die Öffentlichkeit · Die
 rechten Organisationen **ZAUBERWORT** **LOKALE AGENDA** Umwelt-
 schutz mit doppelter Moral **TAXI-PROZESSE** Protest gegen Freiheits-
 strafen wg. angeblichem »Einschleusen von Ausländern« **KOMM**
 Selbstverwaltetes Zentrum in Nürnberg von der Stadt geschlossen
 Außerdem: Projekte- & Stellenmarkt, Termine, Tips u.v.m. in
 CONTRASTE – der Monatszeitung für Selbstverwaltung & Ökologie

BUNTE SEITEN 97/98 Das einzige Adreßverzeichnis der Alternativen
 Bewegungen. Mit ca. 12.000 Anschriften aus der BRD, CH, A & inter-
 nationale Kontaktanschriften. Jetzt mit **Reader der AlternativMedien**
 im Innenteil. 1033 Zeitschriften mit zahlreichen Beschreibungen,
 Video- & Filmgruppen sowie Freie Radios. 262 Seiten (DIN A3) für 30
 DM zzgl. 4 DM Versandkosten.

Das Alles und noch viel mehr... in CONTRASTE, für
 10 Mark als Schnupperabo drei Monate frei Haus!

JA Ich will ein Schnupperabo

Meine Anschrift:

10 DM in Briefmarken/Schein für das Schnupperabo habe ich beigelegt.
 Ich will die BUNTEN SEITEN, 30 DM zzgl. 4 DM in Briefmarken oder als Ver-
 rechnungsscheck anbei. (Zutreffendes bitte unterstreichen)

Coupon bitte ausschneiden und einsenden an:
 CONTRASTE, Postfach 104520, D-69035 Heidelberg

Monika Domke

Klassentheorie ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts (II)

Wie im ersten Teil dargestellt, wurden trotz der aufklärerischen Forderung
 'Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit' nicht alle Männer Brüder; für Frauen,
 egal welchen sozialen Status sie hatten, galt kein Teil dieser Forderung.
 Der generelle Ausschluß der Frauen qua Geschlecht von bürgerlicher In-
 dividualitätsentwicklung war weder Zufall noch unbewußt, sondern wurde
 seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert ausführlich - und durchaus wi-
 dersprüchlich - begründet, er gehörte zu den Konstitutionsbedingungen
 bürgerlicher Gesellschaften und Staaten. Die Funktion dieses biologistisch
 begründeten Ausschlusses war die legitimatorische Grundlage, alle nicht
 den (weißen und männlichen) Herrschaftseliten zugehörige Gruppen von
 politischer und wirtschaftlicher Mit- oder gar Selbstbestimmung auszu-
 schließen, und zwar aus 'natürlichen' und 'funktionalen' Gründen. Die
 Naturalisierung sozialer Geschlechts-Verhältnisse konnte übertragen wer-
 den auf andere soziale Verhältnisse wie das zwischen Arbeit und Kapital:
 es konnte Herrschaft einer Minderheit von Kapitalbesitzern über die
 Mehrheit der Werte Schaffenden mit 'natürlichen' (Leistungs-) Unter-
 schieden begründet werden.¹

Politische Gleichheit hatte nicht für alle Menschen, auch nicht für alle
 Männer gelten sollen. Doch während im Laufe des 19. Jahrhunderts die
 politische Gleichberechtigung sukzessive allen Männern zugestanden oder
 von diesen erkämpft wurde, erhielten Frauen erst nach dem Ersten Welt-
 krieg staatsbürgerliche Gleichheit und damit die Anerkennung als Indivi-
 duen.² Ein wesentlicher Faktor für diese so lange andauernde Ungleichheit
 war - neben Repressionen wie z.B. das 58 Jahre währende politische
 Organisationsverbot für Frauen in Deutschland - die Entwicklung und
 Durchsetzung der bürgerlichen Familienideologie und die Institutionalisie-
 rung der bürgerlichen Kleinfamilie als scheinbar privat, aber doch staatlich
 durchgesetzt. Wesentliches Merkmal dieser Lebensform ist die alleinige
 Zuständigkeit der Frauen für die Hausarbeit, verbunden mit dem Wandel
 von der 'Hausarbeiterin' zur 'unterhaltenen Hausfrau'. Die Verankerung
 dieser Lebensform als quasi einzig natürliche im Bewußtsein von Männern

¹ Siehe Domke 1997, besonders S.170ff.

² In den USA wurde das Stimmrecht 1868/69 auf männliche Schwarze ausgedehnt, allen
 Frauen blieb es bis 1920 verwehrt. Es gab weltweit kaum Ausnahmen: In Kanada z.B.
 hatten Landeigentümerinnen von 1809-1834 Wahlrecht. In den beiden Versuchen, Herr-
 schaft von Menschen über Menschen abzuschaffen, während der kurzen Zeit der Pariser
 Kommune und mit der Oktoberrevolution, bekamen alle Frauen Wahlrecht.

und Frauen kann als "ideologische Meisterleistung des Bürgertums"³ betrachtet werden.

Die Geschichte von der die sittliche Gesellschaft und Männerarbeitsplätze gefährdenden Frauenerwerbsarbeit

In vorindustrieller Zeit gab es unterschiedliche Haushaltsorganisationen, die weder etwas mit unseren Vorstellungen von Familie, noch mit dem Mythos der kinderreichen, mehrere Generationen umfassenden - idyllischen - vorindustriellen Großfamilie als dominantem Familientypus zu tun hatten. Dieser Mythos ist schon aufgrund demographischer Verhältnisse wie niedrige Lebenserwartung, hohes Heiratsalter, hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit längst widerlegt⁴, wenn auch langlebig.

Die vorindustrielle Wirtschaft war eine 'Familien'wirtschaft und die 'Familie' war primär Produktionsgemeinschaft. Es waren bäuerliche oder handwerkliche Haushaltsorganisationen, in denen alle Mitglieder zur Existenzsicherung beitragen mußten, entsprechend dem Alter und der Gesundheit. Die Mitglieder waren - in der Regel - ein Ehepaar mit biologischen Kindern, mitarbeitende Verwandten und Gesinde. Die Wahl der Ehepartner wurde unter ökonomischen Gesichtspunkten getätigt, Kinder als Arbeitskräfte angesehen.⁵ Die Mehrheit der Bevölkerung lebte nicht in eigener Ehe und 'Familie', da die Heirat nur denjenigen erlaubt war, die ein solches 'ganzes Haus' finanziell unterhalten konnten. Damit war die Mehrheit der Frauen und Männer rechtlich nach innen und außen der patriarchalen Herrschaftsgewalt des 'Hausvaters' unterworfen, die der Herrschaftsstruktur der feudalen Gesellschaft entsprach: Der Hausvater regierte über die Hausgemeinschaft, der Landesvater über die Gemeinschaft der Häuser, der König über die Landesväter - gottgegeben.⁶

Es gab zwar gewisse geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen in den vorindustriellen bäuerlichen und handwerklichen Haushaltsorganisationen, doch war dies nicht sehr ausgeprägt: Der Hauptanteil der hängigen Familien- und Hausarbeit - Kinderpflege, Erziehung, Kochen, Putzen, Einkaufen - lief nebenher. Der Schwerpunkt aller arbeitsfähigen Menschen lag in der Produktion von Lebensmitteln im weiteren Sinne, so daß die o.g. Tätigkeiten oft in die Zuständigkeit von Kindern und/oder Alten fiel. Außerdem hing die geschlechtsspezifische Teilung von Hausarbeit und Produkti-

³ Laudowicz 1989, S. 113.

⁴ Vgl. Mitterauer 1978. Dieser Mythos ist in Deutschland erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts stilisiert worden (vgl. dazu Hausen/Wunder, Hrsg., 1992) und wurde später u.a. stark durch das schon angeführte Werk von Riehl beeinflusst.

⁵ Vgl. dazu Peuckert 1996, S. 20ff. Der Begriff Familie im heutigen Sinne wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts im europäischen Bürgertum Mode und verbreitet, eben nicht in seiner ursprünglich römischen Bedeutung, sondern als Abgrenzung der emotional gedachten 'Kleinfamilie' zum 'ganzem Haus'; vgl. ebd.

⁶ Vgl. Rerrich 1990, S. 31f.

onsarbeit von der Größe und dem Reichtum eines Haushaltes ab. Diese Hausarbeiten im bäuerlichen Bereich, meist Subsistenzwirtschaften, konnten der Produktion von Gebrauchswerten zugerechnet werden, es gab sozusagen eine Einheit von Produktion und Reproduktion. Im Handwerk war zwar die Trennung von Gebrauchswert- und Warenproduktion vorhanden, allerdings wurde beides weiterhin im 'ganzem Haus' durchgeführt. Frauen- und Männerarbeit griffen ineinander, nur beider Funktionieren sicherte wirtschaftliches Überleben und Erfolg.⁷ Erst mit der der Dominanz von haushaltsferner Erwerbsarbeit im Zuge der Entwicklung von Manufaktur- und Fabrikarbeit und der damit einhergehenden räumlichen Trennung von Erwerbs- und Hausarbeit, ging das Bewußtsein über dieses Ineinandergreifen verloren.

Mit der Freisetzung von Arbeitskräften aus den feudalen und zünftigen Verhältnissen ging die Freisetzung aus den 'familialen' Haushaltsorganisationen, damit auch aus der patriarchalen Vorherrschaft des 'Hausvaters' einher. Dies betraf Frauen und Männer, die als Individuen ihre Lohnarbeitskraft in der Fabrik verkaufen mußten. Jeder Mensch, auch Kinder und Alte, mußte - wie vorher in der Landwirtschaft oder im Handwerk - prinzipiell für die eigene Existenz arbeiten; das hieß nun, dem Gelderwerb nachgehen oder mitversorgt werden. Innerhalb der zentralisierten Fabrikarbeit wurden die Arbeitsbedingungen immer konsequenter so eingerichtet, daß keine Gelegenheit, Zeit und Kraft mehr blieben, die erforderliche Hausarbeit, Kinderversorgung, Betreuung von Kranken und Alten zu erledigen. Die Notwendigkeiten der häuslichen Sphäre standen der Funktionsweise der kapitalistischen Produktionssphäre entgegen, die nicht länger auf das Haushaltsmitglied als Teil einer Gruppe setzte, sondern auf das scheinbar autonome, disponible Individuum. Die individuelle, damit auch die gesellschaftliche Reproduktion von Arbeitskraft schien bedroht. Sozialreformer nahmen sich diesem brisanten Verhältnis zwischen Haus- und Volkswirtschaft an und entdeckten die Frauenerwerbsarbeit als Symptom und Ursache (nicht nur) dieser gesellschaftlichen Fehlentwicklung, meinten damit aber nur haushaltsferne weibliche Erwerbstätigkeit und nicht die in Landwirtschaft, Kleingewerbe und Kleinhandel übliche Zusammenarbeit von Eheleuten und Kindern beim Erwerb des Haushaltseinkommen.⁸

War bei den 'freigesetzten' Arbeitskräften aus dem bäuerlichen Bereich, den Knechten und Mägden, die Qualifikation für Fabrikarbeit noch gleich, kamen beide aus ähnlichen Herrschaftsverhältnissen, gab es für die aus dem handwerklichen Bereich rekrutierten Fabrikarbeitskräfte geschlechtsspezifische Unterschiede. Die unterschiedliche Professionalisierung aufgrund des Ausschlusses des weiblichen Geschlechts von zünftiger Arbeit im 12. bis 14. Jahrhundert führte dazu, daß Frauen keine formalen Abschlüsse hatten, dadurch unterschiedliche Einstellungsbedingungen und

⁷ Vgl. Keuler 1993.

⁸ Vgl. Hausen 1994, S. 10f.

Arbeitszuweisungen bekamen, z.B. keine Facharbeiterinnen werden konnten, obwohl sie in den handwerklichen Produktionsgemeinschaften z.T. ähnliche Arbeiten verrichtet hatten wie Männer. Eine andere, möglicherweise wichtigere Folge des Ausschlusses von zünftiger Arbeit war, daß Frauen, im Gegensatz zu Männern in ihren Zünften und Gesellenvereinen, keine Erfahrung in organisierter Interessensvertretung hatten⁹, was im Zusammenhang mit politischen Organisationsverböten¹⁰ dazu führte, daß sie wenige bis gar keine Möglichkeiten hatten, ihre Lohnarbeitsbedingungen zu verbessern. Die Sympathie und Hoffnung, die Frauen in Deutschland und z.B. auch der Allgemeine Deutsche Frauenverein zunächst den Arbeiterorganisationen entgegenbrachten, wurde zum großen Teil enttäuscht.

Gerade die Gesellenvereine, die im 19. Jahrhundert den qualifizierten Kern der internationalen Arbeiterorganisationen bildeten¹¹ und deren Mitglieder ausschließlich männlich waren, empfanden Frauen oft als Konkurrentinnen um Arbeitsplätze. 1867 wurde in dem von Lassalle gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein eine Resolution für das Verbot der Frauenarbeitsarbeit verabschiedet. Bei dem Gründungskongreß der Sozialdemokratischen Partei in Eisenach 1869 wurde der Antrag auf Verbot der industriellen Frauenarbeit (der in Zusammenhang mit dem Verbot von Kinderarbeit gestellt wurde!) zwar abgelehnt, aber die Einschränkung von Frauenarbeit in den Fabriken beschlossen. Auf dem Vereinigungsparteitag 1875 in Gotha wurde dann von allgemeinen Einschränkungen der "Frauenarbeit" abgesehen, aber "das Verbot aller die Gesundheit und die Sittlichkeit schädigenden Frauenarbeit" gefordert.¹²

Alle EheMänner werden Brüder - und HausHerren

Als Folge des wirtschaftlichen Aufstiegs in den Städten und der Notwendigkeit staatlichen Dienstpersonals konnte im gebildeten und wohlhabenden Bürgertum die Freistellung von Kindern und Frauen von der außerhäusigen Erwerbsarbeit erfolgen. Z.B. sorgte das Gehalt von Beamten dafür, daß Erwerbstätigkeit von Ehefrauen nicht mehr notwendig, aber auch nicht mehr vorgesehen war. Diese Entwicklung im Bürgertum, die zur Herausbildung der auf emotional-intimen Funktionen spezialisierten bürgerlichen Familie als Vorläufermodell der modernen Kleinfamilie führte, wurde Modell und Traum vieler Arbeiter (und auch Arbeiterinnen). 1863 forderte die Internationale Arbeiterassoziation das Eherecht für alle, was in Preußen auch 1868 gewährt und von der deutschen Arbeiterbewegung als egalitäre Maßnahme begrüßt wurde, wobei sie übersah, daß die Aufhebung des Eheverbots gekoppelt war mit einem Ehezwang. Wur-

⁹ Vgl. Anderson/Zinsser 1995, S. 447ff.

¹⁰ Das erste in bürgerlicher Zeit wurde übrigens von den Jakobinern ausgesprochen.

¹¹ Vgl. Abendroth 1985, S. 63ff.

¹² Vgl. Gerhard 1995, S. 116f.

den vorher die Sexualbeziehungen in nicht-ehelichen Schichten trotz kirchlicher Moral locker gehandhabt und waren uneheliche Kinder nicht unbedingt verurteilt, wurde nach Aufhebung der Eheverbote jeder vor- und außereheliche Geschlechtsverkehr kriminalisiert, was einer Zwangsdurchsetzung der Ehe durch den Staat gleichkam.

Diese staatliche Konstituierung der - bürgerlichen - Familie begleitete die strukturelle kapitalistische Neuorganisation von Staat und Gesellschaft und ergänzte diese durch einen Prozeß, in dem individuelle Identitäten über die Positionierung in der Familie hergestellt wurden. Die Herstellung dieser individuellen Identitäten war besonders für die Personen wichtig, die dies nicht über eine 'leistungsbezogene' differenzierte Positionierung in der Industriegesellschaft erreichen konnten. Wichtig war die gesellschaftlich-staatliche Integration der nicht-besitzenden (Arbeits-)Männer ohne politische Rechte, die in der 'Hausfrauenehe' eine Herrenposition über Frau und Kinder einnehmen konnten. Der ehemalige Geselle konnte nun wie auch der ehemalige Knecht HausHerr über die ehemalige Magd sein. Der Kern dieser Eheform bestand in einer Entmündigung von erwachsenen Frauen, die nicht als 'bürgerliche' Individuen angesehen wurden. Der Hausherr galt als Ernährer der Familie. Verheiratete Frauen durften ohne Erlaubnis ihres Ehemannes nicht erwerbstätig sein und nur dann, wenn sie Haushalt und Kindererziehung nicht vernachlässigten (in Westdeutschland bis 1976); allerdings mußten sie (gesetzlich bis 1953) außer Haus arbeiten gehen, wenn der Lohn des 'Hausherrn' nicht zur Ernährung der Familie ausreichte.¹³

Die Akzeptanz der Hausfrauenrolle bei bürgerlichen Frauen hing mit der Entwicklung der Mutterideologie zusammen, die neue Bedeutung der bewußten Kindererziehung wertete die Hausfrauenrolle, die mehr eine Hausherrinnenrolle war, auf. Diese Hausherrinnenrolle beinhaltete neben der Kindererziehung hauptsächlich die Organisation des Haushaltes; die schweren und schmutzigen (Dienst)Arbeiten wurden von Dienstmädchen erledigt, oft auch im Kleinbürgertum, in England sogar in Facharbeiterfamilien. Die hausfrauliche Isolierung und Übernahme auch dieser Dienstarbeiten setzte erst nach dem Ersten Weltkrieg ein. Für Arbeiterinnen waren diese Verhältnisse oft Vorbild, da scheinbarer Ausweg aus den schlechten Arbeitsbedingungen und - ebenso wie für Arbeiter - Zeichen für sozialen Aufstieg.¹⁴

Von der bürgerlichen Familie als Hort der Tugend zur proletarischen Familie als Hort des Klassenkampfes

Die staatlich festgelegte weibliche Zuständigkeit für die familiäre Arbeit wurde durch die teilweise Durchsetzung der Forderung der Arbeiterbewe-

¹³ Vgl. Domke 1996, S. 32.

¹⁴ Vgl. Rerrich, S. 35f. und 61ff.

gung nach Familienlohn zementiert, auch wenn die Entwicklung der weiblichen Erwerbsquote in Deutschland zeigt, daß Frauenerwerbstätigkeit immer für Familien, aber auch für bestimmte Industriezweige ökonomisch notwendig waren.¹⁵ Aber mit diesem 'Erfolg' der Arbeiterbewegung wurde die bürgerliche Familie als Norm und strukturelle Realität anerkannt und sogar als Fortschritt begrüßt. Schon 1866 hatte in einer Denkschrift die deutsche Abteilung der Internationalen Arbeiterassoziation gefordert: *"Schafft Zustände, worin jeder herangereifte Mann ein Weib nehmen, eine durch Arbeit gesicherte Familie gründen kann. ... Den Frauen und Müttern gehören die Haus- und Familienarbeiten, die Pflege, Überwachung und erste Erziehung der Kinder, wozu allerdings eine angemessene Erziehung der Kinder und Mütter vorausgesetzt werden muß. Die Frau und Mutter soll neben der ersten öffentlichen und Familienpflicht des Mannes und Vaters die Gemüthlichkeit und Poesie des häuslichen Lebens vertreten, Anmuth und Schönheit in die gesellschaftlichen Umgangsformen bringen und den Lebensgenuß der Menschheit veredelnd erhöhen."*¹⁶

Auf diese Art proletarischer Familie baute die Bismarcksche Sozialgesetzgebung mit ihrem Subsidiaritätsprinzip, das in Deutschland bis heute gilt,

15

Jahr	Erwerbsquote aller Frauen im erwerbsfähigen Alter	Erwerbsquote der verheirateten Frauen im erwerbsfähigen Alter (in Prozent)
1882	37,5	9,5
1895	37,4	12,2
1907	45,9	26,3
1925	48,9	29,1
1933	48,0	30,1
1939	49,8	33,8
BRD		
1950	44,4	26,4
1961	48,9	32,2
1970	49,6	35,6
1975	51,0	39,1
1980	51,6	40,6
1985	53,2	42,5
1988	54,4	?
1989	58,5	?
(DDR: ca. 78,2)		
1990		47,4
D		
1995	59,9	O: 58/W: 48
1996	66,4	

(nach: Brück 1992, S. 120; Datenreport 1994; taz v. 26.6.97)

¹⁶ Zit. nach Gerhard 1995, S. 114f.

auf. Damit wurde der Unterordnung der Arbeiterbewegung unter staatliche Vorherrschaft und ihrer Integration in den Staat Vorschub geleistet.

Allerdings hatte dieser Traum von der 'proletarischen Familie' noch andere Konsequenzen: Die 1891 von der SPD nach harten internen Auseinandersetzungen in ihr Programm übernommene Forderung nach Gleichberechtigung für Frauen bezog sich nur auf den politisch-öffentlichen und den Produktionsbereich. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wurde nicht nur nicht problematisiert, sondern mitgetragen. 1896 argumentierte sogar Clara Zetkin auf dem Parteikongreß in Gotha zur Unterschiedlichkeit des Kampfes von bürgerlichen und proletarischen Frauen, daß letztere eben nicht gegen die Männer ihrer Klasse um die freie Konkurrenz in der Erwerbstätigkeit kämpfen mußten: *"Umgekehrt gilt es, neue Schranken zu errichten gegen die Ausbeutung der proletarischen Frau: es gilt, ihr ihre Rechte als Gattin, als Mutter wiederzugeben und zu sichern. Das Endziel ihres Kampfes ist nicht die freie Konkurrenz mit dem Manne, sondern die Herbeiführung der politischen Herrschaft des Proletariats."*¹⁷ Hier zeigt sich eine fatale Einschätzung, denn Arbeiterinnen waren materiell gezwungen erwerbstätig zu sein und hatte rechtlich ebenso wenig wie bürgerliche Frauen die eigene Wahl in Bezug auf ihre Erwerbstätigkeit, sondern war wie diese abhängig von dem Willen des Ehemannes. Später in der gleichen Rede wird Zetkin noch deutlicher: *"Es darf auch unmöglich die Aufgabe der sozialistischen Frauenagitation sein, die proletarische Frau ihren Pflichten als Mutter und Gattin zu entfremden: im Gegenteil, sie muss darauf wirken, dass sie diese Aufgabe besser erfüllt als bisher und das im Interesse der Befreiung des Proletariats. Je besser die Verhältnisse in der Familie, die Wirksamkeit in ihrem Heim, um so kampffähiger wird sie ... So manche Mutter, so manche Gattin, die Mann und Kinder mit Klassenbewußtsein erfüllt, leistet genauso viel wie die Genossinnen, die wir in unseren Versammlungen sehen."*¹⁸

Damit wurde nicht nur die bürgerliche Mutterideologie und Frauenrolle übernommen, sondern auch die ordnungspolitische Funktion der staatlichen Institution Familie, eingesetzt für den proletarischen Kampf.

Mitte des 18. Jahrhunderts begann die - männliche - Theorie, die dem Mann zugeordnete öffentliche Sphäre mit ihrer instrumentellen Rationalität, dem individuellen Eigennutz und der verordneten Effizienz als individuell unbefriedigend und für eine stabile politische Ordnung defizitär zu betrachten. Die bürgerliche Familie wurde komplementär als Hort ideeller Werte, individueller Selbstverwirklichung und zur Wahrung für eine 'gute' Gesellschaft unverzichtbarer 'Tugenden', für die die 'tugendhafte' Hausfrau zuständig war, definiert.¹⁹ Entsprechend konnte nun im Sinne der deutschen Arbeiterbewegung die proletarische Hausfrau die proletarische Fa-

¹⁷ Zit. n. Mies 1990, S. 136.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Klinger 1990, S. 110ff.

milie als Hort ideeller sozialistischer Werte gestalten, die Klassenkampfkraft von Mann und Kindern stärken bis zur Erringung der Herrschaft des Proletariats.

Die Familie mit ihrer geschlechtsspezifischen und hierarchischen Arbeitsteilung wurde sowohl im Bürgertum als auch im Proletariat nicht mehr komplementär der Sphäre der Produktion zugerechnet, sondern bekam in einer scheinbar privaten Sphäre Kompensationsfunktionen - nach 1949 sowohl in der BRD als auch in der DDR.²⁰ Die Hausarbeit verlor ihre materielle gesellschaftliche Bedeutung, und ihr materieller Wert ging im öffentlichen und individuellen Bewußtsein ebenso verloren wie die Hausfrau aus dem öffentlichen Bereich herausfiel.

Dies mag der Grund dafür sein, daß Marx und Adepten diese Zusammenhänge nicht gesehen und daher nicht für analysierenswert gehalten haben. Das heißt aber nicht, daß dieses Defizit heute weiter vorhanden sein muß, geschweige denn darf.

Die Heilige Familie heute

*"Wie die Sozialisten darauf hingewiesen haben, daß Klassenunterschiede die angebliche politische Gleichheit untergraben, so haben Feministinnen betont, daß gleiche politische Rechte durch Ungleichheit in Ehe und Haushalt ad absurdum geführt werden."*²¹

Der strukturellen Entgegensetzung von Familien- und Erwerbsarbeit und deren geschlechtsspezifischer Verteilung entsprach und entspricht die Entgegensetzung von sogenanntem öffentlichen und privaten Bereich. Deutlich wird, daß die sogenannte öffentliche und die angeblich private Sphäre in einem aufeinander bezogenen widersprüchlichen und spannungsreichen Verhältnis stehen. Der kapitalistische Staat hat mit gesellschaftspolitischen Interventionen von Anfang an versucht, zur Optimierung dieses Verhältnisses die 'private' Familiensphäre politisch zu ordnen. "Die diversen Strategien des Interventionsstaates hatten u.a. den Effekt, in erster Linie immer massiver den Frauen als persönliches Dilemma aufzuhürden, was sich als gesellschaftlicher Antagonismus zwischen dem familialen System der Produktion und Reproduktion von Menschen und dem gewinn- und marktorientierten System der Produktion und Reproduktion von Kapital, Gütern und Dienstleistungen herausgebildet hat."²²

Dies gilt bis heute: Gesellschaftliche und staatliche Konflikte wurden und werden zur Problemlösung an die Familie verwiesen. Gelingt dort die Konfliktlösung nicht, wird eine Krise der Familie konstatiert, die ihrer Sozialisationsfunktion angeblich nicht im gesellschaftlich-staatlichen Sinne

²⁰ Vgl. Domke 1995, S. 27ff.

²¹ Phillips 1995, S. 54.

²² Hausen 1994, S. 10.

gerecht wird. Es gibt eine symbolische Verschiebung der Politik und der gesellschaftlichen Probleme hin zur Familie; gesellschaftliche Konflikte übersetzen sich in persönliche Konflikte. Die Ursache wird - fast immer - in der angeblich nicht mehr bestehenden oder nur unzureichenden Wahrnehmung der weiblichen familialen Funktion gesehen: so z.B. die Ursache von jugendlicher Gewalttätigkeit in der durch Berufstätigkeit verursachten Nichtanwesenheit der Mütter. Zwar ist mit vollzogener Hausfrauisierung die 'bürgerliche' Familie ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor geworden, nämlich durch die unbezahlte Haus- und Familienarbeit und gerade auch durch die Entwicklung zur Konsumgemeinschaft, womit diese Teil der Tauschwertosphäre wird²³, doch hatte die Durchsetzung und hat die Beibehaltung der Familie mit ihrer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung weniger vordergündig ökonomische, als eher herrschaftstechnische Gründe, auch wenn es natürlich Zusammenhänge gibt. So erkannte das Bundesministerium für Familie und Senioren 1994 - mal wieder - die gesellschaftliche Bedeutung von Elternschaft und Familie: "Ohne einen tragfähigen Unterbau an humanem und geistigen Vermögen wird nicht nur die Hoffnung auf Wohlstandsteigerungen, ja selbst die Wohlstandsbewahrung durch ein effizientes Wirtschaftssystem zu einer Illusion; ohne diese Basis an Humanvermögen unterbleibt auch jegliche Übertragung kultureller und moralischer Werte."²⁴

Welche geistigen, kulturellen und moralischen Werte übertragen werden sollen, kann man sich vorstellen: Die scheinbar anthropologische Konstante der 'natürlichen' Zuständigkeit der Frauen für den familialen Bereich und die ebenso 'natürliche' Zuständigkeit der Männer für den Familienunterhalt durch Erwerbstätigkeit. Dies scheint immer noch und besonders in Krisenzeiten - aber nicht nur dann - zu wirken. So stimmten 1992 von den Männern immerhin 52 Prozent im Westen und 44 Prozent im Osten (Frauen 51 und 41 Prozent) der Aussage zu, daß eine verheiratete Frau bei einer begrenzten Anzahl von Arbeitsplätzen auf Berufstätigkeit verzichten sollte, wenn ihr Mann in der Lage ist, für den Unterhalt der Familie zu sorgen.²⁵ Mittlerweile sollten Frauen nach Ansicht der Hälfte der Westdeutschen und einem Viertel der Ostdeutschen generell zu Hause bleiben und sich um Kinder und Haushalt kümmern. Zwischen den Geschlechtern gibt es dabei interessanterweise weniger Unterschiede als zwischen Ost und West: Im Westen sind 47 Prozent der Frauen und 53 Prozent der Männer, im Osten 26 Prozent der Frauen und 27 Prozent der Männer dieser Auffassung.²⁶

Dies korrespondiert mit der in Deutschland überdurchschnittlich hoch vertretenen Auffassung vom Optimum der häuslichen mütterlichen Kin-

²³ Siehe Domke 1996, S. 95f.

²⁴ Bundesministerium für Familie und Senioren 1994, S. 26.

²⁵ Vgl. Statistisches Bundesamt 1992, S. 600.

²⁶ Vgl. Statistisches Bundesamt 1997, entnommen: KiSA v. 20.5.1997.

derpflege und -erziehung: 55 Prozent der westdeutschen Bevölkerung (gegenüber 29 Prozent der ostdeutschen und 36 Prozent der europäischen) lehnen die These ab, daß eine berufstätige Mutter ihrem Kind genausoviel Wärme und Sicherheit geben kann wie eine nicht berufstätige Mutter. Nur 39 Prozent stimmen dieser These zu! Daß Kleinkinder darunter leiden, wenn die Mütter berufstätig sind, meinen sogar 80 Prozent der westdeutschen Bevölkerung (in Ostdeutschland und Gesamteuropa immerhin "nur" 67 bzw. 65 Prozent). Dem entspricht, daß nur 66 Prozent der westdeutschen Frauen im erwerbsfähigen Alter berufstätig sein wollen, gegenüber 80 Prozent der ostdeutschen Frauen²⁷. Da 80 Prozent aller Mütter in Westdeutschland mit Kindern im Kleinkindalter aus der Erwerbstätigkeit ausscheiden, wird außerdem erst möglich, angeblich knappe finanzielle Mittel der öffentlichen Hand - ohne große Gegenwehr - nicht für die Durchführung des verabschiedeten Bundesgesetzes zur flächendeckenden Versorgung von Kindergartenplätzen zur Verfügung zu stellen.

Die vom Bundesministerium für Familie und Senioren angemahnte "Übertragung kultureller und moralischer Werte" hat also bisher durchaus funktioniert und funktioniert anscheinend auch für die nächste Generation. In der männlichen Jugend ist das traditionelle Geschlechterverhältnis in Bezug auf die Hausarbeit durchaus noch verankert: 63 Prozent der befragten Jungen und jungen Männern sprechen sich gegen eine partnerschaftliche Arbeitsteilung im Haushalt aus (bei den weiblichen Jugendlichen sind es "nur" 45 Prozent).²⁸ Dies entspricht erfahrener Realität: Auch bei Paaren, wo beide vollzeit berufstätig sind, teilen sich nur 25 Prozent die Hausarbeit, zu 60 Prozent erledigen die Frauen das meiste im Haushalt, überhaupt keine Mithilfe des Mannes im Haushalt bekommen 12 Prozent der ganztags berufstätigen Frauen.²⁹

²⁷ Vgl. Statistisches Bundesamt: 600; Institut für Demoskopie 1993, S. 40ff.

²⁸ Vgl. Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen 1994, S. 21.

²⁹ Vgl. Institut für Demoskopie in Allensbach 1993, S. 51ff. Interessant ist auch die Verteilung der Hausarbeit bei den Paaren, die sich die Hausarbeit nicht teilen:

Aufteilung der familialen Haus/Arbeit 1991

Tätigkeiten	Frauen	Männer	Beide
Putzen	81%	1%	18%
Tätigkeiten	Frauen	Männer	Beide
Kochen	79%	2%	19%
Schulbetreuung	64%	3%	33%
Einkauf	63%	5%	32%
Kinderbetreuung	61%	2%	37%
Verwandten/pflege	60%	3%	37%
Behördengänge	37%	22%	41%
Haushaltskasse	32%	9%	59%

Ein Knäuel klassen- und geschlechtsspezifischer Prozesse

Im Zusammenhang mit der Sozialstruktur ist erwähnenswert, daß 1995 in Westdeutschland der Bruttoverdienst vollbeschäftigter Arbeiterinnen in der Industrie 71 Prozent der Arbeiterlöhne betrug, weibliche Angestelltenlöhnen in Handel und Industrie nur 68 Prozent. Dabei muß berücksichtigt werden, daß - mit steigender - Tendenz Anfang der 90er Jahre 36 Prozent aller erwerbstätigen Frauen Teilzeit arbeiteten (nur 3 Prozent der Männer!).³⁰

Die weibliche existenzielle Abhängigkeit von Männern und die Unterordnung von Frauen unter die familialen Belange wird als letztendlich immer noch notwendig angesehen und durch verschiedene strukturelle Maßnahmen wie Steuergesetzgebung, Tarifstruktur etc. unterstützt. Diese Unterordnung bewirkt ein Zementieren von Herrschaft: Frauen ordnen sich den Bedürfnissen der Männer und der Familie unter, um deren Reproduktion zu gewährleisten; Männer ordnen sich im Betrieb unter, um die Familie mit notwendigen Geldmitteln zu versorgen; die Politik ordnet sich der Wirtschaft unter, damit diese angeblich Männer mit Arbeitsplätzen, diese dann wieder ihre Frauen mit Geld, diese ihre Kinder mit Lebensmitteln versorgen können - ein 'natürlicher' Kreislauf erfahren die Kinder.

Die Determinierung des weiblichen Geschlechts durch die geschlechtsspezifische Zuordnung der familialen oder sogenannten Reproduktionsarbeit ist ein gesamtgesellschaftliches Problem, das wesentliche zur Verhinderung der Emanzipation von wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeiten beiträgt³¹ und damit Herrschaftsverhältnisse produziert, reproduziert und stabilisiert. Wenn in Gesellschaftsanalysen und -theorien heutige Entwicklungen verstanden, Lösungsansätze für emanzipative gesellschaftliche Alternativen gedacht und entwickelt werden sollen, wird auch Mann nicht um die Einbeziehung des Geschlechterverhältnisses umhin kommen, denn: Klassen- und Geschlechterverhältnisse sind verwirrend ineinander verknäult.

Literatur

Anderson, Bonnie S./Zinsser Judith P. 1995: Eine eigene Geschichte - Frauen in Europa, Bd.I: Verschüttete Spuren. Frühgeschichte bis 18. Jahrhundert, Frankfurt a.M.

Braun, Anneliese 1997: Neubewertung von "Reproduktionsarbeit" - totale Warenwirtschaft oder gesellschaftliche Alternative?, in: Z 32 (Dezember 1997), S. 175-182

Brück, Brigitte u.a. (Hrsg.) 1992: Feministische Soziologie. Eine Einführung, Frankfurt a.M./New York

Renovierung	16%	41%	43%
Reparaturen	11%	66%	23%

Quelle: DJI

³⁰ Vgl. Geißler, S. 281ff.

³¹ Vgl. Braun 1997a.

- Bundesministerium für Familie und Senioren 1994: Fünfter Familienbericht, Bonn
- Domke, Monika 1995: Die Heilige Familie. Aspekte der Produktion und Reproduktion von Herrschaftsmechanismen, in: SoFo - Sozialistisches Forum, Nr. 43
- dies. 1996: Klasse, Geschlecht, Familie: Geschlechtsspezifische soziale Ungleichheit und Herrschaft, in: links März/April 1996
- dies 1997: Gedanken zur Marxismus-Diskussion an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Klassenverhältnis ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts, in: Z 32 (Dezember 1997), S. 162-174
- Geißler, Rainer 1996: Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung, 2. Aufl. Bonn
- Gerhard, Ute 1995: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Unter Mitarbeit v. Ulla Wischermann, 2. Aufl. Hamburg
- Hausen, Karin 1994: Die 'Frauenfrage' war schon immer eine 'Männerfrage'. Überlegungen zum historischen Ort der Familie in der Moderne, Bonn (Reihe Gesprächskreis Geschichte, Heft 7)
- Institut für Demoskopie in Allensbach (Hrsg.) 1993: Frauen in Deutschland. Lebensverhältnisse, Lebensstile und Zukunftserwartungen, Köln
- Keuler, Dorothea 1993: Undankbare Arbeit: Die bitterböse Geschichte der Frauenberuf, Tübingen, S. 13ff
- Klinger, Cornelia 1990: Unzeitgemäßes Plädoyer für die Aufklärung, in: Schaeffer-Hegel (Hrsg.) 1990: Vater Staat und seine Frauen. Beiträge zur politischen Theorie, Pfaffenweiler
- Laudowicz, Edith 1989: Bürgerliche Familie - verbürgerlichte Familie, in: IMSP/Flessner, Heike 1989: Frauenunterdrückung und Familienverhältnisse, Frankfurt a.M.
- Mies, Maria 1990: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, 3. Aufl.
- Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Rechtsextremismus und Gewalt: Affinitäten und Resistenzen von Mädchen und jungen Frauen. Dokumente und Berichte 27, Düsseldorf
- Mitterauer, Michael 1978: Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie, in: Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, hrsg. v. Heidi Rosenbaum, Frankfurt a.M.
- Peuckert, Rüdiger 1996: Familienformen im sozialen Wandel, 2. Aufl., Opladen
- Phillips, Anne 1995: Geschlecht und Demokratie, Hamburg
- Rerrich, Maria 1990: Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen, 2. Aufl., Freiburg i. Breisgau
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 1992: Datenreport '92

Helmut Peters

Die KP Chinas und der direkte Übergang zum Sozialismus

In der bisherigen Weltgeschichte war der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus die Ausnahme, der Übergang aus mehr oder weniger ausgeprägten vorkapitalistischen Verhältnissen zum Sozialismus die Regel.

Diese Tatsache sollte unter den Linken nicht nur in der theoretischen Diskussion über den Sozialismus, sondern auch in ihrer Sicht auf das heutige Weltgeschehen einen angemessenen Platz einnehmen; denn die wenigen Staaten, die heute nach wie vor am Aufbau des Sozialismus festzuhalten bestrebt sind, gehören alle zu diesem Übergangstyp. Zu nennen ist hier neben Kuba und Vietnam vor allem die Volksrepublik China, weil sie im Ergebnis der Politik ihrer kommunistischen Partei seit 19 Jahren trotz aller Probleme herausragende Fortschritte erreicht, bereits über relativ reiche Reform Erfahrungen verfügt und auf dieser Grundlage einen theoretischen Neuanfang für den direkten Übergang der Volksrepublik zum Sozialismus unter den heutigen Bedingungen zu entwickeln begonnen hat.

Nicht zu übersehen ist, daß der Reform- und Öffnungskurs der KP Chinas seit den 80er Jahren die kommunistischen Parteien z.B. Vietnams und Kubas politisch und theoretisch für die eigene Gesellschaftspolitik inspiriert. Die chinesischen Erfahrungen zu studieren, diente z.B. auch der Besuch des 2. Sekretärs der KP Kubas, Raul Castro, in der chinesischen Volksrepublik Ende 1997. Ihn beeindruckte das Experiment, ein rentables Wirtschaftssystem unter Führung einer Einheitspartei zu schaffen und die Produktivkräfte - ohne Unabhängigkeit und sozialistische Prinzipien preiszugeben - mit dem Ziel freizusetzen, die Unterentwicklung zu überwinden und soziale Gerechtigkeit anzustreben.¹

Marx/Engels und Lenin über den direkten Übergang unterentwickelter Länder zum Sozialismus

Die ersten Kommunisten, die sich zur Problematik des direkten Übergangs unterentwickelter Länder zum Sozialismus äußerten, waren Marx und Engels. Sie vertraten die Auffassung, daß die erfolgreiche proletarische Revolution in einigen fortgeschrittenen westeuropäischen Ländern die Möglichkeit für einen solchen Übergang hätte eröffnen können. So schrieb F. Engels am 17. Oktober 1893 an Danielson: 'Ich würde weitergehen und sagen, daß es in Rußland ebenso wenig wie anderswo möglich gewesen wäre, eine höhere Gesellschaftsform aus dem primitiven Agrarkommunismus zu

¹ Siehe Neues Deutschland, 5.12.97.

entwickeln, es sei denn, daß diese höhere Form in einem anderen Land schon existiert hätte. so daß sie als Vorbild hätte dienen können.² Diese Voraussetzung war jedoch nicht eingetreten, und so konnte die Engelsche These auch nicht in der Praxis überprüft werden.

Weit ausführlicher mit dieser Problematik befaßte sich aus akuter ökonomischer und politischer Notwendigkeit W.I. Lenin. Für ihn bestand die "lebendige Seele des Marxismus" in der "konkreten Analyse der konkreten Situation".³ So vermochte er aus dem Scheitern der Politik der KPR (B), nach dem Sieg der Oktoberrevolution unmittelbar zur kommunistischen Produktion und Verteilung überzugehen, neue und weiterweisende Schlüsse zu ziehen. Für unser Thema ist es lohnend, näher darauf einzugehen; denn der Vergleich wird zeigen, in welchem Maße der heutige Kurs der KP Chinas zur Modernisierung des Landes mit Lenins Konzeption für die Einführung der Naturalsteuer und den Übergang zur Neuen Ökonomischen Politik korrespondiert.

Für Lenin stand im Frühjahr 1921 außer Zweifel, daß der Übergang von der kapitalistischen Gesellschaft zum Sozialismus "desto langwieriger (sein wird), je weniger sie entwickelt ist".⁴ Er war er zu der Überzeugung gekommen, "daß man die sozialistische Revolution in einem Lande, wo die ungeheure Mehrheit zu den kleinbäuerlichen Produzenten gehört, nur durch eine ganze Reihe von Übergangsmaßnahmen (an anderer Stelle spricht er von Übergangsstufen - d.A.) verwirklicht werden kann, die völlig unnötig wären in Ländern des entwickelten Kapitalismus".⁵ Wenig später, bei der Begründung der Naturalsteuer, präzisiert er die Problemstellung durch die Frage, "welche vermittelnden Wege, Methoden, Behelfe und Hilfsmittel notwendig sind, um von den vorkapitalistischen Verhältnissen (an anderer Stelle spricht er von patriarchalischen Zuständen, von der Kleinproduktion - d.A.) zum Sozialismus überzugehen".⁶ Es war die Unterentwicklung, der ernste Mangel an materieller und geistiger Zivilisation, in dem jungen, von den kapitalistischen Mächten umgebenen Sowjetstaat, die ihn zu dieser Fragestellung veranlaßte.

Rußland war weit hinter den fortgeschrittenen kapitalistischen Mächten zurückgeblieben, und Lenin erkannte, daß Sowjetrußland nur durch die schnelle Wiederherstellung seiner Wirtschaft, die Steigerung seiner Produktion und die Erhöhung der Arbeitsproduktivität vor dem Untergang bewahrt werden konnte. Die Partei mußte die Frage beantworten, wie der ökonomische Aufbau, die Hauptaufgabe nach dem Sieg der Revolution, unter den damaligen Bedingungen zügig anzugehen war. Lenin äußerte

² Marx/Engels, Ausgewählte Werke in 2 Bänden, Berlin 1952, Bd. II, S. 472-473.

³ W.I. Lenin, Werke, Bd. 33, Berlin 1966, S. 42.

⁴ A.a.O., S. 43.

⁵ A.a.O., Bd. 32, Berlin 1967, S. 216.

⁶ A.a.O., S. 363.

sich dazu eindeutig. "Alle und jede ökonomische Übergangsform darf man nutzen und *muß* man, sofern das erforderlich ist, zu benutzen verstehen, um die Verbindung der Bauernschaft mit dem Proletariat zu festigen, um die Volkswirtschaft in dem ruinierten und erschöpften Land unverzüglich zu beleben, um die Industrie zu heben und um weitere, umfassendere und tiefgreifendere Maßnahmen, wie die Elektrifizierung, zu erleichtern."⁷

Die Vergrößerung der Produktion und die erforderliche gewaltige Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkräfte waren aus seiner Sicht jedoch ohne Ausnutzung des ausländischen Kapitals in dem politisch gebotenen Tempo nicht zu erreichen. Es bedurfte des Kapitals, um die vorkapitalistischen ökonomischen Verhältnisse, die tief verwurzelt waren, zu durchbrechen und die ökonomischen Voraussetzungen für den Aufbau des Sozialismus zu schaffen. Hier zeigte sich wieder der Dialektiker Lenin: "Der Kapitalismus ist ein Übel gegenüber dem Sozialismus. Der Kapitalismus ist ein Segen gegenüber dem Mittelalter, gegenüber der Kleinproduktion, gegenüber dem mit der Zersplitterung der Kleinproduzenten zusammenhängenden Bürokratismus. Insofern wir noch nicht imstande sind, den unmittelbaren Übergang von der Kleinproduktion zum Sozialismus zu verwirklichen, ... insofern müssen wir uns den Kapitalismus zunutze machen (besonders indem wir ihn in das Fahrwasser des Staatskapitalismus leiten) als vermittelndes Kettenglied zwischen der Kleinproduktion und dem Sozialismus, als Mittel, Weg, Behelf, Methode zur Steigerung der Produktivkräfte."⁸

Diesen Staatskapitalismus nannte Lenin einen "eigenartigen", der sich vom gewöhnlichen unterscheidet, weil er durch den proletarischen Staat in Grenzen zugelassen und kontrolliert werde. Ihn zu praktizieren, ohne den Sozialismus infrage zu stellen, hielt er unter zwei grundlegenden Bedingungen für möglich: Die Kommandohöhen der Wirtschaft sowie der Grund und Boden müssen sich fest in der Hand des proletarischen Staates befinden.⁹ Mit der Zulassung dieses Staatskapitalismus orientierte Lenin vor allem darauf, sich die hochentwickelte moderne Technik der kapitalistischen Länder zu erschließen und anzueignen. Dem diene z.B. die Konzessionspolitik. "Die Sache läuft darauf hinaus", führte er auf dem 10. Parteitag der KPR (B) im März 1921 aus, "unsere wirtschaftliche Lage zu verbessern, die technische Ausrüstung unserer Republik zu verstärken. ... Haben wir ein Viertel von Grosny und ein Viertel von Baku in Konzession gegeben, so werden wir die Konzessionserteilung ausnutzen, ... um auf den übrigen drei Vierteln die fortgeschrittene Technik des Kapitalismus einzuholen."¹⁰ Das Kapital sollte die materielle Basis, nicht zuletzt in der Landwirtschaft, entwickeln und die Voraussetzungen für die Elektrifi-

⁷ A.a.O., Bd. 33, Berlin 1966, S. 96.

⁸ A.a.O., Bd. 32, S. 364.

⁹ A.a.O., Bd. 33, S. 413.

¹⁰ A.a.O., Bd. 32, S. 272-273.

zierung (damals Synonym für den ökonomischen Fortschritt, die Modernisierung - d.A.) des Landes schaffen helfen. In diesem Prozeß von längerer Dauer würde man nicht zuletzt die ganze Mentalität und die tiefverwurzelten Gewohnheiten der kleinhäuerlichen Produzenten Schritt für Schritt "ummo-deln" können.¹¹ Dabei überließ Lenin die Antwort auf die Frage, in welchem Ausmaß ausländisches Kapital zu nutzen sei, der Zukunft.

Der Übergang zur Neuen Ökonomischen Politik führte zu einer Veränderung der Methoden und Formen des sozialistischen Aufbaus in Sowjetrußland. Die Nutzung des Kapitals verhand der Staat mit der Zulassung des "freien Warenverkehrs". Die Befriedigung der Interessen z.B. der vielen Millionen Bauern erfolgte nun über den Markt und damit im "ökonomischen Wettstreit" zwischen dem sich entwickelndem Sozialismus und einem Kapitalismus, der sich zu restaurieren suchte. Mit der Einführung der wirtschaftlichen Rechnungsführung sollten die Staatsunternehmen auf eine "kommerzielle Grundlage" gestellt werden, was unvermeidlich zu Konflikten mit Teilen der Arbeiterklasse führen würde.¹² Lenin hielt jedoch die "Überprüfung der staatlichen wie der kapitalistischen Betriebe im Wettbewerb" wie generell die Anwendung kapitalistischer Methoden für unverzichtbar, wenn Produktion und Arbeitsproduktivität bedeutend gesteigert werden sollten.¹³ Die historischen Ausgangsbedingungen und die Notwendigkeit, das Kapital als Vehikel zur Überwindung des Mittelalters auf dem Wege zum Sozialismus zu nutzen, erforderten für die NÖP - wie wir es heute formulieren - eine vom Staat kontrollierte und regulierte Marktwirtschaft.

Die Wende der KPCh zu einer realitätsbezogenen Politik

Die KP Chinas hat sich in ihrem Kurs, die sozialistische Modernisierung des Landes über Reformen und die Öffnung des Landes auf den Weg zu bringen, im Grundsätzlichen von dem Leninschen Ansatz der NÖP inspirieren lassen. Das beweist abermals: Die heutige Berufung der chinesischen Kommunisten auf den Leninismus hat nichts mit dem seit Stalin vulgarisierten und verfälschten "Leninismus" zu tun, sondern geht auf den originären Lenin zurück.

War für Lenin die konkrete Analyse der konkreten Situation die "Seele" des Marxismus, so ist für die KPCh die "Quintessenz" dieser Lehre seit der Rede Deng Xiaopings am 13. Dezember 1978 "die Suche der Wahrheit in den Fakten". Deng hatte zum Abschluß einer Arbeitskonferenz gesprochen, die der Vorbereitung der bekannten 3. ZK-Tagung mit ihrer grundlegenden Wende zur Reform- und Öffnungspolitik diente. Seine Auf-

¹¹ A.a.O., S. 219.

¹² A.a.O., Bd. 33, S. 169.

¹³ A.a.O., S. 258.

forderung, den ideologischen Ballast der "Kulturrevolution" abzuwerfen, "das Denken zu befreien" und dafür demokratische Bedingungen zu schaffen, sich den Realitäten zuzuwenden und daraus die notwendigen Schlußfolgerungen für die Politik zu ziehen¹⁴, begann das Herangehen der Partei an die Neugestaltung ihrer Theorie und Praxis mehr und mehr zu bestimmen.

Zweifellos war auch die Politik der KPCh nach 1949 bei der Wiederherstellung der durch den Krieg zerstörten Wirtschaft und in der Etappe der Verwirklichung des 1. Fünfjahrplans realitätsnah gewesen, auch wenn unter dem bestimmenden Einfluß Mao Zedongs die neudemokratische Entwicklung abgebrochen und die Aufgabe der Industrialisierung des Landes kurzerhand auf den Sozialismus verschoben worden war. In diesem Zeitraum hatte die chinesische Volksrepublik erstaunliche Erfolge auf ökonomischem Gebiet und bei einer anfänglichen Verbesserung des außerordentlich niedrigen Lebensstandards des Volkes erreichen können. Mitte der 50er Jahre, als die sozialistische Entwicklung einiger Länder Osteuropas durch die Zuspitzung gesellschaftlicher Widersprüche ernsthaft erschüttert wurde, existierte in China zwischen der Partei und den breiten Volksmassen ein unübersehbares Vertrauensverhältnis und besaß die VR China z.B. unter den um ihre nationale und soziale Befreiung kämpfenden Völkern ein hohes Ansehen (vgl. die Bandung-Konferenz von 1955).

In der Folge hatte jedoch die ultralinke Tendenz, die in der Geschichte der chinesischen Partei immer präsent war, die Oberhand gewonnen. In den Macht- und Richtungskämpfen entfernte sich die Partei immer mehr von den Realitäten. Verwiesen sei hier auf die verhängnisvollen Auswirkungen des Kurses der "drei roten Banner" (1958-1960) und der "Kulturrevolution" (1966-69). Diese realitätsferne Tendenz hatte sich schon Mitte der 50er Jahre angedeutet, als Mao Zedong vom Volk als dem "unbeschriebenen Blatt Papier" sprach, auf dem man die schönsten Schriftzeichen malen könne. Nicht nur, daß damit die Volksmassen als hohes Objekt angesehen wurden, ignoriert wurden zugleich das niedrige Kulturniveau, die tiefverwurzelten Einflüsse und Traditionen aus der alten Gesellschaft in ihrer gesellschaftlichen Tragweite und Auswirkung. In jener Zeit widerspiegelte sich die ultralinke und voluntaristische Linie auch in dem Slogan "je ärmer, desto revolutionärer", der in der nachfolgenden "Kulturrevolution" zum "Übergang in Armut" ausgeweitet wurde. Mit der Überbetonung eines von den ultralinken Positionen geprägten "Klassenkampfes zwischen den beiden Linien" in der Partei wurde die eigentliche Aufgabe nach der Errichtung der neuen Macht, die Konzentration auf die schnelle Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte, in den Hintergrund gedrängt.

Blicken wir auf die zurückliegenden 19 Jahre Reform- und Öffnungspolitik der KPCh zurück, so wird sichtbar, daß im Dezember 1978 eine grundle-

¹⁴ Siehe: Ausgewählte Schriften Deng Xiaopings (1975-1982), Beijing 1983, S. 130-143.

gende Wende hin zu einer Politik erfolgte, die von den realen Bedingungen und den sich daraus ergebenden Erfordernissen auszugehen bestrebt ist. Die "Suche der Wahrheit in den Fakten" gestaltete und gestaltet sich jedoch immer wieder schwierig und ist bei weitem nicht gradlinig. Das ist vornehmlich der Tatsache geschuldet, daß Denken in überholten Kategorien und Begriffen auf dem Boden allgemeiner Unterentwicklung ein besonders großes Beharrungsvermögen aufweist und das Beschreiten eines neuen Weges - wie man in China sagt - der Überquerung der unbekannten Furt eines Flusses gleicht, bei der man sich "von Stein zu Stein vorwärtstasten" muß. Die chinesische Partei hat es deshalb zu ihrem Arbeitsstil gemacht, Neues zuerst in einigen Bereichen und Regionen zu erproben, um Erfahrungen zu sammeln, die stark unterschiedlichen Gegebenheiten zwischen den Regionen in Rechnung zu stellen und mit verschiedenen Entwicklungsmodellen zu arbeiten. Damit sollen Fehler und Fehlentwicklungen rechtzeitig korrigiert werden, bevor sie die allgemeine gesellschaftliche Stabilität und Sicherheit infrage stellen können. Die historische Dimension der Umgestaltung, die in diesem Land von der Größe etwa Europas und einer Bevölkerung, doppelt so zahlreich wie die Afrikas, vor sich geht, und nicht zuletzt manche Fehler in der Politik lassen trotzdem immer wieder kritische Probleme (z.B. wachsende Arbeitslosigkeit in für uns kaum faßbaren Zahlen) und Situationen (z.B. gefährliche Überhitzung der Volkswirtschaft 1993) aufkommen. In diesen Prozessen hat die KPCh aber auch an Erfahrung gewonnen. So drückte der 15. Parteitag der KPCh (1997) die Entschlossenheit aus, "noch standfester und bewußter das Denken zu befreien und die Wahrheit in den Fakten zu suchen".¹⁵

Theorie Deng Xiaopings über den "Sozialismus chinesischer Prägung"

Die entscheidende Aussage der KP Chinas auf ihrem 15. Parteitag war das Bekenntnis zur Theorie Deng Xiaopings über den Aufbau eines "Sozialismus chinesischer Prägung".

Diese Theorie wird im Parteistatut als "das Produkt der Verbindung der Grundprinzipien des Marxismus-Leninismus mit der gegenwärtigen Praxis Chinas und den Besonderheiten der Epoche, die Fortsetzung und Entwicklung der Ideen Mao Zedongs, eine neue Etappe des Marxismus in China, der Marxismus des gegenwärtigen China und die Kristallisation der kollektiven Weisheit der KP Chinas ..." ¹⁶ erklärt. Ihre personelle Zuord-

¹⁵ Das Große Banner der Theorie Deng Xiaopings hoch erheben und den Aufbau eines Sozialismus chinesischer Prägung allseitig ins 21. Jahrhundert vorantreiben. Bericht an den 15. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas, gehalten von Jiang Zemin am 12. September 1997. In: Renmin Ribao v. 22.9.1997, chines.; siehe auch: Beijing Rundschau. Jg. 34, Nr. 40, 7. Oktober 1997, S. 13. Nicht mit Fußnoten versehene Zitate im nachfolgenden Text sind ebenfalls dieser Quelle entnommen.

¹⁶ Statut der KP Chinas (teilweise korrigiert auf dem 15. Parteitag der KPCh, am 18.8.97 angenommen). In: Renmin Ribao, Beijing, 23.9.97. chines.

nung wird damit begründet, daß - analog zu den Ideen Mao Zedongs - Deng Xiaoping ihr "Hauptbegründer" sei. Diese Theorie würde im Prozeß des sozialistischen Aufbaus weiterentwickelt werden.

Neben allgemeinen Erklärungen (Festhalten an "grundlegenden Errungenschaften" des wissenschaftlichen Sozialismus) und methodologischen Aussagen (schöpferische Übernahme und Weiterentwicklung der Theorie der Vorgänger, Suche der Wahrheit in den Fakten, Berücksichtigung der Weltlage und der Erfahrungen anderer sozialistischer Länder) heißt es zum Inhalt dieser Theorie:

1. Sie decke das Wesen des Sozialismus auf.

"Der Marxismus-Leninismus ... zeigt auf, daß die sozialistische Gesellschaft unbedingt an die Stelle der kapitalistischen Gesellschaft treten und sich letztlich zwangsläufig zur kommunistischen Gesellschaft entwickeln wird. Die Geschichte der letzten über hundert Jahre seit der Veröffentlichung des 'Manifests der Kommunistischen Partei' beweist, daß die Theorie des Wissenschaftlichen Sozialismus richtig ist und der Sozialismus eine starke Lebenskraft besitzt.

Das Wesen des Sozialismus besteht in der Befreiung der Produktivkräfte, der Entwicklung der Produktivkräfte, der Beseitigung der Ausbeutung und letztlich im Erreichen eines gemeinsamen Wohlstands."

Zu dieser allgemeine Standortbestimmung und Definition kann folgendes angemerkt werden:

Die KPCh bekennt sich augenscheinlich zu den grundsätzlichen Aussagen im "Manifest der Kommunistischen Partei" über den Sozialismus. Zugleich konzentriert sich ihre - von Deng Xiaoping übernommene - Charakterisierung des Wesens des Sozialismus weiterhin allein auf ökonomische Verhältnisse. Das ist erstaunlich, da sie in ihrer praktischen Politik den Begriff des Sozialismus bereits wesentlich weiter und umfassender handhabt. Sozialismus steht hier für sie z.B. auch für ökologisches Wirtschaften, Demokratie und Gesetz, einen sozialistischen Rechtsstaat, Bürgerrechte und eine moderne und hochentwickelte geistige Zivilisation. So kann durchaus davon ausgegangen werden, daß die gegenwärtige veränderte Sozialismus-Rezeption der KPCh lediglich der Beginn neuer Überlegungen ist, die sich im Prozeß der Umsetzung und Weiterentwicklung der neuen Gesellschaftsstrategie erweitern und anreichern werden.

2. Die Dengsche Theorie stelle ein neues wissenschaftliches System des Sozialismus für die VR China dar.

Die Theorie über den Aufbau eines Sozialismus chinesischer Prägung gebe "zum ersten Mal eine vorläufige, aber systematische Antwort auf eine Reihe grundlegender Fragen wie: Chinas Weg zum Sozialismus, Entwicklungsetappen, fundamentale Aufgaben, Triebkräfte der Entwicklung, äußere Bedingungen, politische Garantien, strategische Schritte, Parteiführung und Kräfte, auf die wir uns stützen, sowie die Wiedervereinigung un-

seres Vaterlandes." Sie sei "ein relativ vollständiges wissenschaftliches System, das die Philosophie, die Politische Ökonomie und den wissenschaftlichen Sozialismus verbindet und die Bereiche Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Technik, Bildung, Kultur, Nationalitäten, Militärwesen, Außenpolitik, Einheitsfront und Parteiaufbau einschließt".

Offensichtlich gehen hier Theorie und Politik der KPCh ineinander über. Das wird auch am Beispiel der von Deng bereits Ende der 70er Jahre aufgestellten "vier Grundprinzipien" deutlich - Festhalten am Sozialismus, an der demokratischen Diktatur des Volkes (ursprünglich Diktatur des Proletariats - H.P.), an der Führung durch die Partei und am Marxismus-Leninismus und den Ideen Mao Zeongs. In den Aktivitäten der KPCh zeigt sich aber auch eine enge Wechselwirkung von Theorie und Praxis, in die stets auch ein kräftiger Schuß Pragmatismus einfließt.

Anfangsstadium des Sozialismus

Ausgangspunkt und Grundlage der Theorie über den Aufbau eines Sozialismus chinesischer Prägung ist die Aussage, daß sich die VR China seit Mitte der 50er Jahre im "Anfangsstadium des Sozialismus" befinde. Der gesellschaftliche Hauptwiderspruch sei seitdem der "Widerspruch zwischen den wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnissen des Volkes und der rückständigen gesellschaftlichen Produktion". Daraus resultiere die Konzentration auf die Entwicklung der Wirtschaft als Hauptaufgabe.¹⁷ Der Klassenkampf würde zwar noch lange Zeit im bestimmten Umfang existieren, aber nicht mehr den Hauptwiderspruch bestimmen.

Diese These hat die KPCh in den 80er Jahren entwickelt, auf ihrem 13. Parteitag 1987 erstmals allseitig dargelegt und auf dem 15. Parteitag weitergeführt. Sie lautet in Kurzform: "Das Anfangsstadium des Sozialismus ist eine historische Periode, in der wir schrittweise der Unterentwicklung ein Ende setzen und die sozialistische Modernisierung im wesentlichen verwirklichen werden."

In diesem Zusammenhang heißt es, daß die Volksrepublik, als sie in die sozialistische Gesellschaft eintrat, die Unterentwicklung bei weitem noch nicht überwunden hatte. Aus heutiger Sicht der KPCh werden "mindestens 100 Jahre" (bis Mitte des 21. Jahrhunderts) benötigt, um diese Aufgabe zu lösen und volkswirtschaftlich das Niveau eines Schwellenlandes erreicht zu haben.

Die besondere Phase in der sozialistischen Entwicklung Chinas wird für mich überzeugend mit der historisch überkommenen ausgeprägten Zurückgebliebenheit des Landes begründet. Auch hierin folgt die KPCh der entsprechenden Leninschen Auffassung. Aus gängiger chinesischer Sicht war China zwar 1949 ein "halbkoloniales und halbfeudales" Land. Eingehende

Untersuchungen zeigen jedoch, daß sich die chinesische Gesellschaft zum Zeitpunkt des Sieges der neudemokratischen und nationalen Befreiungsrevolution noch weitgehend (vor allem in Mittel- und Westchina) auf einer vorkapitalistischen Entwicklungsstufe befand. Selbst nach Einschätzungen der KPCh auf ihren letzten Parteitag sind die ökonomischen Verhältnisse im Lande bis in die jüngste Zeit hinein zu einem "sehr großen Teil" durch die Natural- und Halbnaturalwirtschaft gekennzeichnet gewesen. Im Grunde haben sich diese traditionellen ökonomischen Verhältnisse erst mit der Wirtschaftsreform der letzten 19 Jahre umfassend aufzulösen begonnen. Im Bericht an den 15. Parteitag heißt es, daß trotz erheblicher Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte vor allem seit Ende der 70er Jahre "sich insgesamt gesehen die Situation, daß die Bevölkerung zahlreich, die Grundlagen schwach, die regionale Entwicklung ungleichmäßig und die Produktivkräfte unentwickelt sind, nicht grundsätzlich verändert hat". Das führe dazu, daß "dekadentes feudales und kapitalistisches Gedankengut und die Macht der Gewohnheit der Kleinproduzenten immer noch einen breiten Einfluß in der Gesellschaft haben".

Diese Situation verdeutlichen auch die Teile der Beschlüsse des 13. und des 15. Parteitages, in denen die grundlegenden Aufgaben, die im "Anfangsstadium des Sozialismus" gelöst werden sollen, niedergeschrieben sind:

- China aus einem Agrarland mit hauptsächlich manueller Arbeit in ein Industrieland mit moderner Landwirtschaft und einem modernen Dienstleistungswesen zu verwandeln,
- die chinesische Gesellschaft, für die Natural- und Halbnaturalwirtschaft typisch ist, in eine Gesellschaft mit entwickelter kommerzialisierter Wirtschaft umzugestalten,
- aus einer Gesellschaft mit einem großen Anteil von Analphabeten und Halbalphabeten und rückständiger Wissenschaft, Technik, Bildung und Kultur eine Gesellschaft mit einer relativ entwickelten Wissenschaft, Technik, Bildung und Kultur zu entwickeln,
- aus einer Gesellschaft mit einem großen Anteil armer Menschen und einem niedrigen Lebensstandard eine Gesellschaft zu schaffen, in der das Volk wohlhabend ist,
- die heutige Gesellschaft mit einer regional sehr unausgewogenen wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung in eine Gesellschaft umzugestalten, in der diese Unterschiede einen rationellen Charakter annehmen,
- Schaffung und Entwicklung einer sozialistischen Marktwirtschaft, eines politischen Systems der sozialistischen Demokratie und anderer Systeme, die relativ reif und voller Vitalität sind,
- schrittweise Verringerung des Abstands zum Weltniveau und Wiederaufleben der chinesischen Nation auf sozialistischen Grundlagen

¹⁷ XIII. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas. Materialien, Berlin 1988, S. 16.

Aus dieser strategischen Aufgabenstellung geht hervor, daß in der Volksrepublik China im "Anfangsstadium des Sozialismus" historische Aufgaben anstehen, die in anderen Ländern bereits durch den Kapitalismus gelöst worden sind - die Industrialisierung, die Vergesellschaftung der Produktion, die Kommerzialisierung¹⁸ der Wirtschaft. Hiervon ausgehend vertritt die KPCh die These, daß unter den Bedingungen des unterentwickelten China zwar das Stadium der vollen Entwicklung des Kapitalismus, aber nicht das Stadium der Warenwirtschaft (12. Parteitag) bzw. der Marktwirtschaft (15. Parteitag) übersprungen werden kann. Auch hierin stimmt sie grundsätzlich mit Lenin überein.

Die Position der KPCh erscheint logisch begründet, auch wenn kritisch eingewandt werden muß, daß für das Land vernünftige historische Ansätze (z.B. Industrialisierung im Rahmen der neudemokratischen Gesellschaft) von der Partei seinerzeit leider wieder aufgegeben worden waren.

Verbindung von Sozialismus und Marktwirtschaft

Der Aufbau einer Marktwirtschaft unter den Bedingungen der VR China, d.h. einer "sozialistischen Marktwirtschaft", beschloß auf Anregung Deng Xiaopings der 14. Parteitag im Jahre 1992. Dieser Schritt ergab sich folgerichtig aus der Entwicklung der Wirtschaftsreform in den 80er Jahren.

Im Oktober 1985 hatte sich Deng schon prinzipiell gegenüber einer US-Delegation hochrangiger Manager zum Verhältnis von Sozialismus und Marktwirtschaft geäußert: "Zwischen Sozialismus und Marktwirtschaft besteht kein grundlegender Widerspruch. Die Frage ist, mit welcher Methode man die gesellschaftlichen Produktivkräfte noch kräftiger entwickeln kann. Wir haben früher ständig Planwirtschaft betrieben. Die Praxis vieler Jahre hat jedoch bewiesen, daß, wenn man nur Planwirtschaft betreibt, die Produktivkräfte in gewissem Sinne gefesselt sein können. Verbindet man die Planwirtschaft mit der Marktwirtschaft, dann ist man besser in der Lage, die Produktivkräfte zu befreien und die Entwicklung der Wirtschaft zu beschleunigen."¹⁹ Damit setzte sich in der Partei allmählich die Auffassung durch, daß Planwirtschaft und Marktwirtschaft "lediglich" zwei verschiedene Methoden sind, die Volkswirtschaft zu entwickeln.

Man begann zu unterscheiden zwischen der allgemeinen Kategorie der Marktwirtschaft mit den ihr immanenten allgemeinen Gesetzen und gewissermaßen der angewandten Marktwirtschaft im Kapitalismus bzw. beim sozialistischen Aufbau. Als grundlegende Unterschiede der sozialistischen zur kapitalistischen Marktwirtschaft werden zwei Elemente herausgestellt: erstens die vor allem qualitative Dominanz des Gemeineigentums (staats-

¹⁸ Kommerzialisierung - chinesisch: shichanghua, in deutschsprachigen Materialien aus der VR China nicht korrekt mit "Marktorientierung" übersetzt. Der chinesische Begriff korrespondiert mit "Einführung der Marktwirtschaft".

¹⁹ Ausgewählte Schriften Deng Xiaopings, Bd. 3, Beijing 1993, S. 148-149.

und kollektiveigene Unternehmen sowie deren Elemente in Formen gemischten Eigentums, staatliches Eigentum an Grund und Boden) in einer vielschichtigen Eigentumsstruktur (einschließlich der Unternehmen aus- und inländischer Kapitaleigner), zweitens die Kontrolle und Regulierung der Volkswirtschaft durch den sozialistischen Staat.

Unter dem Begriff "planmäßige Warenwirtschaft" und der Orientierung, daß der Markt die ökonomischen Aktivitäten der Unternehmen präge, der Markt seinerseits jedoch durch den sozialistischen Staat kontrolliert und reguliert werde, wurde dieser neue Ansatz der KPCh in der 2. Hälfte der 80er Jahre bereits in den Prozeß der Wirtschaftsreform eingeführt. Im Wesen war damit die Orientierung auf eine "sozialistische Marktwirtschaft" bereits gegeben.

Ein weiterer Aspekt, der seit den 90er Jahren in diesem Prozeß immer stärker in den Vordergrund tritt, ist die Notwendigkeit, die in China entstehende "sozialistische Marktwirtschaft" mit der globalen Marktwirtschaft des Kapitalismus kompatibel zu gestalten; denn nur auf diesem Wege können im größtmöglichen Maße ausländisches Kapital angezogen wie überhaupt die Vorzüge des internationalen Austauschs und der internationalen Kooperation für die Modernisierung des eigenen Landes genutzt werden. Das ist natürlich eine nicht ungefährliche Gratwanderung, zumal der Druck von außen auf China, sich dem internationalen Kapital immer weiter zu öffnen²⁰, die latente Gefahr in sich birgt, daß der angestrebte Aufbau eines Sozialismus chinesischer Prägung untergraben werden und schließlich in eine Kapitalherrschaft umschlagen kann. Das internationale Kapital nutzt natürlich auch in der chinesischen Volksrepublik jede sich bietende Möglichkeit nicht nur, um größtmöglichen Profit zu erzielen, sondern auch, um seine politischen Ziele zu erreichen.

Zum gegenwärtigen Kurs der KP Chinas dürfte es dennoch keine reale Alternative geben. Um den Aufbau des Sozialismus chinesischer Prägung überhaupt absichern zu können, ist die KPCh gezwungen, die Volkswirtschaft auf einer stabilen Grundlage anhaltend beschleunigt zu entwickeln und zu modernisieren. Nur so kann sie die Voraussetzung dafür schaffen, das Lebensniveau des Volkes ständig zu heben und zugleich die ökonomische und wissenschaftlich-technische Kluft zwischen China und den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern unaufhörlich zu verringern. Das wiederum ist die grundlegende Voraussetzung für die Wahrung der Stabilität in der gesellschaftlichen Entwicklung. Vor allem angesichts neuer großer Herausforderungen im Innern des Landes (Reform der Staatsunternehmen, Bekämpfung zunehmender Arbeitslosigkeit, Beschleunigung der politischen Reform u.a.) wird es schwieriger und komplizierter werden, diesen Weg so erfolgreich und in einem solchen Tempo wie bisher fortzusetzen.

²⁰ Das zeigt sich gegenwärtig z.B. in dem unverhüllten und massiven politischen Druck der USA auf die VR China hinsichtlich der Bedingungen für die Aufnahme des Landes in die WTO.

Die KP Chinas hat für die Entwicklung des Sozialismus in der Volksrepublik Neuland beschritten.

Was bei W.I. Lenin größtenteils noch Vision war, hat in der gesellschaftlichen Praxis der VR China eine Dimension anzunehmen begonnen, die weit über das damalige Sowjetrußland hinausgeht und viel Eigenständiges in die Diskussion über heutige Bedingungen und Möglichkeiten für unterentwickelte Länder einbringt, direkt zum Sozialismus überzugehen.

Der Ausgang dieses großen historischen Experiments wird ohne jeden Zweifel eine weit über das "Reich der Mitte" hinausreichende theoretische und praktische Bedeutung haben.

28 Die Rote Luze

... die Kinderkrankheit im Kommunismus

Hegemonie ★ Nietz-
sche ★ Herrschaft ★
Schwertfisch ★ Tag
ohne Heimat ★ Süd-
afrika ★ Most ★ Auf-
mupf ★ Psychologie
und noch mehr ...

Das Jahresabo (4 Hefte) kostet 20,- DM.

Probeheft anfordern bei:

Publizistische Studiengemeinschaft

Rankestraße 31

10789 Berlin

oder e-mail: luzi@glasnost.de

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

34

Sozialdemokratie oder ökosozialer Umbau?

Ende der Lohngesellschaft; ein planetarisches Selbstverwaltungsmodell; Proletariat aller Länder - versichert Euch! Gewerkschaftspolitik und Globalisierung; Jospins Linksregierung, Blairs New Labour, Schröders und Lafontaines „Innovation und Gerechtigkeit“ - Neue Sozialdemokratie? Grüne Mittelstandspolitik und die Zukunft des Dritten Sektors

A. Gorz, P.M., M.R. Krätke, H. Schäppi, W. Schöni,
H. Kleger, J. Steinhilber, M. Wendl, J. Bischoff,
A. Demirovic, Th. Heilmann, F.O. Wolf

Diskussion

A. Hufschmid: Zapatismus - Low Intensity Revolution
H. Thiele: Landlosenbewegung in Brasilien und die
Gewalt von Staat und Militär
C. von Werlhof: Frauen, Wissenschaft, Naturverhältnis:
Was heisst Patriarchatskritik heute?

Marginalien / Rezensionen / Zeitschriftenschau

212 Seiten, Fr./DM 21.- (Abonnement 36.-/38.-)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH-8026 Zürich
Probeheft anfordern Tel./Fax 01 - 273 03 02

Ungleichheit als Projekt

Sein und Schein von "Globalisierung" und "Neoliberalismus" standen am 28./29. November im Rahmen der Tagung "Ungleichheit als Projekt" unter Federführung des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler¹ in den Räumlichkeiten der Philipps-Universität Marburg auf der Tagesordnung. Vor rund 400 TeilnehmerInnen leisteten zahlreiche ReferentInnen im Vorgriff auf einen vorgelegten Entwurf für eine Konferenzklärung ihren Beitrag zu der dort formulierten Aufforderung an Intellektuelle und WissenschaftlerInnen, durch "Analysen ökonomischer, politischer und sozialer Grundprozesse" zur "Entmystifizierung der Globalisierung als Rechtfertigungsgrund für jede Art von gesellschaftlichem Rückschritt und als Herrschaftsinstrument zur Forcierung aller Arten von Ungleichheit" beizutragen. Die weltweit und im nationalstaatlichen Rahmen wachsenden sozialen Ungleichheiten seien zu thematisieren, scheinbaren Sachzwängen zur Deregulierung Überlegungen zur Re-Regulierung gegenüber- und solidarische Entwicklungsalternativen vorzustellen. Die Auseinandersetzung mit dem "neuen Imperialismus des ökonomischen Arguments" (BdWi-Geschäftsführer *Rainer Rilling* bei der Eröffnung der Tagung) fand neben den gemeinsamen Veranstaltungen zu Beginn und zum Ende der Tagung in parallel verlaufenden Arbeitsgruppen mit den Themen "Inklusion und Exklusion in der Weltwirtschaft", "Das Weltsystem nach dem Ende der Systemkonkurrenz: Europa", "Globalisierung der Finanzmärkte - Internationale Wettbewerbsfähigkeit - Regulierung", "Ungleiche Raumregulation", "Standort - vor Ort: Kultur", "Standort - vor Ort: Hochschule", "Neoliberalismus: Ideologien, Denker, Akteure", "Globalisierung und gesellschaftliche Transformation" und "Standort & Politik: der schlanke Standortstaat" statt.

Globalisierung und Neoliberalismus

In der Auftaktveranstaltung am Freitagabend setzten sich *Elmar Altvater*, *Wolfgang Fach* und *Michael Krätke* mit "Globalisierung", "Solidarität" und "Neoliberalismus" auseinander. In der Auseinandersetzung mit Thesen, die sich gegen eine qualitative Veränderung durch Globalisierung richten oder auf eine Relativierung ihrer Bedeutung hinauslaufen, betonte *Elmar Altvater* (FU Berlin) den "realen Gehalt" der Globalisierung und die mit ihr verknüpften weitreichenden Veränderungen. Wechselkurse, Zinsen und Warenpreise seien aufgrund ihres Einflusses auf Löhne, Steuern etc. zu weltmarkvermittelten Parametern für gesellschaftliches Handeln gewor-

den. Immer weitere Räume würden erschlossen und für Märkte erobert: "Weiße" wie "rote Flecken" seien von der Landkarte verschwunden, und auch "Nano-Räume" würden - mit Hilfe der Gentechnologie - erschlossen, während es gleichzeitig schwieriger geworden sei, Alternativen zu ihrer kapitalistischen Verwertung zu benennen. Daß der relativ junge Begriff der "Globalisierung" an die Stelle der Begriffe "Imperialismus" und "Kolonialismus" getreten sei, bringe zum Ausdruck, daß die gegenwärtige Entwicklung nicht mehr aus nationalstaatlicher Perspektive analysiert werden könne.²

Der Globalisierungsdiskurs habe zwar auch eine ideologische Komponente, könne jedoch nicht auf Ideologie reduziert werden: Er sei u.a. durch das neoliberale Deregulierungsprogramm - und einer damit zum Teil verbundenen "Beschleunigung" - "geschichtsträchtig" geworden, in der Form des Währungs- und Steuerwettbewerbs, der Warenkonkurrenz auf deregulierten Transportmärkten und durch "Innovationen" auf den Finanzmärkten.

Neben der Ökonomie seien auch andere Bereiche betroffen, die sich beispielhaft an der Entwicklung von Englisch zur Weltsprache, Auswirkungen von WTO-Abkommen oder auch der Dominanz des US-Rechtssystems im internationalen Vertragsrecht festmachen ließen. Die globalisierungsbedingte Vereinheitlichung könne der "kulturellen Evolution" und damit auch "Innovation" entgegenwirken. Von Altvater nicht unerwähnt blieben schließlich auch die ökologischen Grenzen des neoliberalen Entwicklungsmodells und die Unfähigkeit des Neoliberalismus, den ökologischen Diskurs in den ökonomischen zu integrieren.

Wolfgang Fach (Uni Leipzig) näherte sich dem "Neoliberalismus in den Köpfen" über eine Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Auffassungen über die Bedeutung von "Solidarität". Ursprünglich vom Proletariat als Kampfbegriff gegen Bourgeoisie und Lumpenproletariat (als potentielle Handlanger der Borgenusie) ins Feld geführt, habe sie bei Durkheim dem Zerreißen der sich arbeitsteilig ausdifferenzierenden Gesellschaft entgegenwirken sollen. Nachdem sie die Form eines "Versicherungsvertrages" angenommen habe, sei angesichts der zunehmenden Massenarbeitslosigkeit eine neue Variante aus der Taufe gehoben worden: Lohnpolitische Zurückhaltung aus Solidarität mit den Arbeitslosen. Eine weitere Spielart jüngerer Datums böte der Kommunitarismus mit seiner Solidarität kleiner Gruppen in der "kalten" Gesellschaft, in der das Lumpenproletariat zurückkehre - nicht mehr als Spaltmaterial der Bourgeoisie, sondern als gesellschaftlicher Bodensatz bewertet. Nach neoliberalen Vorstellungen verhinderten nun gerade das mit der freiheitlichen Existenz verbundene Risiko und die individuelle Verantwortung die Enttrivialisierung des Lebens -

¹ Veranstalter waren: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Forschungsgruppe Politische Ökonomie des Instituts für Politische Wissenschaft der Universität Marburg, Institut für Politische Wissenschaft der Universität Marburg, ASa der Universität Marburg, AgF Marburg, Hans-Böckler-StipendiatInnengruppe, Deutscher Gewerkschaftsbund Mittelhessen, Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaft.

² Auf Nachfrage vertrat Altvater in der Diskussionsrunde die Auffassung, daß sich Lenins Imperialismustheorie zumindest in den nächsten Jahrzehnten nicht zur Analyse der Entwicklung eigne.

eines "Lebens des Spätes". Behauptet werde die Möglichkeit, "Glück" und "Reichtum" voneinander zu trennen, das Credo des "verinnerlichten Glücks" werde erhoben. Als "Solidarität der Ausgeflippten" reduziere diese sich auf eine ästhetische Qualität. Mit dem alten Liberalismus und seinen sozialen Idealen gehe es demgegenüber zu Ende.

Diese Auffassung teilte auch *Michael Krätke* (Uni Amsterdam). Am Neoliberalismus als politischer Theorie im Gewande der Ökonomie sei vieles nicht neu und vieles nicht liberal. Politische Theorie werde im Markt aufgelöst, der Markt als Leitbild gesellschaftlicher Ordnung werde in die Politik zurückübersetzt. Im altliberalen Weltbild habe er Zwecken gedient, im Neoliberalismus bestimme der Markt die Zwecke. Mit dem *laissez faire* habe sich einmal ein gesellschaftlich-emanzipatorischer Gehalt verbunden, nun ginge es darum, den Markt vom Staat zu emanzipieren - bei staatlich aufgezwungenem Marktzwang für jeden einzelnen.

Unter dem Deckmantel scheinbarer Sachzwänge wie der Globalisierung, die eigentlich Resultat politischen Handelns sei, und mit Schuldzuweisungen für ökonomische Krisen an die Politik käme es zu einer Depolitisierung der Wähler, während Reichtum und politische Macht wieder zusammenwüchsen. Mit der Frage nach dem Sinn politischen Engagements in Anbetracht angenommener Sachzwänge läge es schließlich aus einer solchen Perspektive auch nahe, die Frage nach dem Sinn von "Demokratie" zu stellen. So hätten Neoliberale keine Schwierigkeiten mit Diktaturen, wenn diese die "Freiheit der Märkte" förderten.

In der Diskussion warf *Ingrid Kurz-Scherf* (Uni Marburg) die Frage auf, ob es nicht wichtig sei, den Ursachen für die Attraktivität der Märkte nachzugehen, und forderte, in der Analyse über eine die Unterschiede von einzelnen Märkten ignorierende und dann notwendig abstrakte Auseinandersetzung mit diesen hinauszugehen. *Thomas Sauer* (GRÜNE/Landesvorstand Bayern) kritisierte an den Beiträgen den Mangel einer theoretischen Fundierung, sie seien zumeist auf der Ebene einer "feuilletonistischen Aufarbeitung" verblieben. Von anderer Seite wurde angemerkt, daß die drei Beiträge den Eindruck eines Siegeszuges des Neoliberalismus erweckt hätten - ob es keine Gegenbewegung gebe?

Politische Handlungsmöglichkeiten und Alternativen

Um die Frage nach den "Handlungsmöglichkeiten der Politik" und Akteuren einer Gegenbewegung ging es im Anschluß an die Arbeitsgruppen in der Abschlußveranstaltung am Samstagnachmittag, moderiert von *Sabine Reiner* und *Dieter Plehwe* (WZ Berlin/Uni Marburg). *Thomas Sauer* stellte wirtschaftspolitische Handlungsmöglichkeiten aus Sicht der GRÜNEN vor. Globalisierung werde als realer Prozeß gefaßt, in dem die europäische Ebene gegenüber dem Nationalstaat entscheidend an Gewicht gewinne. Die europäische Integration dürfe nicht nur als Bedrohung, sondern müsse auch als Chance gesehen werden, und sie zeige, daß es möglich sei, Globa-

lisierung zu gestalten. Ein zurück zur "keynesianischen Politik der Siebziger" sei nicht möglich, eine neue Wirtschaftspolitik, u.a. mit dem Ziel einer nachhaltigen ökonomischen Entwicklung erforderlich. Leitbilder müßten die Lebensqualität und die ökonomische Binnenentwicklung sein. Ein Umbau der Sozialversicherungen sei erforderlich, und in den wohlhabenden Ländern gehöre auch "Selbstbeschränkung" auf die Tagesordnung. Es bedürfe einer aktiven Unternehmenspolitik. WTO und GATT seien zu reformieren, die Einführung von Sozialstandards soll Sozialdumping ausschließen. Auf der europäischen Ebene ginge es um wirtschaftspolitische Koordination und die Regulierung von ökonomischen Prozessen, insbesondere auch auf den Finanzmärkten.

Gegen den behaupteten Bedeutungsverlust der nationalstaatlichen Ebene wendete sich *Detlef Hensche* (IG Medien). Nationalstaatliche Politik sei weiterhin möglich, zentral seien die öffentliche Förderung von Beschäftigung und die Frage nach der Verwendung des hiesigen Reichtums, damit verknüpft die Auseinandersetzung um Vermögens-, Erbschafts-, Körperschafts- und Einkommenssteuern. Auch über die Umverteilung von Arbeit sei zu diskutieren. Die Sozialversicherungssysteme sollten im Hinblick auf die Möglichkeit reformiert werden, zwischen verschiedenen Phasen der Beschäftigung zu wechseln. Voraussetzungen zur Umsetzung der Reformen sei allerdings eine breite soziale Bewegung, die sich nicht auf den Anspruch reduziere, Mängel zu verwalten. Fehleinschätzungen in den eigenen Reihen, z.B. die Standortretorik, seien zu überwinden und Hierarchien in den eigenen Reihen - hervorgerufen durch Beschäftigungsverhältnisse, Arbeitszeitregelungen oder durch die Geschlechtszugehörigkeit vermittelt - zu bekämpfen.

Gegen die Annahme "äußerer" Bedingungsfaktoren für soziale Ungleichheit argumentierte *Ingrid Kurz-Scherf* (Uni Marburg). Die Ursachen lägen vielmehr in der Gesellschaft. Ein wesentliches Problem läge darin, daß der Gesellschaft ein gewisser Typus von Arbeit - die produktive Tätigkeit - ausginge, die Wirtschafts-, Sozial- und Arbeitsverfassung jedoch an dieser ausgerichtet seien. Der gegenwärtige Globalisierungsdiskurs lenke von den inneren Ursachen ab, blockiere die Veränderungsbereitschaft und stabilisiere bestehende Hierarchien - er sei ein Männermythos. Die Mobilisierung sozialer Gegenmacht stieße auf die Schwierigkeit, daß die wesentlichen Konfliktlinien nicht mehr nur zwischen Kapital und Arbeit verliefen, sondern quer zu ihnen, z. B. auch die Gewerkschaften durchzögen. Bei der Suche nach "transzendentalpragmatischen Konzepten" sei deswegen auch über Wege nachzudenken, Gegenmacht zu mobilisieren, und es stelle sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob ein Einkommensverzicht als symbolischer Akt der Solidarität mit Erwerbslosen nicht eine mobilisierende Wirkung haben könne. Drei auf verschiedenen Ebenen angesiedelte politische Allianzen böten sich an: Ein rot-grünes Bündnis, die Zusammenarbeit von Gewerkschaften, Kirchen und anderen außerparlamentarischen Akteuren sowie den Oppositionsparteien und drittens auf internationaler

Ebene eine Stärkung französisch-deutscher Positionen (bei entsprechendem Bundestagswahlausgang) gegenüber denen von Blair und Clinton.

Für *Jörg Huffschild* (Uni Bremen) bleibt die nationalstaatliche Ebene zur Durchsetzung von politischen Reformen für politische Akteure von zentraler Bedeutung. In einem komplexen Keynesianismus mit staatlichen Beschäftigungsprogrammen und veränderten wirtschaftspolitischen Prioritäten könnten die Probleme bewältigt werden. Gegen Kurz-Scherf gewendet betonte er, daß in der Verteilungsfrage auch weiterhin die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit an erster Stelle stünde.

Die Zunahme sozialer Auseinandersetzungen wiesen nach *Frank Deppe* (Uni Marburg) darauf hin, daß der Neoliberalismus an seine Grenzen gestoßen sei. Gleichzeitig verdeutlichten verschiedene Anpassungsvarianten an die veränderten Problemlagen die Existenz politischer Entscheidungsspielräume. Der Neoliberalismus verdanke seinen Erfolg der Tatsache, daß er sich in den Köpfen der Leute festgesetzt habe, es sei die Aufgabe der Intellektuellen, die Auseinandersetzung um Ideologien und Werte zu führen und die Attraktivität des Neoliberalismus in Frage zu stellen. Der Zustand der Intellektuellen allgemein und an den Hochschulen im besonderen sei im Hinblick auf die kritische Auseinandersetzung mit dem herrschenden Diskurs allerdings katastrophal. Die Aufgabe liege im Kampf um die Erneuerung der Potentiale kritischen Denkens, eine Trennung in "innen" und "außen", wie von Kurz-Scherf vorgenommen, sei dabei nicht möglich. Es bedürfe der Arbeit an fundamentalen, grundsätzlichen Alternativen, und schließlich müsse das kritische Potential mit Widerstandsbewegungen verbunden werden - links von rot-grün.

In einer zweiten Runde nahm die Diskussion an Heftigkeit zu, als Kurz-Scherf das Festhalten an der politischen Relevanz der nationalstaatlichen Ebene mit dem Verweis, daß die BRD als Nationalstaat schließlich von ihrer Position auf internationaler Ebene profitiere, mit nationalistischen Positionen in Verbindung brachte und in der Auseinandersetzung um Vollbeschäftigung ein Festhalten an überkommenen Vorstellungen des Normalarbeitsverhältnisses kritisierte. Insbesondere Huffschild setzte sich gegen den Verdacht auf nationalistisches Gedankengut zur Wehr und betonte, daß ein Festhalten am Vollbeschäftigungsziel nicht einer Neuorientierung im Verständnis von "Normalarbeitsverhältnissen" entgegenstehe.

AG 8³: "Globalisierung und gesellschaftliche Transformation"

Die Zahl der ReferentInnen hatte sich in der von *Klaus Dörre* (Universität Jena) moderierten Arbeitsgruppe durch kurzfristige Absagen auf drei reduziert. *Max Koch* (Berlin), dessen Projekt sich mit den Veränderungen der europäischen Arbeitsmarktpolitik vor dem Hintergrund veränderter Klassenbeziehungen befaßt, erläuterte unter dem Titel "Underclass, social exclusion und soziale Ungleichheit" die Schwierigkeiten, die eine einfache Übertragung US-amerikanischer Theorien sozialer Ungleichheit auf die bundesdeutsche Debatte mit sich bringt. Die deutsche soziologische Debatte sei dadurch gekennzeichnet, daß sie ohne den Klassenbegriff operiere und sich stattdessen auf Konzepte von Lebensstil, Pluralismus und Individualisierung beziehe. Der Individualisierungsdiskurs nach Beck sei jedoch nicht in der Lage, Ungleichheit adäquat zu fassen, sondern bewirke indirekt eine Stärkung neoliberaler Konzepte. Tatsächlich, so die These des Referenten, sei eine neue Sozialtheorie notwendig, die nicht auf Erwerbsarbeit zentriert sei und mit der man die deutsche Entwicklung fassen könne, da sich neue soziale Spaltungen nicht in die klassischen Konzepte der sozialen Ungleichheit einfügen.

Max Koch beschreibt das Underclass-Konzept nach Devine und Wright als ein Zusammenspiel von vier Dimensionen: der ökonomischen Lage, der sozialpsychologischen Dimension, der Verhaltensdimension und der räumlichen und ökologischen Dimension. Nur alle vier Dimensionen zusammen würden den Begriff der Underclass rechtfertigen. Anhand der drei Soziologen Dahrendorf, Kronauer und Murray, die von verschiedenen politischen Hintergründen aus argumentieren, ging Koch der Frage nach, inwieweit sich dieses Konzept auf deutsche Verhältnisse übertragen lasse. Sein Fazit: Das amerikanische Konzept der "underclass" rege zwar durchaus Diskussionen an, passe aber nicht auf die korporatistischen sozialstaatlichen Beziehungen Westeuropas. Koch empfahl deshalb, "underclass" als soziologischen Entwurf nicht zu gebrauchen, solange die Sozialstrukturdaten nichts Gegenteiliges anzeigten. Stattdessen müsse ein Konzept entwickelt werden, mit dem der Offenheit der europäischen Situation Rechnung getragen werde, wie z.B. das der sozialen Ausschließung, das auch weniger einem hierarchischen als vielmehr einem dualistischen Gesellschaftsbild folge.

Die sich anschließende Diskussion stellte zum einen die Dimensionen des Underclass-Konzeptes in Frage. Schließlich seien diese - gerade was die sozialpsychologische Dimension angeht - ja nur schwer meßbar und von

³ Leider schafften wir es nicht, Berichte aus mehr als den zwei hier vorgestellten Gruppen zu organisieren, von denen andere TagungsteilnehmerInnen in den Pausen Interessantes berichteten. Die Auswahl dieser beiden AG's ist allein auf die Interessen der BerichterstatterInnen zurückzuführen.

daher mit Vorsicht zu übernehmen. Eine weitere Diskussion drehte sich um die Frage, inwieweit soziale Unsicherheit zu einer Entsolidarisierung führt und wie mit dem Konfliktpotential umgegangen wird.

Der sich anschließende Vortrag von *Philip Wotschack* (FU Berlin) behandelte das Thema "Umkämpfte Zeit. Soziale Ungleichheit im Licht moderner Zeitstrukturen". Vor dem Hintergrund der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, das nicht nur auf dem Konzept der Hausfranebene beruhte, sondern gleichzeitig unsoziale Arbeitszeiten nur als Ausnahme kannte, hätten neue Arbeitszeitkonzepte Aufwind. Die Diskussion dieser Konzepte sei bestimmt durch drei Dimensionen, nämlich Dauer, Lage und Mitbestimmung bei der Festlegung von Arbeitszeiten. Flexibilisierung sei in diesem Kontext charakterisiert durch die Ausdehnung der Betriebsnutzungszeiten, der Anpassung der Arbeitskräfte an die Betriebszeiten und den Wunsch nach einer Verbilligung von Arbeit. Derzeit bestehe eine kulturelle Hegemonie der Neoliberalen, die sich auch und insbesondere auf die Frage "Wer entscheidet über die Arbeitszeiten, die Betriebe oder die Individuen?" auswirke. Wotschack nannte das Beispiel "Teilzeit", um zu zeigen, daß Gewerkschaften das Thema Arbeitszeit durch ihre eigene Orientierung am Normalarbeitsverhältnis und der männlichen Erwerbsbiographie verpaßt haben. Dies habe zur Folge, daß sich die Konflikte um Arbeitszeit auf die betriebliche Ebene verlagerten, wo die Gewerkschaften am schwächsten seien. Philip Wotschack beendete seinen Vortrag - unter Hinweis auf verschiedene Studien, in denen die Zeitverwendung der Bevölkerung untersucht wurde - mit der These, daß soziale Ungleichheit viele Gesichter habe und Zeit eine wichtige Dimension davon sei. Zeitautonomie sei demnach eindeutig hierarchisch gestaffelt, insbesondere nach Geschlecht und sozialer Lage. Die Diskussion betraf die Frage, ob Frauen, die zum einen bereits häufig mit kürzeren flexiblen Arbeitszeiten arbeiten und zum anderen auch in jenen Branchen, in denen das Normalarbeitsverhältnis eine Ausnahmeerscheinung ist (Dienstleistungen), die Vorreiterinnen einer Entwicklung seien, von denen in der nahen Zukunft auch Männer verstärkt betroffen sein werden. Kritisiert wurde allerdings, daß die Bedeutung von der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen ethnischen Bevölkerungsgruppen im Vortrag von Philip Wotschack zu kurz kam. Für eine aktive Gestaltung der neuen Arbeitszeitformen ist es notwendig, diese nicht grundsätzlich abzulehnen, sondern die mit ihr verbundenen Möglichkeiten zu nutzen und sich zum Beispiel auch für eine bessere finanzielle und soziale Form von Teilzeitarbeit einzusetzen.

Uta Ruppert (Universität Gießen) sprach abschließend zum Thema "Globalisierung, global governance und internationale Frauenbewegung". Anhand aktueller Zahlen zur sozialen und politischen Lage von Frauen führte sie aus, daß sich globale Ungleichheit für Frauen in einem besonderen Maße bündelt. Weltpolitik müsse in diesen Prozeß ausgleichend eingreifen. Allerdings seien die für diesen Eingriff vorgesehenen Instanzen und Institutionen ebenfalls nicht demokratisch, gerade was die Beteiligung

von Frauen angeht. Notwendig sei von daher die Intervention von Nichtregierungsorganisationen (NGO) im allgemeinen und im besonderen die von Frauen, auch wenn diese sich auf einem widersprüchlichen Feld bewegen, da sie sich jenen Institutionen anschließen müssen, die die Geschlechterhierarchie im allgemeinen reproduzieren. Somit stelle sich das für die Frauenbewegung "alte Thema" von Autonomie und Institutionalisierung auf der globalen Ebene neu. Global governance als netzwerkförmige Steuerung von Teilaspekten der Globalisierung zeichne sich, so Uta Ruppert, durch drei Aspekte aus. Zum einen liege Global governance parallel zu den hegemonialen Gremien, wie beispielsweise der Weltbank. Außerdem würden durch global governance verschiedene Handlungsebenen und Akteure miteinander verknüpft (global/national/lokal) und somit die Möglichkeit der Einbeziehung von "weichen" Themen in die Debatte ermöglicht. Drittens - und dies stelle sich wieder als Einschränkung dar - integriere global governance Teile der NGOs nach funktionalistischen Gesichtspunkten, was sich gerade bei der Debatte um Politikverlust der internationalen Organisationen bemerkbar macht. Eine wichtige Frage ist, wie die NGOs ihre Position stärken können und wie Frauen, die noch immer die schwächste Lobby haben, ihre Interessen durchsetzen können. Zum Abschluß und auch in der Diskussion wurde es als Problem gewertet, daß die deutsche Frauenbewegung - soweit es sie noch gibt - und die internationale Frauenbewegung kaum etwas miteinander zu tun haben, was unter anderem dazu führe, daß das internationale Zusammenwirken von Frauen, wie z.B. die Rezeption der Weltfrauenkonferenz in Peking, oftmals unterschätzt werde. Uta Ruppert wies darauf hin, daß derzeit ein Zusammenwirken von Frauen weniger auf der europäischen und nordamerikanischen Ebene stattfindet als auf der südlichen Erdhalbkugel.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß die Arbeitsgruppe eine Gelegenheit gab, sich mit den Fragen von (neuer) Ungleichheit anhand konkreter Beispielen auseinanderzusetzen, sowohl was die theoretischen Konzepte als auch die praktischen Erfahrungen betrifft. Bedauerlich war m.E., daß es nicht mehr gelang, die Ergebnisse der Arbeitsgruppe wieder auf jene "globale" Debatte zu bringen, mit der die Tagung am Abend zuvor von den drei Referenten (Altwater/Fach/Krätke) eröffnet worden war.

AG 9: Standort & Politik: der schlanke Standortstaat

In der Arbeitsgruppe "Standort und Politik: Der schlanke Standortstaat", moderiert von *Hans-Jürgen Bieling* (Uni Marburg), standen neben der Frage nach einer veränderten Staatlichkeit die nach der Tragfähigkeit neoliberaler Konzepte und Überlegungen zum gewerkschaftlichen Handeln auf der Tagesordnung.

Im ersten Beitrag verwies *Frank Deppe* (Uni Marburg) auf die jüngsten Gegenbewegungen zum neoliberalen Programm der Entstaatlichung, zur These des Souveränitätsverlustes des Staates und zur Kritik am Wohl-

fahrtsstaat. "Globalisierung" werde zunehmend kritisch diskutiert und in der neueren Staatsdebatte würde zunehmend die Regulierung von Finanz- und Arbeitsmärkten angemahnt. Allerdings drückten sich in dieser Gegenbewegung auch zunehmend Sorgen der herrschenden Klasse aus. Da der Staat einen Doppelcharakter habe, in dem er einerseits die Herrschaftsverhältnisse durch die Verteidigung des Privateigentums sichere, andererseits aber auch Aufgaben der allgemeinen Reproduktion übernehme und dazu über eine relative Autonomie verfügen müsse, existiere Raum für politische Auseinandersetzungen, auch in den einzelnen Staatsapparaten.

Gegen die These eines Bedeutungsverlustes des Staates spreche n.a. die im Verlauf des Jahrhunderts erheblich angestiegene Staatsquote. Auch Kürzungen von Leistungen im sozialstaatlichen Bereich änderten nichts an diesem Trend, da die Gesamtausgaben mit der Zunahme von Armut und aufgrund des demographischen Trends weiter anstiegen.⁴

Allerdings werde der Wohlfahrtsstaat als keynesianischer Wohlfahrtsstaat heute oftmals als "Zivilisierung des Kapitalismus" verklärt, ohne die Grundlagen für seine Durchsetzung und Entwicklung zu berücksichtigen: Das Wirtschaftswachstum der ersten Nachkriegsjahrzehnte, der Schock des Zweiten Weltkrieges, die Systemkonkurrenz, die starke Arbeiterbewegung, Bretton Woods und die Bedeutung der Rüstungswirtschaft. Von links sei dieser Wohlfahrtsstaat auch als "Wohlfahrtsstaat des männlichen weißen Facharbeiters" zu kritisieren.

Während nun die Krise des Kommunismus im Sinne einer Krise etatistischer Emanzipationsstrategien gedeutet werden könne und auch die Krise der Staaten in der Dritten Welt sowie des Keynesianismus bzw. des nationalen Wohlfahrtsstaates für eine Krise des Etatismus sprächen, seien auch die dem gegenüberstehenden Tendenzen - das Entstehen neuer Staaten in der ehemals sozialistischen Region und auch die autoritären Staaten in Asien - zu berücksichtigen. Letztlich stelle sich die Frage nach dem Ausmaß eines staatlichen Souveränitätsverlustes und nach dem Umfang eines Einflusses der Märkte auf die Politik (Transformation zum Wettbewerbsstaat?). Es könne und müsse aber auch nach politischen Gestaltungs- und Lösungsmöglichkeiten gefragt werden.

Mit dem schlanken Staat als Programmpunkt des neoliberalen Diskurses beschäftigte sich *Wolfgang Fach* (Uni Leipzig). Während die Notwendig-

⁴ In der späteren Diskussion warf Hans-Jürgen Urban die Frage auf, ob die These eines Souveränitätsverlustes des Staates angesichts dieser Entwicklung nicht gänzlich in die Irre führe. Müsse aufgrund der immer weiter reichenden Eingriffe des Staates in die Gesellschaft nicht vielmehr die Frage nach dem Umgang mit einem immer weiter expandierenden Staat gestellt werden? Frank Deppe führte die Frage nach dem Umgang mit dem (Sozial-)Staat auf die ältere Frage nach der Einschätzung des Sozialstaates zurück: Sei er eine "Täuschung" oder könne die Auseinandersetzung um die Ausgestaltung und Demokratisierung der Staatsfunktionen Gegenstand linker Politik sein?

keit, den Staat zu reformieren als solche nicht in Frage stehe - Schwierigkeiten im Umgang mit neoliberalen Positionen seien u.a. darauf zurückzuführen -, gehe es um die Frage nach der Abschaffung des Staates, nach den Gründen für diese Forderung und die Positionierung zu ihr.

Die "Verschlankung" des Staates laufe nach neoliberalen Vorstellungen nicht auf eine Modernisierung, sondern auf eine Abschaffung des Staates hinaus. Allerdings sei dies nicht mit einer Verdrängung von Politik gleichzusetzen, sondern mit einem Souveränitätsverlust des Staates, den dieser ansatzweise schon im Zuge der Zuschreibung von zum Markt komplementären Aufgaben erlitten habe. Aber Politik solle den Staat abbauen, und angestrebt werde der Aufstieg eines charismatischen politischen Unternehmertyps, "moderne Cäsaren werden zu politischen Managern der Marktanpassung". Damit einher gebe die Erwartung, daß sich Regionen zu neuen souveränen Einheiten entwickelten, allerdings lediglich mit den Möglichkeiten, auf Rahmenbedingungen der Wirtschaft Einfluß zu nehmen. In diesem Politikverständnis - so Fach später in der Diskussion - sei für "Demokratie" kein Platz mehr, die bürgerliche Öffentlichkeit als Korrekturinstanz werde fragmentiert.

Die Funktionsfähigkeit eines solchen Arrangements werde im Neoliberalismus ("missionarisches Programm") allerdings nicht überprüft - auch wenn zu berücksichtigen sei, daß es de facto um "Verwirtschaftlichung" und nicht um "Entstaatlichung" gebe. Verweise auf "erfolgreiche" Beispiele der Umsetzung neoliberaler Konzepte hätten keine Beweiskraft, da diese in einer nicht-neoliberalen Umgebung angesiedelt seien. Über die Folgen einer umfassenden Umsetzung des neoliberalen Programms ließe sich derzeit nur spekulieren.

Eine Krise der Kritik an der neoliberalen Politik sieht *Bernd Röttger* (Braunschweig). Das sich scheinbar neu artikulierende Staatsprojekt werde auch von jenen Kräften getragen, die zuvor zumindest teilweise das neoliberale Projekt unterstützt hätten. Konservative Positionen gegenüber dem Neoliberalismus unterschieden sich gegenwärtig kaum von linker Kritik. Der Gehalt kritischer politischer Theorie werde vielmehr in der Diskussion um den "one best way" zwischen Markt und Staat aufgezehrt.

Der Neoliberalismus sei als Praxisform zwischen der wechselseitigen Konstitution von Ökonomie und Politik zu begreifen, die auf eine "anwesende Abwesenheit des Staates in der Ökonomie" (Demirovic) hinauslaufe. In der "Krisengeschichte" des Neoliberalismus hätten sich jeweils Wissensbestände und Praxisformen verbunden. In den siebziger Jahren habe er als Lösungsstrategie für die Krise gegolten, in den achtziger Jahren sei er vom scheinbaren Sachzwang der "Globalisierung" getragen worden. In den neunziger Jahren sei es zu einem Umbruch gekommen, als der Neoliberalismus durch seine Erfolge ideologisch unter Druck geraten, d.h. als seine Ideologie u.a. durch die Arbeitslosigkeit durchsichtiger geworden sei.

Aber die gegenwärtigen Forderungen nach einer neuen sozialen Regulierung entbehrten einer Klassenbasis, sie seien geschichtslos, voraussetzungslos, politiklos. Im Kern des Neoliberalismus stehe eine spezifische Transformation des Sozialstaats: die Entfesselung des Lohnverhältnisses, mit den Zielen der Umverteilung zugunsten des Kapitals und der Sicherung betrieblicher Herrschaft. Nicht zuletzt im Zuge des "Imperialismus des Managements" (Deutschmann) habe sich die betriebliche Hegemonieproduktion verändert, die politische Basis des alten Sozialstaats sei erodiert. Das ökonomische Scheitern des Neoliberalismus, so Röttger in der nachfolgenden Diskussion, schaffe die Voraussetzungen für seinen gesellschaftlichen Erfolg.

Hans-Jürgen Urban (IG Metall) setzte sich als Gewerkschaftsfunktionär mit den Auswirkungen der Globalisierung auf die Gewerkschaften auseinander. Auch für diese stellten die unterschiedlichen kontroversen Positionen in der Linken ein Problem dar. Mit Blick auf die Interventionsfähigkeit der Linken mahnte Urban an, einen Minimalkonsens herauszuarbeiten. Ohne Druck von außen würden auch die Gewerkschaften ihre Pendellage zwischen Anpassung und Apathie nicht überwinden.

Neben Ideologie transportiere die Globalisierungsdiskussion auch den Gehalt einer neuen Realität. Die neue Qualität kapitalistischer Konkurrenzbedingungen, die neue Verteilung von Vor- und Nachteilen unter Erwerbspersonen, Probleme der Regulierung der kapitalistischen Ökonomie wirkten sich zum Nachteil von Gewerkschaften und Staat aus. Die relative Verselbständigung der monetären Sphäre wirke auf die Betriebspolitik, die Kapitalverwertung und die Wirtschaftspolitik. Für die Gewerkschaften gehe mit der Globalisierung ein Informationsdefizit einher. Und trotz vieler Gründe für die These einer starken nationalstaatlichen Bindung von Unternehmen schwäche schon die Exit-Option die gewerkschaftliche Verhandlungsposition. Schließlich würden nationalstaatliche Positionen, die einmal der Zivilisierung des Kapitalismus dienten, für den Wettbewerb funktionalisiert.

Der Neoliberalismus sei zwar nicht konkurrenzlos, die sozialliberale Variante aus linker Sicht aber keine Alternative. Ein sozial abfedernder Angebotskorporatismus stehe früher oder später vor den gleichen Problemen wie der Neoliberalismus. Ansatzpunkt für eine linke Strategie müsse demgegenüber eine Regulierung als Instrument zur sozialökologischen Gestaltung von Gesellschaft sein. Als Bausteine in einem Mehr-Ebenen-System benannte Urban für die globale Ebene eine neue Geldordnung, Mindestklauseln und soziale Grundrechte, für die europäische/makroregionale Ebene die Veränderung des europäischen Integrationsprozesses, ein Abpuffern der negativen Folgen der Einführung des Euros, tarifpolitische Kooperation und die Reform betrieblicher Interessenvertretungsstrukturen. Auf nationalstaatlicher Ebene sei die Arbeitsgesellschaft zu reformieren, es bedürfe einer neuen Vollbeschäftigungspolitik und einer

Reform der Arbeits- und Sozialverfassung mit neuen Normalitätsannahmen und einer regulierten Optionalität. Der Sozialstaat müsse demokratisiert und die Verteilungsfrage angegangen werden. Auf der mikro-regionalen Ebene solle an der Lebensqualität, nicht an der Wettbewerbsfähigkeit angesetzt werden.

Daß Sozialpolitik sich im Gegensatz zu neoliberaler Ideologie positiv auf die Wirtschaft auswirken könne und in bestimmter Form auch im unternehmerischen Interesse liege, hob Michael Krätke (Uni Amsterdam) hervor. Modelle der betrieblichen Absicherung würden auch aus Unternehmenssicht positiv eingeschätzt, die Sicherheit der Mitarbeiter vor fremdenfeindlichen Übergriffen sei bei Auslandsinvestitionen Bestandteil von Standortentscheidungen. Eine überzogene Sparpolitik könne sich demgegenüber als nachteilig erweisen.

Sowohl die skandinavischen als auch die kontinentaleuropäischen Wohlfahrtsstaaten stünden vor Kostenproblemen. Die aktive Arbeitsmarktpolitik und der Ausbau des öffentlichen Sektors zum einen und die Frühverrentung als Mittel zum Umgang mit Beschäftigungsproblemen zum anderen hätten zu Kostenproblemen geführt. Die angelsächsische Variante - Deregulierung und Flexibilisierung, Anreize und Druck für eine private Absicherung, Aufbau von Versicherungen durch "in Geld schwimmende" private Unternehmen - habe im Gegenzug nicht nur soziale Ungleichheit reproduziert, sondern sei auch nur vordergründig ökonomisch erfolgreich. Zum Beispiel stünden Schulabgänger zwar als billige Arbeitskräfte zur Verfügung, bekämen aber trotz einer Nachfrage nach Arbeitskräften aufgrund mangelhafter Qualifikation keinen Arbeitsplatz. Dennoch komme es nicht zu Berufsbildungsprogrammen, sondern die Jugendlichen würden einfach abgeschrieben. Mit Einsparungen im Gesundheitswesen habe sich der Gesundheitszustand der Bevölkerung verschlechtert.

Der Sozialstaat sei nicht überall ein Auslaufmodell. In den "Tigerstaaten" werde ein Minimum an sozialer Absicherung notwendig, und außerdem unterstebe eine private Absicherung zum Teil einer rigiden staatlichen Aufsicht. In den osteuropäischen Staaten träten alle relevanten politischen Gruppierungen zumindest für ein Minimum an Sozialstaat ein. Der bundesdeutsche Sozialstaat allerdings sei aufgrund seiner extrem einseitigen Finanzierung auf Dauer nicht zu halten. Systeme mit einer gemischten Finanzierung erwiesen sich demgegenüber als stabiler.

Die Veranstaltung insgesamt war ohne Frage spannend, informativ und politisch wichtig. Die Organisation der Arbeitsgruppen - parallel angeordnet und mit einem großzügigen Zeitbudget ausgestattet - bot Gelegenheit, an einzelnen Fragestellungen in die Tiefe zu gehen, verband sich allerdings für die TeilnehmerInnen auch mit einem "Entscheidungsnotstand" im Hinblick auf das Setzen von Prioritäten. Die Veranstaltung hat gezeigt, daß an kritischen Analysen von "Globalisierung" und "Neoliberalismus" kein Mangel besteht, unterschiedliche Einschätzungen wurden debattiert, Ansätze

für Alternativen gesellschaftlicher Gestaltung wurden vorgestellt. Daß sich die Beiträge bei der Vielzahl der ReferentInnen nicht zum "großen konzeptionellen Wurf" verdichten konnten, ist selbstverständlich. Welche Teile der Analysen und Vorschläge auf fruchtbaren Boden fallen, bleibt abzuwarten. Daß es einige tun werden, bleibt zu hoffen.

Kai Michelsen/Alexandra Scheele

Kompromiß und Revolution

Crossover II/Kongreß der Zeitschriften spw, Andere Zeiten, Utopie kreativ.

Die Konferenz der linken ReformerInnen mit zumindest theoretisch radikalerem Anspruch tagte am 13./14. Dezember 1997 inmitten der fürchterlichen Betonlandschaft der Bochumer Ruhruniversität. Der Beginn verzögerte sich, weil die Kernmannschaft der PDS mit dem Bus auf der langen Reise von Berlin nach Bochum stecken geblieben war. Ohne sie konnte an diesem Ort nicht damit begonnen werden, woran die beiden anderen Parteien SPD und Bündnis 90/Die Grünen die PDS an prominenter Stelle nicht beteiligen wollen. Selbst wenn die Handschrift der PDS in wichtigen Punkten der Reformvorschläge deutlich ist, so bleibt ihre Beteiligung an der möglichen Regierungskoalition tabu. Über Regierungsbeteiligung mochte natürlich niemand reden; es ging "bloß" um die Inhalte einer linken Wunschvorstellungs-Regierung. Ob mit oder ohne PDS, darüber hätte sehr wahrscheinlich kaum jemand in leidenschaftliche Debatten kommen mögen. Daß eine linke Koalition auch mal schneller kommt als es der Linken lieb sein kann, darauf machte *Françoise Duthu* von den französischen Grünen die ZuhörerInnen aufmerksam. Und *Luciana Castellina*, "unabhängige" kommunistische Abgeordnete aus Italien im Europaparlament, begann ihren Beitrag ebenfalls mit dem Hinweis, daß die bzw. der ein oder andere der Anwesenden u.U. schneller in einer Ministerrolle stecken könne als er oder sie sich dies vorstelle. Deswegen die Wichtigkeit, klare Konzepte zu entwickeln, die auch in notwendigen Kompromissen erkennbar bleiben. Für gute Kompromisse sei heutzutage schon eine kleine Revolution erforderlich. Eine Politik, die lediglich eine propagandistische Bloßstellung verfolge, blockiere hingegen die Entwicklung einer notwendigen Reformpolitik, mit der Gefahr einer weiteren Rechtsentwicklung. Leider beziehe sich der RC (kommunistische Neugründung) nur propagandistisch und negativ auf den größeren Bruder PDS, der danach strebe, die Werte und Interessen des gesellschaftlichen "Zentrums" zu repräsentieren. Umgekehrt beziehe sich der PDS negativ auf die Kommunisten, die nicht in der Lage seien, gestaltend in die Politik einzugreifen. Die Basis des RC selbst setzte sich wohl zum großen Teil bei der letzten Regierungskrise um

den Staatshaushalt für die Beibehaltung der Regierungskoalition ein, indem sie die Parteizentrale mit Protestfaxen lahmlegte. Die Regierungskoalition stehe immerhin links vom Mainstream der Bevölkerung und eine Neuaufgabe der offenen Rechtsregierung unter Beteiligung der Neofaschisten dürfe nicht zugelassen werden. Die zentrale Aufgabe der Linken sei es, von den gegenseitigen Anschuldigungen und Blockaden überzugehen zu einer Politik guter Kompromisse, in der zwangsläufig unterschiedliche Interessen zum Zuge kommen. Derlei gute Kompromisse sieht die Vertreterin der französischen Grünen in ihrem Land in der bisherigen kurzen Regierungszeit verwirklicht: Dazu gehört die gesetzliche Fixierung der 35-Stunden-Woche gegen den erbitterten Widerstand der Patrons, sowie die Beschäftigungsinitiative des Staates für Jugendliche. Die Grünen seien trotz erheblicher Negativpunkte zu einer dauerhaften Zusammenarbeit in der Regierung bereit. Sie müßten dabei um ihre Positionen der gesellschaftlichen Belange der Ökologie hart kämpfen, da die traditionalistischen Mehrheiten der Linken im PS und dem Parti Communiste weiterhin am Glauben festhalten, der Massenerwerbslosigkeit mit einer Politik des Produktions- und Konsumwachstums beizukommen.

Der Euro und die europäische Linke

So wenig es ein gemeinsames europäisches Projekt der Linken in Europa gibt, so unterschiedlich sind auch ihre Positionen zur Frage des Euro. Selbst Fausto Bertinotti vom RC hat sich für den Euro ausgesprochen, während die französischen Grünen die Position der eigenen Regierung in dieser Frage eher skeptisch betrachten. So mache die Regierung in Frankreich eine Akzeptanzwerbung für den Euro, statt eine öffentliche Debatte über seine Nützlichkeit anzustrengen. Les Verts hätten in Frankreich nicht das politische Gewicht, eine solche Debatte allein in Gang zu setzen. Es gebe zwar schwache Initiativen wie die der "Alternatives Européennes" mit ihrem prominenten Vertreter Charles Fitermann. Die Linksregierung wolle aber ausdrücklich am Eurofahrplan festhalten. Laut David Oslar von der Zeitschrift "Red Pepper" in Großbritannien schicke sich die Regierung an, den Kurs der konservativen Regierungen in modernisierter Fassung fortzusetzen. Dazu gehöre die Hinwendung zum Euro, was äußerst schwierig ist, da es den Rechten gelungen ist, die antieuropäischen Ressentiments zu schüren. Die traditionelle Linke in seinem Land sei ebenfalls national fixiert und die britische KP hatte mit ihrer Vorstellung vom Sozialismus in einem Lande vor allem "The British Road to Socialism" im Auge. David Oslar hofft, daß es gelingen wird, die Debatte zugunsten der europäischen Integration zu wenden, aber mit der gebührenden Kritik an Maastricht und Amsterdam. Im Augenblick sei aber eine gemeinsame Konferenz von Linken in und außerhalb der Labourparty wie auf dem Crossoverkongreß in Bochum noch in weiter Ferne. Allerdings wachse durch die Regionalparlamente in Schottland und Wales sowie die

beabsichtigte Einführung von Elementen des Verhältniswahlrechtes die Möglichkeit einer völligen Neugruppierung der Parteienlandschaft mit dem Risiko einer populistischen Rechtspartei à la Haider und der Chance einer neuen einflußreichen Linken.

Arbeitskreise zur bundesdeutschen Reformpolitik

In fünf Arbeitskreisen wurden Schwerpunktthemen behandelt, deren gemeinsamer Nenner im Begriff sozial-ökologische Reformen ausgedrückt wird. Dabei geht es um Kompetenz in Fragen der ökologischen Steuerreform mit einem Zukunftsinvestitionsprogramm, um den sogenannten Dritten Sektor und eine linke Mittelstandspolitik, um Wirtschaftsdemokratie, Arbeitszeitverkürzung und Arbeitsumverteilung sowie um eine zweite demokratische Bildungsreform. Großes Interesse fand der Arbeitskreis "öffentlich geförderte Beschäftigung - 3. Sektor - linke Mittelstandspolitik". Der aktuelle Strukturwandel der Gesellschaft hat ähnliche Ausmaße wie der Übergang von der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft. Der gravierende Unterschied besteht aber darin, daß kein neuer Wirtschaftsbereich sichtbar ist, der die überflüssigen Erwerbstätigen absorbiert. Im sogenannten Dienstleistungsbereich ist die Rationalisierung bereits in vollem Gang und noch längst nicht zu Ende. *Harald Werner* von der PDS meinte, je mehr die Arbeit im Dienstleistungs- und Produktionsbereich rationalisiert werde, desto mehr müsse die Arbeit im Reproduktionsbereich ausgedehnt werden, da a) der Reproduktionsbedarf zunehme und b) nicht alle Reproduktionsarbeiten in Kleinstrukturen wünschenswert und möglich seien und folglich neue Formen der *Vergesellschaftung sozialer Arbeit* ausfindig zu machen sind. Zu den Elementen eines Dritten Sektors gehören nach dem für den Arbeitskreis vorgelegten AutorInnenpapier die Bereiche der Energie- und Wasserversorgung sowie die Abfallbeseitigung und der öffentliche Nahverkehr, Gemeinwesenarbeit, Reparaturarbeiten und eine lokale Ökonomie, die aus "nahversorgungsorientierten" Kleinbetrieben besteht. In den Definitionen liegen aber schon die Probleme. Können und werden solche Dienste nicht bereits privat oder durch den öffentlichen Dienst angeboten? Was wäre *neu* daran? *Andrea Landsberg*, wirtschaftspolitische Sprecherin der Grünen im nordrhein-westfälischen Landtag, versuchte eine allgemeine Definition, mit der sie den Dritten Sektor da ansiedelt, wo es Defizite an notwendigen Leistungen gibt, die nicht unbedingt privat angeboten werden - sie werfen keinen ausreichenden Gewinn ab - und die der Staat nicht optimal anbieten kann, wegen Mangels an Flexibilität beispielsweise. Hierbei handele es sich um öffentliche Güter, welche auch privat für die öffentliche Hand bereitgestellt werden können, die aber ohne staatliche Subventionen nicht wettbewerbsfähig sind. Aber droht da nicht die Gefahr, daß der Dritte Sektor zum billigen Konkurrenzunternehmen für den öffentlichen Dienst einerseits und viele mittelständische Bereiche andererseits wird? Gilt es nicht verstärkt seit der

Privatisierung kommunaler Dienste öffentlich subventionierte Privatunternehmen mit dem Ergebnis wachsender kommunaler Gebühren? Haben die Privatisierungen nicht zu erheblichen Personalreduzierungen mit den bekannten Folgen für die Betroffenen und die Allgemeinheit geführt? Und sind hier nicht auch oft neue Quellen hlühender Korruption entstanden? Wird nicht ein erheblicher Teil der sozialen Arbeit von vielen karitativen Organisationen geleistet, die dafür öffentliche Gelder erhalten? Besteht das Neue darin, den Umfang der bisher geleisteten Arbeit auszudehnen?

Müßten nicht erst einmal die konkreten Defizite festgestellt werden, um zu wissen, wo dann in sinnvoller Arbeit investiert wird? Neu gegenüber der bisherigen Praxis wäre der "Wunsch", "daß dabei vor allem gemeinwirtschaftliche Unternehmen (*Genossenschaften, selbstverwaltete Betriebe, öffentliche Unternehmen etc.*; Hervorhebung W.R.) zum Zuge kommen". Neu wäre auch, daß die öffentliche Hand *politische Preise* bei der Auftragsvergabe definiert. Dabei sollen die öffentlichen Hände als Mittler zwischen die VerbraucherInnen und die ProduzentInnen treten. Die Preise sollen nach ökologischen, sozialen und regionalwirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgerichtet werden. Statt der ABM-Finanzierung solle die Finanzierung bis auf besondere Ausnahmen im Rahmen der Auftragsvergabe über Preise und eventuell über Subventionen gewährleistet werden. Die dazu benötigten Gelder seien aus einem besonderen Fonds zu zahlen, in dem "die Mittel zusammenfließen, die durch die zusätzlichen Beschäftigungseffekte" bei der Arbeitslosenversicherung eingespart werden oder bei den übrigen Sozialversicherungen und dem Fiskus zusätzlich eingenommen werden.

Wie dies mit den Interessen des privaten Handwerks und der Klein- und Mittelstandsbetriebe zu vereinbaren ist, bedarf ebenfalls weiterer Überlegungen und Klärungsprozesse. *Dieter Dehm* von der SPD und stellvertretender Vorsitzender der AG der Selbständigen in der SPD legte sich für "seinen" Mittelstand kräftig in's Zeug. Mit dem Begriff Mittelstand bezeichne er die sogenannten kleinen und mittleren Unternehmen (wobei der Begriff dehnbar ist und solche Unternehmen häufig auch Bestandteile von Konzernen sind - W.R.), abgekürzt KMU. Diese KMUs stellten immerhin 60 Prozent aller Erwerbsarbeitsplätze, 70 Prozent der Ausbildungsplätze und erwirtschafteten mehr als 60 Prozent der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung. Hier sei ein großes Potential für die Möglichkeiten linker Politik. Es sei ein Fehler der Linken, daß sie sich nie wirklich um die Interessen dieses Mittelstandes gekümmert habe, weil Unternehmer und Gewinne bei den Linken in einem schlechten Ruf stünden. Damit überließe sie einen erheblichen Teil der WählerInnenschaft den rechten Parteien. Wolle die Linke mehrheitsfähig werden, müsse sie die Interessen des Mittelstandes, der selbständigen "Kleinbürger", aufnehmen und eine antimonopolistische Politik machen, die den Namen auch verdiene. Was ist aber linke Mittelstandspolitik im Unterschied zu rechter Mittelstandspolitik? Während rechte PolitikerInnen ihre Mittelstandsklientel auf die Lohn-

abhängigen und die hohen Sozialbelastungen für die "Sozialschmarotzer" hetzten, müsse im Mittelstand um die Einsicht gerungen werden, daß ein Angriff auf die Kaufkraft der Beschäftigten immer mit einem Angriff auf die Existenz der Klein- und Mittelbetriebe verbunden ist. Diese "antimonopolistische" Einsicht ist nicht neu, und bisher hat der "Mittelstand" diese Ansicht aus ganz eigennützigen Gründen politisch ignoriert, wenn er nicht unmittelbar und spürbar, etwa durch die Schließung einer großen Fabrik im eigenen Umfeld, betroffen wurde. Andere Forderungen zielen auf den Abbau einer "Überregulierung" im Mittelstandsbereich ("ein Neubau enthält mehr kleinliche Bestimmungen als Bausteine"), auf die Senkung hoher Zinsen, auf die Einrichtung eines Beratungsdienstes durch Finanz- und andere Behörden, auf die Erarbeitung von Förderungskonzepten mit KMUs für KMUs. Gefördert werden müßten genossenschaftliche Ansätze in Klein- und Mittelbetrieben. Und sie sollten bei der öffentlichen Auftragsvergabe stärker berücksichtigt werden, womit sich der Kreis zum Dritten Sektor in konfliktvoller Weise schließen muß.

"Mülheimer Erklärung"

Mittlerweile werden in der Praxis auch ganz neue Wege ausprobiert. Eine Stadtteilinitiative in Köln-Mülheim formuliert einige Projekte für eine "Neue Arbeit für Mülheim". Hier geht es darum, daß die Stadt interessierten Mülheimer BürgerInnen ein brachliegendes Industriegelände mit sanierungsbedürftigen Gebäuden zur Verfügung stellt, in denen die Menschen langfristig wohnen und selbstbestimmt arbeiten können. Unter dem Motto eines selbstbestimmten Lebens mit Eigenarbeit statt Sozialhilfe könnte ein Beispiel entstehen, das viele NachahmerInnen gewinnt. Vielleicht werden solche Projekte die Keimzellen einer neuen Lebensweise, die den Namen alternativ verdient. Eine radikale Reformpolitik sollte diese Ansätze unbedingt unterstützen.

Werner Ruhoff

Vom langen Marsch zur Erkenntnis

Die Kasseler "Geschichtspolitische Konferenz aus Anlaß der faschistischen Machtübertragung" am 30. und 31. Januar 1998

Man könnte es mit der sprichwörtlichen 'deutschen Gründlichkeit' erklären, doch realiter ist es bloß ein westdeutscher Verdrängungsrekord: erst ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des deutschen Genozids an Juden und Zigeunern, des millionenfachen Massenmords der Nazi-Armeen und SS-Einheiten an den Völkern des Balkans und Osteuropas wird die Frage nach den Verantwortlichen und Nutznießern der Blut- und Gasorgien wiederum mit Nachdruck gestellt und zugleich revisionistisch vernebelt.

Aufgeschreckt durch die von US-Politikern unterstützten Forderungen jüdischer KZ-Überlebender und ihrer Nachkommen nach Aufklärung, Rückgabe der in der schweizer Banktresoren versteckten Werte und Wiedergutmachung der in großdeutschen Todesfabriken Geschundenen; entsetzt über Daniel Goldhagens Vorwurf der aktiven und passiven Mittäterschaft der Mehrheit der Deutschen an den Nazi-Verbrechen und beleidigt durch die Ausstellung über die nun endlich eindeutig dokumentierten Verbrechen der Nazi-Soldateska, haben sogar einige der großen Kriegsgewinnler, Konzerne wie Volkswagen und Degussa, sich bereitgefunden, ihre Geschichte mitsamt ihrer korporativ begangenen Verbrechen im Dritten Reich von Historikern wie Hans Mommsen aufarbeiten zu lassen.

Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten - VVN ist eine von etlichen Gruppen gewesen, die sich während der 50-jährigen westdeutschen Wirtschaftswundersättigungslähmung unermüdlich bemüht haben, den Nachkriegsdeutschen klarzumachen, daß sie Verantwortung für die Klärung der wirklichen Geschehnisse im Dritten Reich tragen. Dafür wurden sie als kommunistisch orientiert diffamiert und neuerlich verfolgt. Am "65. Jahrestag der faschistischen Machtübertragung" hat die VVN, gemeinsam mit der Universität Kassel zu einer "geschichtspolitischen Konferenz" gebeten. Der Einladung waren an die siebzig KZ-Überlebende, Antifaschisten, Historiker, Theologen und etwa gleich viele Studentinnen und Studenten gefolgt, um "gegen das Vergessen, Verdrängen, Verfälschen" zu protestieren und eine "antifaschistische Geschichtserinnerung" einzufordern.

Wie zeitgemäß dieser Appell ist, zu dem auch die Kasseler Stadträtin Ilona Caroli aufrief, verdeutlichen die seit 1990 verstärkten Bemühungen revisionistischer Geschichtsdeuter, die Naziverbrechen zu leugnen oder zu relativieren, den Holocaust gegen Stalins Gulag aufzurechnen, die NS-Diktatur mit dem DDR-Regime gleichzusetzen, den Antifaschismus der DDR als einen von oben "verordneten" abzuwerten. Das schlimme Wort vom "Roten Holocaust", das *Die Zeit* in Umlauf gebracht hat, charakterisierte der Historiker Wolfgang Wippermann (FU Berlin) als Menetekel.

Der aus der Humboldt-Universität verdrängte Theologe Heinrich Fink klagte an, daß ehemalige Freiwillige der lettischen und litauischen SS-Todeschwadronen wie ihre deutschen Komplizen fürs Abschlachten von Juden und Bolschewiki mit stattlichen Renten belohnt werden, während Wiedergutmachungszahlungen an osteuropäische KZ-Überlebende und Zwangsarbeiter bis zu deren baldigem Ableben verzögert werden. Wippermann forderte: "Einbeziehung der Überlebenden in die deutsche Rentenversicherung"; die "Nachzahlung der ersparten Sozialleistungen durch Konzerne, die KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter ausgebeutet haben", müsse gesetzlich "erzwungen werden".

Fink stellte auch die zentrale Frage, "ob die DM nicht nachträglich den Krieg gewonnen hat?" Diese Frage hat Dietrich Eichholtz in seinem Stan-

dardwerk über die *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft* schon als zutreffend beantwortet. In Kassel äußerte Eichholtz die Vermutung, wenn manche der BRD-Multis, die in Krieg und Nachkrieg prosperiert haben, sich jetzt der kritischen Aufarbeitung ihrer Nazi-Vergangenheit weniger stark widersetzen, dann läge das womöglich daran, daß deren heutige Manager sich mit ihren Vorgängern nicht mehr identifizieren und sich von der Darstellung moralischen Aufwind im globalen Wirtschaftskrieg versprechen.

Karl Heinz Jahnke (Uni Rostock) plädierte für eine systematische Erforschung des bislang vernachlässigten proletarischen Widerstands. Günter Wehner, ein Berliner Dreher und Historiker, hat bereits 4.000 kommunistische und sozialistische Werktätige recherchiert, die - oft zusammen mit Zwangsarbeitern - die Rüstungsanstrengungen Berliner Betriebe durch Sabotage oder Langsamarbeit unterminierten. Jörg Wollenberg (Uni Bremen) präsentierte korrespondierende Fakten des trotz massiver Verfolgung immer wieder neu organisierten proletarischen Widerstands in Nürnberger und Bremer Rüstungsunternehmen.

Eine wahrheitsgetreue Erkundung des Arbeiterwiderstandes ist umso nötiger, als 'politisch korrekte' Historiker wie Bundeskanzler Helmut Kohl "die Besten" des Widerstands fast ausschließlich unter Militärs, Adligen und Theologen zu finden willens sind. Nach Wollenberg hat diese Vorliebe eine fatale Geschichtsklitterung zur Folge; denn nicht wenige dieser Prominenten hatten bloß einen "besseren Faschismus" ohne Hitler und Holocaust im Sinn und wollten den Krieg gegen die Sowjetunion an der Seite der Westmächte fortsetzen. Die aktuelle Variante dieser Tendenz zur antisozialistischen Geschichtsmanipulation brachte Ulrich Schneider, der Organisator der Konferenz, auf die Formel: "Während antifaschistische Wissenschaftler abgewickelt wurden, erleben [revisionistische] Historiker gegenwärtig eine Renaissance."

Die Kasseler Konferenz hat uns auf dem langen Marsch zur Erkenntnis ein Stückchen vorangebracht, weil sie jungen Menschen die Einsicht vermittelt hat, daß ein verbrecherisches faschistisches System zu Nutz und Frommen des großen Kapitals jederzeit wieder etabliert werden kann, wenn auch in den Umständen entsprechend modifizierter Gestalt, solange die Hintergründe und Konsequenzen der Machtübergabe an die Nazis nicht umfassend aufgeklärt sind und einen festen Platz in unserem kollektiven Gedächtnis einnehmen.

Hans G Helms

Gesellschaftliche Wertschöpfung und Wertverteilung, WSV - ein Modellansatz¹

Alles, was in der Natur unserer Kräfte gegründet ist, muß zweckmäßig und mit dem richtigen Gebrauch derselben einstimmt sein, wenn wir nur einen gewissen Mißverstand verhüten und die eigentliche Richtung derselben ausfindig machen können.

Immanuel Kant, KRITIK DER REINEN VERNUNFT

1. Vorbemerkung

Erst wenn es dem *homo sapiens* gelingt, Erscheinungen und Probleme seines Zusammenlebens und seiner Beziehung zur Natur zu beschreiben, in Modelle einzuordnen und darin zu deuten, wenn er zudem Bedingungen bestimmen und Reaktionen ableiten kann, die geeignet sind, gesellschaftliche Probleme zu lösen, vor allem aber, wenn er diese - weitestgehend objektiviert - so umsetzen wird, wie dies in den exakten und empirischen Natur- und Technik-Wissenschaften geschieht, dann wird er jene Kultur für die Lösung gesellschaftlicher Probleme erreicht haben, die ihn aus dem Kreis von Populationen nimmt, die archaische Lösungsmechanismen dominieren.

Der Zustand einer Gesellschaft wird durch den Wertschöpfungs- und Wertverteilungs-Prozeß, WSV, determiniert. Ansätze zur Problemlösung beginnen demzufolge mit der Analyse des WSV und dessen Modellierung. Dabei geht es darum, nach Gesetzmäßigkeiten zu forschen, Ansätze für eine auf Konfliktarmut gerichtete gesellschaftliche "Fahrweise" zu ermitteln und schließlich umzusetzen.

Hier wird ein Modell für den WSV vorgestellt, in dem bislang Bekanntes komprimiert (Begriffe des Marx'schen Gesellschaftsmodells werden akzentuiert bezeichnet) und in systemtheoretischer Sicht dargestellt wird. Dazu wird angenommen, daß auch gesellschaftliche Systeme durch eine sich selbst organisierende Basisrelation "Steuerndes System - Gesteuertes System" modellierbar sind. Die Güte der Stenerung hängt dabei wesentlich vom Steuerungsmodell ab. Eine gesellschaftliche Steuerung funktioniert, wenn das steuernde System "kompetent" ist. Steuerndes System ist hier eine komplexe Struktur von wirtschaftlichen, politischen, sozialen etc. Subsystemen. Kompetenz bedeutet: Fähigkeit zum gesellschaftlichen Reflex und Fähigkeit zur bewußten gesellschaftlichen Vorausschau.

2. Der WSV - und eine Definition

Der WSV leitet sich aus archaischen Prozessen der Existenzsicherung (Futter, Behausung) her. Er ist geprägt durch Wechselbeziehungen zwischen Bedürfnissen und Machbarkeiten innerhalb der Gesellschaft. Be-

¹ Die Ausarbeitung nimmt Bezug auf eine Veröffentlichung in Z. Nr. 27, September 1996; hier ist das WSV-Modell nur knapp dargelegt worden.

geschrieben wird er in den Kategorien der jeweiligen "Produktionsweise", PW.

Der WSVP ist geprägt durch den sich im Idealfall balancierenden Ablauf von Produktion, Distribution, Zirkulation und Konsumtion, PDZK, gesellschaftlich relevanter stofflicher, energetischer und informationeller Güter; dieser wird getragen durch ein komplexes System produktiver, distributiver, zirkulierender und konsumtiver Einheiten. Strukturen und Funktionen dieses Systems ("Produktionsverhältnisse", PV, "Produktivkräfte", PK) unterliegen einer Entwicklung. Dabei kommen zum Tragen:

- erstens, eine im *homo sapiens* archaisch angelegte, jedoch evolvierende und herausragende Fähigkeit zum bewußten Artefakt, d.h. zur bewußten Innovation und
- zweitens, sozialpsychisch fixierte, auf Teilpopulationen unterschiedlich abgelegte Veranlagungen zu Wertanhäufungen einerseits und zum Wertausgleich andererseits.

Damit läßt sich für den WSVP ein Modell aufschreiben, das die genannten Wirkungsgrößen in einer komplizierten Beziehung abbildet; unter bestimmten Näherungsbedingungen kann diese in drei nichtlineare Teilprozesse separiert werden:

- in den regulären PDZK-Prozeß, TP1: damit wird ein Kurzzeitrhythmus des stationären Wertschöpfungs- und Wertverteilungsprozeß beschrieben;
- in einen Teilprozeß TP2: er bildet durch gesellschaftliche Innovationen (e.g. technische Revolutionen) in einem Langzeitprozeß verursachte Veränderung in Inhalt, Umfang und Struktur des WSVP ab, und schließlich
- in einen Prozeß TP3, der den Wechsel von Phasen der Wertanhäufung und des Wertausgleichs innerhalb der Gesellschaft repräsentiert; er hat inhaltlich Bezug zum Elite-Mehrheit-Modell und zu gesellschaftlichen Wirkungen der Wechselbeziehung von Individualität und Gemeinwohl.

Formalisiert läßt sich der WSVP durch eine Basisrelation: Steuerndes System-Gesteuertes System/gesellschaftliches Basissystem, beschreiben. Das Steuernde System ist ein komplexes System komplexer Subsysteme; es bildet eine komplizierte Funktionalität von sozialem Reflex (gesellschaftlicher Markt) und sozialer Antizipation (gesellschaftlicher Plan) ab. Die Güte der Steuerung hängt von funktionellen und strukturellen Bedingungen ab, z.B. von der Güte des Steuerungsmodells, von der Kopplung des Steuernden Systems an das gesellschaftliche Basissystem, von seiner Flexibilität zum einen und von der Verfügbarkeit von Ressourcen zum anderen.

Die in der Basisrelation abgebildete reale Struktur ist Ergebnis der sozialen Evolution. Das bedeutet aber auch, daß der Strukturierungsprozeß fortlaufend ist. Dabei entsteht ein kompetentes Führungsgremium. Dies ist ein Anspruch, der auf den Staat zukommt. Steuerung ist deshalb kein starrer, sondern ein dynamischer, vorausschauender und adaptiver Vorgang;

bezogen auf die häufig diskutierte Beziehung von Staat und Wirtschaft z.B. hieße das im besonderen: Der Staat hätte "je nach Anforderung", Innovationen befördernde oder Ordnung dominierende Bedingungen und Instrumentarien einzuschalten.

3. Teilprozesse

Der PDZK Zyklus, TP1:

Er repräsentiert den stationären Wertschöpfungs- und Wertverteilungsprozeß; er integriert neben ökonomischen politische, soziale u.a. Sphäroprozesse und wird durch gewichtete Kopplungen zwischen diesen und deren Dynamik geprägt. Diese Dynamik hat Kurzzeit- und Langzeitcharakter. So gibt es gesellschaftliche Situationen, die eine vergleichsweise stärkere oder wiederum schwächere Kopplung der wirtschaftlichen und der politischen Subsysteme, m.a.W. von Wirtschaft und Staat, erfordern. Das geschieht in der Regel in kürzeren Zeiträumen; längere Zeiträume sind zu betrachten, wenn Änderungen im technologischen Niveau und damit verbundene politische und soziale Konsequenzen zu berücksichtigen sind.

Der Zyklus wird historisch in den Begriffen und Kategorien der jeweiligen PW beschrieben (siehe TP2), d.h. er ist geprägt durch gesellschaftliche Zielfunktion, PV, technologisches Niveau etc. Ein über größere Zeiträume balancierender PDZK-Zyklus setzt das Zusammenwirken von gesellschaftlicher Vorausschau und gesellschaftlichem Reflex voraus. Balance heißt, Wertschöpfung und Wertverteilung verlaufen proportional zueinander (es wird das geschaffen, was gebraucht wird, es wird soviel geschaffen, wie gebraucht wird; es wird so verteilt, daß sich Leistungsmotivation und soziale Gerechtigkeit reproduzieren etc.). Kurzzeitige Störungen können sich im Rahmen eines reflexdominierten gesellschaftlichen Steuerungssystems (Markt) ausgleichen. Gelingt dieser Ausgleich nicht, sind wirtschaftliche und soziale Disproportionen und schließlich Ausgleichsprozesse die Folge; im Extremfall sind dies soziale Revolutionen (siehe TP3).

Der Innovationsprozeß, TP2:

TP2 hat seine Wurzeln in der stets evolvierenden Fähigkeit der Spezies *homo sapiens* zum bewußten Artefakt, zur Innovation. Diese Fähigkeit bestimmt die Besonderheit gesellschaftlicher Systeme, drastische Veränderungen von Inhalten und Strukturen im WSVP zu erfahren (PK, PV, PW). Die Entwicklung durchläuft Phasen. Jede Phase ist durch Inhalt und Struktur der dominierenden Träger der Wertschöpfung charakterisiert. TP2 kann damit für die gesellschaftliche Evolution aus der (um mit den Begriffen zu hantieren) Urgemeinschaft, über Sozialordnung, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus etc. und damit für sozialökonomische revolutionäre Umwälzungen verantwortlich gemacht werden; diese finden dann statt, wenn eine gesellschaftliche Struktur ihre evolutionäre Leistungsfähigkeit verliert, wenn sie Weiterentwicklungen behindert, wenn sie auf jene,

gesellschaftliche Lebensfähigkeit reproduzierenden, evolvierenden Zielgrößen zu reagieren, nicht mehr in der Lage ist (wenn PK und PV nicht konsistent sind). Balance heißt, qualitative Änderungen in der WS werden durch gezielte Transformationen der WSVP-Struktur begleitet. Gelingen diese nicht, geschehen sozialökonomische Umwälzungen/Revolutionen.

Wertkonzentration und -distribution, TP3:

TP3 hat sozialpsychologische Wurzeln; er resultiert aus einem, im Sinne der Reproduktion gesellschaftlicher Lebensfähigkeit, natürlichen Motiv für Wertschöpfung - über eine differenziert zu nutzende Elite-Mehrheit-Formel kann damit ein Prozeß der Wertkonzentration in Teilpopulationen plausibel gemacht werden - und einem ebenso natürlichen Empfinden für sozialen Ausgleich. So wie die Wertschöpfung betrifft der Ausgleich materielle und ideelle Güter. Hier bildet sich eine Dialektik der gesellschaftlichen Wirkfaktoren von Individuum und Gemeinschaft ab. Dabei wird das Individuum (oder eine kleinere gesellschaftliche Gruppierung) als dominierender Träger von Innovationen gesehen; Wertausgleich geschieht über die Gemeinschaft. Ausgleichsprozesse können archaische Züge annehmen, wenn sich innerhalb des WSVP Gruppeninteressen rückkoppeln; überhöhte Wertanhäufung in Teilpopulationen einerseits führt zu sozialen Defiziten andererseits. Ausgleich artikuliert sich zunächst ideell, ideologisch und schließlich physisch. Balance heißt hier: Ausgewogenheit in den Wirkungen von Individualität und Gemeinsinn.

4. Resümee

Mit dieser Sicht ist Geschichte im wesentlichen geprägt durch die Überlagerung dreier Teilprozesse; hieraus erklärt sich die nahezu stereotype Aufeinanderfolge von Wachstum, Stagnation, Verfall, Umbruch und erneutem Wachstum.

Der durch gesellschaftliche Innovationen modifizierte PDZK-Prozeß wird moduliert durch Wechsel von Phasen der Wertanhäufung oder -konzentration, hervorgerufen durch Innovation und geprägt durch Disproportionen der Verteilung (hier dominiert das "egoistische Element") und Phasen des Wertausgleichs, der Wertdistribution (hervorgerufen durch jene Veranlagung zum sozialen Ausgleich, hier dominiert das "soziale Element"). Jede Phase kündigt sich ideell an, provoziert die Kontraproduktion und wird schließlich durch diese abgelöst. Bildlich: Eine Population "pumpt" sich auf ein höheres Niveau der Wertschöpfung. Dazu nutzt sie ihr Innovationspotential, sie nimmt dafür vorübergehend Polarisierungen im gesellschaftlichen Wertschöpfungs- und Wertverteilungsprofil in Kauf. Schließlich gleicht sie dies auf "irgendeine Weise" wieder aus. Dieser Ausgleich geschieht in der Regel archaisch, fundamentalistisch.

Der evolutionäre Trend geht - so wird hier behauptet - zur klugen, bewußten gesellschaftlichen Einflußnahme. Voraussetzung dafür sind geeignete Steuerungsstruktur, Steuerungsmodell etc.

Schließlich erlaubt das hier vorgestellte WSVP-Modell zu schlußfolgern:

1. Jede gesellschaftliche Steuerung in Populationen des *homo sapiens* hat dessen evolutionäre Spezifik, die bewußte Innovationsfähigkeit zu reproduzieren; daraus resultiert eine gesellschaftliche Pflicht zu Wissenschaft, Bildung, Kultur.
2. Kurzzeitige Disproportionen im PDZK-Prozeß kann der Markt reflexartig ausgleichen.
3. Der Prozeß gesellschaftlicher Innovationen, modelliert durch TP2, macht strukturelle Veränderungen im WSVP erforderlich; wenn diese nicht gewaltsam geschehen sollen, hat politisches Management auf lokaler, regionaler und globaler Ebene zu geschehen, d.h. der PDZK-Prozeß wird analysiert und erforderliche strukturelle Veränderungen werden bewußt vorbereitet und umgesetzt.
4. Der Prozeß der Wertkonzentration und Wertdistribution wird kontrollierbar, wenn Extreme durch Wirkungen einer "übergreifenden Ethik" gefiltert werden können, d.h. wenn in Abhängigkeit vom "gesellschaftlichen Befinden" eine adäquate Ethik (Ethik des Individuums, Ethik der Gemeinschaft) wirksam gemacht werden kann.
5. Schlußbemerkung

Im Verlaufe der Evolution des gesellschaftlichen Bewußtseins entstanden Ansätze, Konzepte und Theorien zur Interpretation des Zusammenlebens der Menschen und ihrer Beziehung zur Umwelt, in denen je nach Wissensstand, Erfahrung und Veranlagung der "Autoren", Überzeichnungen oder Ausgewogenheiten jener im Erkenntnisprozeß evolvierten Kontrapositionen, wie Materie und Idee, Ordnung und Schöpfertum, Geist und Macht, Gemeinschaft und Individuum, Gemeinsinn und Egoismus, Elite und Mehrheit, Instinkt und Bewußtheit, Reflex und Antizipation etc. Niederschlag gefunden haben. Der Beitrag hält sich aus "praktischen" Gründen frei von möglicherweise ermüdender Referenz dazu.

Es sollte der Blick auf die - so hoffe ich - wesentlichen Zusammenhänge dominieren.

Frank D. Baldeweg

Zu Reinhard Schweicher: "St. Werners wackere Attacke gegen Rädelsführer ..." (Z 32, S. 183-199)

Gerne möchte ich eine Rückmeldung zu Reinhard Schweichers Artikel geben. Gleich vorweg: Er ist ein Lese-Genuß. Die polemische Form ist m.E.

angesichts des Gegenstands angebracht. St. Werner, um den Namen beizubehalten, zieht ja schon seit einigen Jahren mit dem Fähnlein der Aufrechten gegen die verblendeten, insbesondere die marxistischen, Intellektuellen zu Feld. Der rhetorischen Siege sind gar viele.

Inhaltlich hätte ich noch einige Ergänzungen. Zunächst hätte Schweicher St. Werner selbst postmoderne Beliebtheit, die er überall aufdeckt, vorhalten können. Die Collage-Arbeit und der beliebige Umgang mit (ihm mißliebigen) Intellektuellen sind ja geradezu das Zeichen eines, zumindest in der Schweiz, verbreiteten Verständnisses von Postmoderne. Das zeigt sich z.B. an der Überführung von Baudrillard (leider gerät der Griff zu dessen Buch *Der symbolische Tausch und der Tod* zum Mißgriff; um seine These zu stützen, hätte unser aller Retter besser zu *Agonie des Realen* [1978] gegriffen, aber wahrscheinlich bat er sich dann doch zu wenig mit der Postmoderne beschäftigt). Dann hat St. Werner auch eine wichtige These Lyotards nicht verstehen wollen bzw. nicht verstanden, jene vom Ende der großen Erzählungen. Vielleicht wollte er sie auch nicht hören, weil dort ebenfalls der Marxismus eins abekommt; es ist hier nicht der Ort, dies ausführlich zu diskutieren, doch ist zumindest der Marxismus-Leninismus davon betroffen, insofern er als ein 'Meisterdiskurs' alle anderen Diskurse unter sich subsumiert - oder sie ausschließt; Kritik an Lyotard wäre hier nicht nur möglich, sondern notwendig; weil er selbst eine Form großer Erzählung präsentiert, insofern er nicht zwischen den Marxismen differenziert und ebenfalls einen vereinheitlichten Marx präsentiert, dem viel untergeschoben worden ist und wird, was möglicherweise als ein Interdiskurs von Popper her gekommen ist - das wäre detaillierter an *Das postmoderne Wissen* auszuführen. Ungebrochen bietet St. Werner uns eine große Erzählung von der Postmoderne an, der dann jene Leute subsumiert werden, die zu dieser theoretischen Richtung auf Distanz waren, wie z.B. die sehr gegensätzlichen Intellektuellen Foucault und Baudrillard. Der Umgang St. Werners mit Foucault ist wirklich bemerkenswert, zeugt er doch von einer geradezu stupenden Unkenntnis:

"Auch bei dem 'Machtstheoretiker' Foucault wird nicht die Komplexität der Herrschaft thematisiert, sondern der Blick auf die individuellen Verstrickungen in ein universales 'Machtsystem' (für das keine sozio-strukturellen Ursachen benannt werden) gelenkt und das Bewußtsein für die vermeintlich irreversible Schicksalsverfallenheit der geschichtlich handelnden Menschen 'geschärft'" (Z 31, S. 159).

Mit Verlaub, das grenzt schon an Verleumdung und Schweichers Fußnote 35 muß wirklich unterstrichen werden. Ich erspare mir hier, etwas zu Foucault zu schreiben. Empfehlen möchte ich nur, wenn denn eine eigene Lektüre Foucaults schon nicht zumutbar sein soll, das ausgezeichnete Buch von Thomas Lemke, *Eine Kritik der politischen Vernunft* (Argument Verlag 1997; es würde eine Besprechung in Z. verdienen).

Generell zu kritisieren ist der Umgang mit Literatur. Versatzstücke und Zitatfetzen werden entweder ausgeweidet oder als Autoritätsverweise benutzt. Z.B. weckt die Verwendung von Zygmunt Baumanns Buch den Ver-

dacht, daß St. Werner im Lesen in der Einleitung stecken blieb. Nichts vermag den Unerschrockenen zu erschüttern oder irritieren.

Wenn ich mir zur Abwechslung den Kritikstil von Gramsci anschau, kann ich nur sagen, daß St. Werner dort einmal in die Lehre gehen sollte. Von der Kritik Croces bis zu den Blüten des Lorianismus fände unser Kämpfer ein weites Spektrum.

Nochmals zur Fußnote 35: Es geht nicht nur um die Verantwortung als Redaktion, sondern auch darum, was für eine theoretische Arbeitsweise bietet Marxismus (in seiner Vielfalt) an. Wenn St. Werner mit marxistischer Theorie kurzgeschlossen wird, ist das nicht eben ein Ausweis für Marxismus. Deshalb ist die Kritik daran wichtig. Denn: Das ist nicht eben eine Auszeichnung marxistischen Denkens. Und wenn im Gefolge Marxismus nicht mehr beachtet wird, sollten wir uns nicht wundern.

Kritik hätte das Objekt der Kritik, in diesem Fall die Postmoderne, zur Kenntnis zu nehmen und zu studieren. Wer vertritt sie? Wer zählt sich zu ihr? (Z.B. hat es Foucault abgelehnt, dazu gezählt zu werden.) Was sind die wichtigsten Argumente? Wie sind sie gehaut? Sind sie zunächst auf ihrer eigenen Grundlage konsistent? Was ist die Definition von Postmoderne? Gibt es mehr als eine? Das würde bedeuten, daß Kritik Zeit aufwenden muß, um sich mit dem zu Kritisierenden auseinanderzusetzen. Auch von Vorteil ist es, wenn Kritisierte ausführlich zu Wort kommen (vgl. als Beispiel die Textlängen, die Marx den Kritisierten in seinen Texten überläßt). Die Lesenden können sich dadurch selber ein Bild über die Methode der Kritik machen, weil das Kritisierte selbst ausführlich zu Wort kommt. Auf einer solchen Grundlage wäre eine Auseinandersetzung mit postmodernen Theorien lehrreich, spannend und würde auch noch einen Genuß bieten. Im Marxismus steht nichts fest, sondern ist alles im Fluß, könnte zumindest im Anschluß an Marx notiert werden.

Ich möchte Reinhard Schweicher nochmals danken, daß er sich die Mühe gemacht hat, detailliert den St. Wernerschen Diskurs dargestellt zu haben. Dessen Kritik erreicht die, die schon vor seinem Artikel genaugewußt haben, daß sie die Postmoderne ablehnen. Wer sich aber nur etwas intensiver mit den genannten 'postmodernen' Theorien auseinandergesetzt hat, wird feststellen, daß sie St. Werners Spezialgebiet nicht sind. Der pastorale Warnton und der Gestus des Entlarvers des 'eigentlichen' Kerns "der Postmoderne" sind Pormen, die den Prediger in seinem Element zeigen. Im Anschluß an seine vielzitierte Äußerung über die rücksichtslose Kritik alles Bestehenden notiert Marx: "Ich bin daher nicht dafür, daß wir eine dogmatische Fahne aufpflanzen, im Gegenteil." (MEW 1, S. 344)

Bernhard Walpen

Zum Streit um die postmoderne Philosophie

Reinhard Schweicher empfehle uns einen dialektischeren Umgang mit der postmodernen Philosophie, heißt es im Editorial von Nr. 32 der Z (S. 7). Damit ist wohl das berühmte Hegelsche Aufheben gemeint. Was könnte aus der postmodernen Philosophie in einen erneuerten Marxismus aufzuheben sein? Es geht um die theoretische Substanz, um die innere Logik und um die Frage, wie man sich zu dieser verhalten könne. Sicher gibt es in nichtmarxistischen, sogar in antimarxistischen Konzeptionen manches auch für Marxisten Bedenkenswerte, aber gilt das auch hinsichtlich der theoretischen Substanz etwa Nietzsches oder der Postmoderne?

Moderne meint - wie früher das ebenso farblose Wort Neuzeit - die bürgerliche Gesellschaftsformation. Ihre beiden Perioden, die auf- und die absteigende, werden in der Postmoderne-Konzeption entgegengesetzt bewertet. Zur Aufklärungszeit heißt es: Deren Ganzheitsversprechungen haben in blutige Sackgassen geführt (Lyotard, J.-F., 1987, S. 256). Folglich muß die Losung lauten: "Krieg dem Ganzen, zeugen wir für das Nicht-Darstellbare, aktivieren wir die Differenzen, retten wir die Differenzen ..." (in: Engelmann, 1990, S. 48). Wie arbeitet Lyotard an der Rettung der Differenzen? Er arrangierte eine Ausstellung, "Die Immateriellen". Sie war ein "Riesenfestival" moderner Medien, dem die massenhaft zusammenströmenden Besucher orientierungslos ausgesetzt waren, so daß sie im ureigensten Sinne des Wortes nicht etwa auf ihre wahre Individualität, auf ihre "Differenz" hingeführt, sondern manipuliert wurden.

Was heißt also "Krieg dem Ganzen"? Ist etwa das "Ganze" des Kapitalismus gemeint? Nein, es geht um die auf dem Boden der aufklärerischen Bourgeoisie entstandenen Theorien der Emanzipation. Alle Überwindungen erzeugten nur erneut gleiche Übel, heißt es bei Lyotard. Deshalb sei auf die Ganzheitsversprechungen mit der Differenzierung, Pluralisierung, Destruktion zu antworten. Wäre damit aber die Beliebigkeit gemeint, so würden nicht nur die großen Emanzipationserzählungen hinfällig, sondern auch die apologetischen! Also muß die Zerbröselung des einen Ganzen - des emanzipatorischen - ergänzt werden durch die Erzeugung eines anderen Ganzen: Es gibt nach Lyotard ein Allgemeines: den Antagonismus, und damit meint er vor allem den ewigen Antagonismus von Kapital und Arbeit (Lyotard, J.-F., 1987, S. 27f.). Die Geschichte kommt mit dem Kapitalismus zu Ende!

Der Kapitalismus ist eine Gesellschaftsformation, ein Ganzes. Aber dieses Ganze ist durch tiefe Widersprüche gekennzeichnet. Dennoch entstanden in seiner progressiven Vor- und Frühgeschichte, gegen den Feudalismus und seine Ideologie gerichtet, die großartigen humanistischen Ideen, die Verheißungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Ideen, die dann von der kapitalistischen Realität immer wieder blamiert wurden. Hinzu kommen Prozesse und Erscheinungen, die mit den Umbrüchen der wis-

sen-schaftlich-technischen Revolution, dem Scheitern des realen Sozialismus usw. aufgetreten sind. Insofern widerspiegelt die Postmoderne reale Probleme und macht auf deren gründliche marxistische Analyse aufmerksam. Nur stellt die Widerspiegelung realer Probleme noch nicht das Aufdecken ihrer wirklichen Ursachen dar. Ich halte eher dafür, daß Seppmann Recht hat, wenn er meint, die postmodernen Denkvoraussetzungen verhielten einen systematischen Blick auf jene gesellschaftlichen Zusammenhänge, denen der wirkliche "Krieg" zu gelten hätte.

Die tiefen Widersprüche der bürgerlichen Fortschrittskonzeptionen dienen der Postmoderne für ihre Kritik. Gegen wen jedoch richtet sich diese? Eben nicht gegen den Kapitalismus, sondern gegen den Geist der ersten Phase der Moderne, jenen Geist der hürgerlichen Gesellschaftsordnung in ihrer aufsteigenden Periode, gegen den Geist der Aufklärung.

Nietzsche: "Hat man eigentlich die berühmte Geschichte verstanden, die am Anfang der Bibel steht, - von der Höllenangst Gottes vor der Wissenschaft?" (Nietzsche, P., Werke, Bd. 77, S. 253). Lyotard schloß sich Nietzsche an: Die letzte Widerstandslinie gegen die verurteilten Aspekte der Moderne sei Unwissenheit (Lyotard, J.-F., 1987, S. 16).

Deute ich etwa verkehrt, verfälschend? Geht es mir etwa darum, der postmodernen Philosophie, koste es, was es wolle, eins am Zeug zu flicken? Bitte, der wohl bedeutendste deutsche Verfechter der postmodernen Franzosen, Engelmann, betont den "politisch-ideologischen Kontext des Postmoderne-Begriffs" ausdrücklich (Engelmann, P., 1990, S. 7). Er geht ohne Umschweife das Kernproblem an: die auf Emanzipation gerichteten, aus der Aufklärung stammenden Ideen und Bestrebungen im allgemeinen, den Marxismus im besonderen. Diese "großen Erzählungen" seien unglaublich geworden (ebenda, S. 11). Insbesondere der Marxismus sei unbrauchbar (ebenda, S. 10). Er wendet sich gegen "die dogmatische Linke" (ebenda, S. 11), gegen die "Kritische Theorie, als Marxismus oder Neomarxismus oder wie auch immer" (ebenda, S. 12). Hegels Ideen hätten sich als Basisideologie totalitärer Herrschaft erwiesen (ebenda, S. 15). In Lyotards Worten: Hegels Dialektik konnte "nur im Schrecken enden" (in: Engelmann, P., S. 70). Die mit Kant anhebende Aufklärung hat nach Lyotard gar zu Auschwitz geführt (das genaue Zitat bringe ich weiter unten). Er fordert deshalb zum "Mißtrauen gegen die großen Erzählungen" auf (Lyotard, J.-F., 1979, S. 63f.). Wie kann man da mir Reinhard Schweicher gegen Seppmann sagen, er entstelle deren Position? Und wie kann man der Meinung sein, so etwas sei dialektisch aufzuheben?

Ausgangspunkt ist Nietzsches These, die begrifflich verallgemeinernde Ratio vergewaltige das Einzelne und Besondere. Dies wird mit der Totalitarismus-Stereotype verknüpft: Verallgemeinerung bewirke Totalisierung. Der Marxismus wird in dieses Schema gezwängt und behauptet, namens der Rettung des Einzelnen und Besonderen vor diesem Totalitarismus sei eine andere Art Ratio nötig. Es wird postuliert: "Am wichtigsten ist dabei,

den Begriff der Moderne nicht gleichzusetzen mit den Werten der Moderne, wie beispielsweise: Aufklärung, Humanismus und Emanzipation. Nur so kann ein Begriff der Moderne gebildet werden, der es erlaubt, sinnvoll über den Begriff der Postmoderne zu sprechen und dann diesen Versuch zur Realisierung des Inhalts der Moderne zu verstehen" (Engelmann, P., 1990, S. 8).

Also der Begriff der Moderne sei in Abtrennung von den Werten Humanismus, Aufklärung, Emanzipation zu bilden. Nur so komme man an den Inhalt dessen, was die Postmodernen unter Moderne verstehen. Das Goethe/Schillersche "Edel sei der Mensch, hilfreich und gut", ihr: "Dem Wahren, Schönen, Guten" soll aus dem Konzept der Moderne - wie die Postmodernen es sehen wollen - gestrichen werden. Hat nicht Adrian Leverkühn alias Nietzsche gesagt:

"Ich habe gefunden", sagte er, "es soll nicht sein".

"Was, Adrian, soll nicht sein?"

"Das Gnte und Edle", antwortete er mir, "was man das Menschliche nennt, obwohl (!) es gut ist und edel. Um was die Menschen gekämpft, wofür sie Zwingburgen gestürmt, und was die Erfüllten jubelnd verkündigt haben, es soll nicht sein. Es wird zurückgenommen."

"Ich verstehe dich, Lieber, nicht ganz. Was willst du zurücknehmen?"

"Die 'Neunte Symphonie', erwiderte er ..." (Mann, Th., Doktor Faustus, Frankfurt a. M. 1960, S. 512).

Man bedenke aber, daß der letzte Satz der 9. Symphonie mit einer - gemessen an damaliger Theorie und Praxis des Komponierens - chaotischen, destrukturierenden, im Fortissimo einsetzenden "Schreckensfanfare" (Richard Wagner) beginnt. Gleichsam in damals möglichen postmodernen Stil.

Und dagegen läßt Beethoven singen: "O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen. Und freudevollere."

Und dann erklingt das Hohelied auf die Freude, auf die Brüderlichkeit, gegen das, "was die" (feudale) "Mode streng" in Oben und Unten "geteilt" hat, auf einen Gott, der ein "lieber Vater" sein muß, nicht ein solcher, der Knechte braucht, weil er Herren haben will, über welchen Gott Nietzsche gewiß nicht gesagt hätte: "Gott ist tot!"

Entfernung der humanistischen Kultur aus der aufklärerischen, der fortschrittlichen Phase der Moderne. Das ist der Sinn der Strategie zur Einführung jener zweiten Phase der Moderne, jener des Reaktionärwerdens bürgerlicher Ideologie.

Und dann wird das aufgeschlüsselt, was Inhalt dieser Moderne sein soll: "Kern dieses Modernisierungsprozesses ist die Freisetzung des Individuums... In der modernen europäischen Gesellschaft wird das freie Individuum zum Ausgangspunkt der sich verändernden ökonomischen, sozialen und ideologischen Strukturen" (Engelmann, P., 1990, S. 8).

Nun ist das zunächst in dem Sinne falsch, daß die Herausbildung der beiden Grundtypen von Individuen, des Bourgeois und des Proletariers, nicht die Ursache von allem war, denn das war die sogenannte ursprüngliche Akkumulation. Zweitens wäre über die qualitativ unterschiedliche Art von Freiheit beider Grundtypen zu reden. Drittens das freie, von den Werten der Aufklärung befreite (!) Individuum, es ist - um ein Nietzsche-Wort zu benutzen - moralinfrei, Nietzsches Übermensch. Zu einer bürgerlichen Ordnung, deren Grundlage dieses Individuum ist, sagt die Postmoderne ebenso JA, wie sie zu jenem Individuum NEIN sagt, das für die Klassiker von Philosophie und Dichtung, verpflichtet den humanistischen Werten, in Verantwortung vor dem Ganzen zu handeln hätte. Postmoderne dieser Art sei dann "ein neuer Vorstoß in Richtung auf eine angemessenere Form, Gesellschaftlichkeit unter Wahrung der Grundwerte der europäischen Zivilisation, der Freiheit des Individuums zu denken und zu gestalten" (Engelmann, P., 1990, S. 10 und 12). Da wären einige Fragen angebracht: Wo kommen diese Grundwerte plötzlich her oder in welcher Tradition wurzeln sie, da doch die der Aufklärungsperiode verworfen wurden? Was ist also unter ihnen zu verstehen? Schließlich werden die gleichen Worte auch von solchen Antidemokraten wie Hayek, von Mises, den sogenannten Neoliberalen benutzt. Wäre es nicht nötig, sich dessen zu erinnern, was selbst nach Engelmann Freiheit meint?

Es wird also - im Rückgriff auf Nietzsches Logik-Kritik - der Anschein des Antitotalitarismus geschaffen, heraus kommt die Freiheit des Nietzsche-schen, an keine Moral gebundenen Übermenschen.

Auf dieser Grundlage wird ein angeblich neuer Rationalitätstyp erzeugt, angeblich neu sage ich deshalb, weil er auch schon von Nietzsche stammt: "Die neue Aufklärung - die alte war im Sinne der demokratischen Herde: Gleichmachung aller. Die neue will den herrschenden Naturen den Weg zeigen; - inwiefern ihnen (wie dem Staate) alles erlaubt ist, was dem Herdenwesen nicht freisteht." (Nietzsche, F., Werke, Bd. 83, S. 282) Die neue Aufklärung soll Zusammenhänge destruieren (ein von Derrida eingeführtes Wort), die rationale Begründung durch eine andere Begründungsart ersetzen. Es handelt sich um den Übergang zur Kunst, womit aber das Erfinden von Mythen, von Erzählungen gemeint ist, wie dies Nietzsche mit seinem "Zarathustra" vorgemacht hat. Und was das Destruieren angeht, so ist dies nicht möglich, ohne zu destruierende Zusammenhänge und Regeln des Destruierens vorauszusetzen, womit Allgemeines diesem angeblich pluralisierenden Verfahren zugrundeliegt!

Insbesondere wendet sich die "neue" Aufklärung gegen die Emanzipationskonzeptionen, gegen ihre auf das zu verändernde Ganze gerichtete Denkweise, gegen die "großen Erzählungen", die das Gesellschaftliche durch Verwirklichung abstrakter Modelle in den Totalitarismus führen. Diese Art Rationalität soll zerstört werden, da sie in Auschwitz ende. Hier die Originalstelle bei Lyotard: "Mir scheint es tatsächlich unmöglich, so weiter-

zudenken ... so zu tun, als könne eine Art Aufklärungskonzept ... einfach fortgesetzt werden. Ich meine, daß jede Philosophie, die den Emanzipationsgedanken ohne Vorbehalte aufnimmt, die Augen vor dem Wesentlichen verschließt: vor der Niederlage dieses Programms. ... Es handelt sich keineswegs darum, daß Fortschritt nicht stattgefunden hat, sondern im Gegenteil, daß die wissenschaftlich-technische, künstlerische, ökonomische und politische Entwicklung die totalen Kriege, den Totalitarismus, das wachsende Nord-Süd-Gefälle, die Arbeitslosigkeit und die neue Armut, den kulturellen Abbau mit der Krise des Bildungssystems möglich gemacht hat. Brntal gesprochen möchte ich sagen, daß ein Wort das Ende des modernen Vernunftideals ausdrückt, das ist: *Auschwitz*." (Lyotard, J.-P., 1987, S. 96f.) Das Wort ist ungeheuerlich: Da werden alle Grundverbrechen des Kapitalismus aufgezählt, er selbst aber als Ursache verschwiegen und dafür die Aufklärung, der beste Beitrag des Bürgertums zur Weltkultur, als Ursache der abscheulichsten Verbrechen ausgegeben. Das ist Pseudokritik, Kapitalismus-Apologetik. Weil in Postmoderne-Schriften kritikwürdige Zustände der kapitalistischen Gesellschaft beim Namen genannt werden (das geschieht ja auch bei Nietzsche, dem darum manche Linke auf den Leim gehen!), dürfen wir nicht das Wesen übersehen, den Kapitalismus aus der Schußlinie zu nehmen, gegen den Humanismus zu zielen. Außerdem käme so (in der "Theorie") die Geschichte mit dem Kapitalismus, über den es nicht hinausgehen kann und darf, an ihr Ende! Die Postmoderne enthält einen tiefen inneren Selbstwiderspruch. Sie denunziert Theorie als "große Erzählung", erklärt alle großen Erzählungen für relativ. Aber die Postmoderne kann nicht ohne eine Reihe großer Erzählungen auskommen:

Erstens ist da die "große Erzählung" von der Existenz großer und kleiner Erzählungen, wobei die großen unzulässig, die kleinen zulässig sind. Da werden zunächst alle diese Erzählungen mittels eines All-Operators, also einer logisch verallgemeinernden Operation zusammengefaßt, womit die Basisannahme der Postmoderne widerlegt ist. Und für diese Unterscheidung großer und kleiner Erzählungen gibt es kein anderes Kriterium als die vorgegebene, die kapitalistische Gesellschaftsordnung.

Zweitens ist da die "große Erzählung", alle Emanzipationskonzepte (wieder eine logische Verallgemeinerung!) seien gescheitert.

Drittens haben wir die "große Erzählung", die grundlegenden Probleme des Kapitalismus entstammten der Aufklärung; die reale materielle Ursache wird aus der Schußlinie genommen und an ihrer Stelle ein Abgeleitetes, ein Teil des ideologischen Überbaus des Kapitalismus verantwortlich gemacht.

Viertens und keineswegs letztlich wird in einer "großen Erzählung" dargelegt, der Kapitalismus sei die "Metaphysik des Willens", "das Unendliche des Willens" (da denkt man doch an die Willensphilosophie Schopenhauers und Nietzsches), oder noch einmal Lyotard: "... daß es zum Kapitalismus

keine globale Alternative gibt ...", es "um die Ausdehnung kapitalistischer Produktionsverhältnisse auf Länder" gehe, "die noch bürokratischer Vormundschaft unterstehen" (Lyotard, J.-F., *Immaterialität und Postmoderne*, Berlin/W., 1985, S. 66). Der Kapitalismus ist das Ende der Geschichte!

Mit Nietzsche kommt die offen erklärte reaktionäre Wende der Zurücknahme der gesamten humanistischen Kultur. Er kämpft immer wieder an gegen den Plebejismus des modernen Geistes, gegen den Pöbel. Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite (Bd. 78, S. 217). Wissenschaft und Moral seien die starken Waffen der Arbeiter, der Sozialisten, und weil die liberale Bourgeoisie - im Gefolge der Aufklärung - davon auch angesteckt sei, wären beide dekadent und die liberale Bourgeoisie unfähig zur Abwehr des Aufstands des Pöbels, der Herde, der Sklaven, der Arbeiter. Folglich seien Wissenschaft - wie erinnerlich hat Gott vor ihr Höllenangst! - Philosophie und Moral einer völligen Umwertung zu unterwerfen. Es gehe um die "Wiederherstellung der Natur: moralinfrei" (Bd. 78, S. 275). Philosophie verlange Argumente, Begründungen, Beweise, Logik statt des Befehls. Der Pöbel komme mit der Dialektik zum Sieg. "... die Unterdrückten haben ihre Feriozität in den kalten Messerstichen des Syllogismus" (Bd. 78, S. 299). Doch: "Wozu diese Etalage von Gründen? Wozu eigentlich beweisen?" (Bd. 78, S. 299) Logik sei das Bewußtsein der Herde, die alles gleichmachen wolle, das Individuelle verewaltige. Die Herde wolle mit Gründen, statt mit Affekten kämpfen (Bd. 78, S. 300). Doch die Welt sei ewiges Werden, nichts Festes. Folglich gebe es auch nichts Feststellbares, keine Wahrheit. "Erkenntnis an sich im Werden unmöglich" (Bd. 78, S. 419). Es gibt nichts, es ist nichts, weder Subjekt noch Objekt. Naturgesetz ist ein Wort des Aberglaubens (Bd. 72/Teil II, S. 16). Der begreifende Geist sei erst mit Sokrates in die Welt gekommen, der ein Moment der tiefsten Perversion der Geschichte der Menschheit sei (Bd. 78, S. 298). Eine neue Aufklärung sei nötig: "Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", Zarathustra: Ich nahm euch alles, den Gott, die Pflicht, nun müßt ihr die größte Probe einer edlen Tat geben: Denn hier ist die Bahn der Ruchlosen offen..." (Leipziger Ausgabe, Band XII, S. 306f.) An die Stelle der alten sei eine "fröhliche Wissenschaft" zu setzen. Unsere Tätigkeit sei in Wahrheit nur Spiel, unsere Geistigkeit nur eine Art ästhetischer Betätigung. Drum sei die Kunst die zutreffende Form des Geistigen, was aber Mythenproduktion bedeute. Unsere Bewußtseinsinhalte seien nicht objektive Erkenntnisse, sondern Metaphern, Fiktionen, Anthropomorphismen, eben: Erzählungen, nichts Wahres: "Nichts ist wahr, alles ist erlaubt." (Bd. 75, S. 303; Bd. 76, S. 398; Bd. 83, S. 437)

Mit Nietzsche verbindet sich also der Gedanke vom Ende der Geschichte mit dem der Zurücknahme jener emanzipatorischen Kultur, von der Gefahr für die Eortdauer jener Art menschlichen Zusammenlebens ausgebe, die Nietzsche für allein angebracht hielt, des Zusammenlebens auf der Basis von Herren und Knechten.

Letztlich entspringen die auch von Postmodernen vordergründig angeprangerten Grundprobleme unserer Zeit der Ausbeutung der Arbeit und dem Raubbau an der Natur, die beide dem Profitprinzip geschuldet sind. Dies durchdringt das Ganze der Gesellschaft und all seine Teilbereiche. Die faktische Ausklammerung dieser materiellen Basis macht die Kritik der Postmoderne an den Grundproblemen zur Pseudokritik. Es gibt folglich genug Gründe dafür, mit Seppmann nach der Herrschaftsfunktionalität der postmodernen Philosophie zu fragen.

Vor allem aber ist m.E. zu fragen: Soll das etwa in dialektischerem Umgang in einen erneuerten Marxismus aufgehoben werden?

Es gibt in Reinhard Schweichers Aufsatz noch ein anderes Aufhebungs-Problem! Jene, die nicht seine Ansicht teilen, sind nicht fähig, "das Scheitern der Anstrengungen, diese Spannungen auszuhalten, das so manchen linken Nostalgiker in den 'Ruf nach Ordnung', nach 'Einheit, Identität' verfallen läßt oder gar zu wüsten Beschimpfungen der 'Postmoderne' hinreißt." (S. 184) Mir geht es unter Linken zu weit, wenn formuliert wird: Er - Schweicher - müsse dafür Selbstkritik üben, er, als Redakteur, "daß wir dem Seppmann so etwas haben durchgehen lassen" (S. 196). Daß man sich kritisiert, in der Sache auch hart argumentiert, das halte ich für nötig. Aber diesen Ton? Ich hatte eigentlich gedacht, diese Art des Umgangs sei im Meinungsstreit unter Marxisten zu annullieren. Habe ich mich da getäuscht?

Literatur

Engelmann, P. (Hrsg.), Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart, Stuttgart 1990

Hegel, G.F., Werke in 20 Bänden, Frankfurt a. M., Bd. 12

Lyotard, J.-F., La conditione postmoderne. Rapport sur le savoir, Paris 1979

Lyotard, J.-F., Der Widerstreit, München 1987

Lyotard, J.-F., Immaterialität und Postmoderne, Berlin/W., 1985

Mann, Thomas, Doktor Faustus, Frankfurt a. M. 1960

Nietzsche, F., Werke, Stuttgart 1978, Bde. 72/II. Teil, 75, 76, 77, 78, 83

Nietzsche, F., Leipziger Ausgabe, Band XII

Schweicher, R., St. Werners wackere Attacke gegen Rädelsführer "der 'Postmoderne'" und andere herrschaftsideologische Bösewichter, in: Z 32, Dezember 1997, S. 183ff.

Robert Steigerwald

Die Paradoxien des "postmodernen Denkens"

Anmerkungen zu Reinhard Schweichers Kritik¹ meiner Interpretation der "Postmoderne"²

"Sie wenden ihre Worte nur an, um ihre Gedanken zu verbergen." (Voltaire)

Ich muß gestehen, daß mir die raffinierte Absicht der Replik R. Schweichers (im folgenden als R.S. abgekürzt) auf meine Ausführungen zur "Postmoderne" bei der ersten Lektüre noch verborgen geblieben war - obwohl mich doch einige Dinge stutzig gemacht haben. Wieso findet trotz des argumentativen Aufwandes keine nennenswerte inhaltliche Auseinandersetzung mit meinen Thesen statt? Kann vom Redakteur einer marxistischen Zeitschrift das Bemühen, Gedankenformen aus ihrem gesellschaftlichen Kontext zu begreifen, ernsthaft als "ökonomistische Konstruktion" (186) mißverstanden werden? Kann die panische Polemik gegen die Reflexionsformen einer kritischen Gesellschaftstheorie mit seinem intellektuellen Selbstverständnis als "marxistischem Erneuerer" kompatibel sein? Kann das Problem der ideologischen Herrschaftsvermittlung ernsthaft auf die Produktion technologischen Herrschaftswissens reduziert (193) werden? Was sollte ich von der Parteinahme für den philosophischen Irrationalismus (nicht nur in der Gestalt Nietzsches³) halten? Verwirrend waren auch die, schon auf den ersten Blick durchsichtigen Entstellungen meiner Ausführungen, so wenn z.B. aus meiner Bemerkung, daß der Medienapparat den sozialen Gedächtnisverlust perpetuiert, ihn aber keinesfalls hervorgerufen hat⁴, die Stammtischparole vom "Teufelszeug des 'Medienapparates'" (192) konstruiert wird, durch den alles Böse in die Welt gekommen sei?⁵

Obwohl mir bekannt war, daß in der letzten Zeit mehrere Nonsense-Texte, mit "postmodernen" Signalbegriffen und "dekonstruktivistischem" Gestus garniert, in renommierten Zeitschriften erscheinen konnten und vom "fachkundigen" Publikum auch ernst genommen wurden, hat es dennoch einige Zeit gedauert, bis ich die "Codes" (192) unseres kritischen Kritikers

¹ R. Schweicher, St. Werners wackere Attacke gegen Rädelsführer der 'Postmoderne' und andere herrschaftsideologische Bösewichter, in: Z 32, Dezember 1997; nachfolgend durch Seitenangaben im Text zitiert.

² W. Seppmann, Die "Postmoderne" als Realität und Ideologie, in: Z 31, September 1997; im Folgenden als "Postmoderne" zitiert.

³ Zu den theorie- und wirkungsgeschichtlichen Zusammenhängen vgl.: A. Gedö, H.H. Holz u.a., Moderne - Nietzsche - Postmoderne, Berlin/DDR 1990.

⁴ W. Seppmann, "Postmoderne", a.a.O., S. 149.

⁵ Vgl. u.a.: W. Seppmann, Medien-Bewußtsein, in: Marxistische Blätter, H. 1/1993, und W. Seppmann, Medien-Welt und Computer-Alltag. Notizen über den Prozeß fremdbestimmter Realitätsaneignung, in: Z 23, September 1995. Wenn R.S. so schon mit relativ einfach strukturierten (und leicht überprüfbaren) Textpassagen umgeht, läßt sich unschwer errahnen, wie toll er es im Dickicht von Zitaten und in den Nebelwelten der Paraphrasen treibt!

entdeckt habe und die untergründige Botschaft seiner Ausführungen entschlüsseln konnte. Dann aber fiel es mir wie Schuppen von den Augen: R.S. will durch einen geschickten Perspektivwechsel meine Analyse des "Postmodernen Wissens" bestätigen und einen Beitrag zu dessen Entlarvung als eine aktuelle Form des Herrschaftsdenkens beisteuern. Aus dieser Perspektive den Text nochmals lesend, hatte ich bald keinen Zweifel mehr: Um den Postmodernismus ad absurdum zu führen, konstruiert R.S. die Position eines "ideellen Gesamt-Postmodernisten"; um zu demonstrieren, welche Konsequenzen es hat, wenn gesellschaftliche Entwicklungen nicht mit Hilfe der dialektischen Kategorien reflektiert werden, führt er die "postmodernen" Denkansätze zu ihrem bitteren Ende. Durch eine solche "Dialektik der Umkehrung" (die auch bei Brecht zum bevorzugten Mittel der Entlarvung realer Paradoxien gehört), illustriert R.S. den Absolutheitsanspruch eines Denkens, das sich nur in täuschender Absicht mit der Geste der Zurückhaltung und Selbstgenügsamkeit dekoriert. R.S. macht durch seine Vorgehensweise deutlich, daß die Distanzierung der "Postmoderne" von den "großen Erzählungen" (d.h. vom Aufklärungsdenken, von der Zusammenhänge reflektierenden Gesellschaftsanalyse, von der Frage nach sozialen Emanzipationspotentialen) nur dazu dient, um widerspruchslos ihre eigene "Erzählung" von der historischen und gedanklichen Unüberschreitbarkeit der herrschenden Zustände verbreiten zu können.

Zunächst demonstriert R.S. aus der Position des von ihm konstruierten "ideellen Postmodernisten" eindrucksvoll die Unfähigkeit des Postmodernismus, außerhalb des Schutzraumes des Diskurs-Wissens, also außerhalb eines Klimas des vorgängigen Einvernehmens, zu kommunizieren und inhaltlich auf das fundamentale Gegenargument zu reagieren. Als Ausweg bietet sich - wenn wenigstens die Fassade eines Meinungsstreits aufrecht erhalten werden soll - die "Dekonstruktion" der Gegenposition an. Durch Zitatenmontage und bodenlose Interpretationsakrobatik werden die Gegenargumente so präpariert, "daß der Sieg der Positiven Kräfte außer Frage steht".⁶

Da ich sicher bin, daß den Z-Lesern dieser Umgang mit meinem Text nicht verborgen geblieben ist, möchte ich nur an einem einzigen Beispiel zeigen, wie R.S. (natürlich zur Realisierung des angesprochenen Aufklärungs- und Entlarvungs-Effekts!) nach der Methode eines Verfassers von Erpresserbriefen operiert, der aus den Bildzeitungssätzen "Mehr Geld für Minister" und "Die Schalker Abwehrkette spielte hervorragend!", die Forderung "Geld her!" zusammenstopfelt. In meinem Text heißt es: "Die Ursache für das Scheitern der Emanzipationsbestrebungen wird vom 'post-

⁶ T. Eagleton, *Die Illusionen der Postmoderne*, Stuttgart und Weimar 1997, S. 35.

⁷ Auch nur auf die wichtigsten Entstellungen und Mißverständnisse einzugehen, würde jeden sinnvollen Rahmen sprengen. Aber vielleicht ergibt sich ja eine weitere Gelegenheit, wenn der von der Z-Redaktion - wohl irrtümlicherweise - schon für das Dezember-Heft angekündigte Schweizer-Beitrag über einen "dialektischen Umgang mit der postmodernen Philosophie" (Editorial, in: Z 32, S. 7), erschienen ist!

modernen Diskurs' in dem der Aufklärungstradition verpflichteten Denken und dessen Insistieren auf Zusammenhänge und Strukturbeziehungen verortet... Der Wahrheit verpflichtete Denkanstrengungen und ihre konstitutiven 'Kategorien Einheit und Identität' seien 'selbst Quelle der Zerrissenheit und des Leidens'.⁸ Aus diesem Satz wird von R.S. ein vor-idealistisches "Einheit(s)- und Identität(s)-Gerede" (190) konstruiert, das er bei mir entdeckt haben will. Wir wollen aber aus dieser Verfahrensweise keine voreiligen Schlüsse ziehen, nicht von "maliziöser Textausschlachtung" (196) oder gar "Zitatenverstümmelung" (190) reden - sondern uns immer vor Augen halten, daß solche Lektürepraxis einem lobenswerten Ziel dient! R.S. benutzt diese Manipulationsmethode (wie wir in der geistigen Modewelt immer noch etwas Desorientierten gerne sagen) natürlich nur, um jene postmodernistische Immunisierungsstrategie zu demonstrieren, mit der sie bisher den Fragen nach ihren intellektuellen Wurzeln und ihrer ideologischen Funktionalität aus dem Weg gegangen ist: Auf jeden Versuch einer theoretischen Festlegung reagiert die "Postmoderne" mit dem Vorwurf, daß sie gründlich mißverstanden worden sei und ihr zutiefst unrecht getan würde.

Wenn aber das "postmoderne" Denken nicht die Überholtheit der sozialen Emanzipationsperspektive und die Hinfälligkeit der wissenschaftlichen Wahrheitsorientierung, nicht die prinzipielle Ununterscheidbarkeit von Realität und Illusion, Wahrheit und Lüge postulieren sowie die Möglichkeit eines orientierten Denkens hestreiten sollte, wenn der programmatische Satz von Lyotard, daß "die Begriffe der Emanzipation, der Freiheit, des Guten und Bösen ... in letzter Instanz irrelevant"⁹ sind, keine Gültigkeit mehr besitzen sollte, wäre ein klärendes Wort darüber sicherlich nützlich gewesen. Kann jedoch über diese Grundpositionen ernsthaft gestritten werden? Sinnvoll wäre doch höchstens die Auseinandersetzung darüber, welche Konsequenzen aus dem Mißtrauen des "postmodernen" Denkeus "gegenüber den klassischen Begriffen von Wahrheit, Vernunft, Identität und Objektivität, von universalem Fortschritt und Emanzipation"¹⁰ gezogen werden können - und in welchem Interessenkontext die jeweiligen Antworten sich dann befinden! Doch diese Auseinandersetzung meidet die "Postmoderne" wie der Teufel das Weihwasser - und reagiert mit Panik und dumpfer Wut, wenn sie ihr trotz aller Einhegungen und Denkverbote nicht aus dem Weg gehen kann. Die panischen Reaktionsmuster, die immer dann zu beobachten sind, wenn die Hermetik der Diskurswelt aufgebrochen wird, hat R.S. gut imitiert: Sophistische Wortklaubereien, be-

⁸ W. Seppmann, "Postmoderne", a.a.O., S. 152. Die als Zitat gekennzeichnete postmodernistische Problemsicht stammt von H. Böhme, in: F. Rötzer (Hg.), *Denken, das an der Zeit ist*, Frankfurt/M. 1991, S. 82.

⁹ J.-F. Lyotard, *Eine post-moderne Fabel über die Postmoderne oder: In der Megapolis*, in: R. Weimann/H.U. Gumbrecht (Hg.), *Postmoderne - globale Differenz*, Frankfurt/M. 1991, S. 302.

¹⁰ T. Eagleton, a.a.O., S. VII.

griffsakrobatische Luftnummern und aufgeregte Schimpfkanonaden treten an die Stelle des verständigen Austauschs von Argumenten.

Die Behauptung von "Mißverständnissen" und böartigen "Entstellungen" ist für die Diskurs-Strategen die penetrante Methode zur geistigen Gefahrenabwehr. Wo soviel "Unklarheit, Unwissenheit und Ignoranz" (wie die "Postmoderne" über ihre Kritiker sagt) herrschen und auch das "Postmoderne Wissen" selbst (nach seinem eigenen Verständnis) schon durch Unschärfe, Vieldeutigkeit und Ambivalenz geprägt ist, scheint es fast aussichtslos, sich über einen Grundkanon zu verständigen. Dem zum Trotz (und allen "postmodernen" Göttern sei Dank!) hat Wolfgang Iser, der in der bundesrepublikanischen Diskussion als anerkannter ideologischer Platzanweiser fungiert, sich der Mühe unterzogen, der sich kontinuierlich verändernden Diskurs-Kultur eine feste Struktur zu geben. Um den "groben Klischees zu begegnen", hat er einen Sammelband mit "gewichtigen" Schlüsseltexten vorgelegt, die durch ihren "geradezu kanonischen Charakter"¹¹ qualifiziert seien und "die zudem den Vorteil haben, hochkarätig zu sein".¹² Wer könnte sich der Wirkung dieser weihevollen Worte (die man sich einmal so richtig auf der Zunge zergehen lassen sollte, damit der "autoritätskritische" Habitus des Postmodernismus auch richtig begriffen wird!¹³) entziehen und keine Dankbarkeit empfinden: Steht uns nun doch ein Leitfaden zur Verfügung, der es auch uns gestattet, der nichtauthentischen und illegitimen Rede über den Postmodernismus zu entgehen. Besonders bietet sich der programmatische Text "Postmoderne heute" von Ihab Hassan aus dem vorliegenden Sammelband an, weil er sich der titanischen Aufgabe unterzieht, auch das "unsagbare" des postmodernistischen Selbstverständnisses "theoretisch weiter aufzuarbeiten"¹⁴ und gar an die Grenze "definitorischer Merkmale"¹⁵ zu gehen - obwohl ich befürchte, daß nach den strengen Kriterien von R.S. mir wieder einmal der falsche Text in die Hände geraten ist, und auch hier das "postmoderne Wissen" nur entstellt dargeboten wird. Aber was bleibt mir anderes übrig, als mich auf dieses Risiko einzulassen. Wohlan, "schlage die Trommel und fürchte dich nicht!" (Heine): Was sind die Merkmale einer vom ideologischen Wachdienst überprüften "Postmoderne"? Nach den Aussagen von Hassan (die Welsch seinem Sammelband programmatisch vorangestellt hat), das "Un-

¹¹ W. Iser, Einleitung, in: ders. (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Berlin 1994, S. 5.

¹² Ebd., S. 7.

¹³ Solche elementaren Widersprüche zwischen den artikulierten Selbstansprüchen und der intellektuellen Praxis prägen die Diskurs-Welt in ihrer Gesamtheit! Auch den Text von R.S. durchzieht eine andächtige Gestimmtheit, die in der Bereitschaft gipfelt, das Argument durch das Glaubenspostulat zu ersetzen: Wiederholt kritisiert er meine Sachdarstellung nicht durch nachvollziehbare Gegenargumente, sondern mit dem Hinweis, daß Adorno, Lyotard, Derrida, Foucault etc. die Dinge ganz anders sehen würden!

¹⁴ I. Hassan, *Postmoderne heute*, in: Welsch (Hg.), a.a.O., S. 48.

¹⁵ Ebd., S. 56.

bestimmte" und die "Fragmentarisierung"¹⁶. Weil der "postmoderne Mensch"¹⁷ (wodurch legitimiert sich eigentlich dieser "erstaunlich spekulative Begriff" [185], den R.S. bei mir inkriminiert, in der Rede der postmodernistischen Apologie?) lediglich "Treunungen" vornimmt und "jegliche Synthese" zutiefst verachtet¹⁸, sei "die Hinwendung zum Paradoxen, Paralogischen"¹⁹ eine selbstbefreiende Suchbewegung. Weil sie sich gleichfalls auch noch "in eine Oberfläche stilistischer Gesten" auflöse²⁰, ist jede Vorstellung interpretatorischer Konsistenz hinfällig. Da jede Sprache durch die "Heterogenität"²¹ ihren Wirklichkeitssinn verloren hat und Wahrheit dem menschlichen Geist sich "beständig entzieht"²², bleibt es zunächst nicht mehr nachvollziehbar, wie denn der "postmoderne" Anspruch, die "Sprachen der Macht, der Begierde, des Betrugs"²³ zu entlarven, eingelöst werden kann, und was sinnvollerweise jenseits eines "vernehmlichen Schweigens"²⁴ noch übrig bleibt. Doch hat unser postmodernistischer Gewährsmann eine vielversprechende Alternative zur Hand: "In Abwesenheit eines Grundprinzips oder Paradigmas wendet man sich in der Postmoderne dem Spiel, Wechselspiel, Dialog, Polylog, der Allegorie, der Selbstbespiegelung, kurz, der Ironie zu."²⁵ Eine unendliche Selbststilisierung und die unreflektierte "Teilnahme am wilden Durcheinander des Lebens" und die "Flucht nach vorne [der Autor zitiert Baudrillard], in die reine und leere Form"²⁶ soll die Antwort auf "die 'fröhliche Relativität' der Dinge"²⁷ sein. (Wenn dies also eine Positionsbestimmung des "veritablen und präzisen (!) Postmodernismus" (W. Iser) sein soll, können wir uns leicht ausmalen, wie es in den rauen Ebenen der Diskurs-Welt aussehen mag!).

Vorbehaltlos betrachtet, lassen diese Positionsbestimmungen in ihrer Vieldeutigkeit und Ambivalenz, ihrer resignativen Subjektzentriertheit und rauschhaften Selbstgenügsamkeit, mit ihrem latenten Irrationalismus und dem Verzicht, die Widersprüche gedanklich zu durchdringen, keine wesentlichen "Differenzen" zu den von mir skizzierten Formen des "Postmodernen Wissens" erkennen. Durch diesen Text wird auch nochmals deutlich, daß es fließende Übergänge zwischen den sozialen Entwicklungen und den postmodernistischen Prozeßbeschreibungen gibt. Die säuberliche

¹⁶ Ebd., S. 49.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd., S. 50.

²¹ Ebd.

²² Ebd., S. 52.

²³ Ebd., S. 50.

²⁴ Ebd., S. 51.

²⁵ Ebd., S. 51.

²⁶ Ebd., S. 55.

²⁷ Ebd., S. 53.

Trennung von "kultureller Postmoderne", "postmodernem Zeitgeist" und "postmodernem Denken" (185), die R.S. von mir fordert, ist dem Diskurs-Karussell offensichtlich selbst undurchführbar. Denn der von den weltanschaulichen Pfadfindern reklamierten Unterscheidung zwischen einer "präzisen Postmoderne", die eine "wirkliche Pluralität" auf ihre Fahnen geschrieben habe und einer "diffusen Postmoderne"²⁸, steht ein etwas größeres Hindernis im Weg: "Kriterien, um das kulturelle 'anything goes' von der höheren Warte des wahren Postmodernismus aus beurteilen und kritisieren zu können, können systematisch innerhalb ihres Theorierahmens nicht entwickelt werden."²⁹ Wir können jetzt verstehen, weshalb trotz besten Willens auch R.S. uns kein konsistentes Bild der "Postmoderne" vermitteln konnte und - so mein zunehmender Eindruck - auch nicht wollte: Würde doch ein zu genauer Blick so manche seiner Illusionen über den Postmodernismus zerstören!

Mein Thema war eine intellektuelle Reaktionsform auf eine diffuse kapitalistische Krisenentwicklung und deren herrschaftskonforme Interpretation als ein akzeptabler Modus des sozio-kulturellen Wandels. Anders als es R.S. suggeriert, habe ich nicht behauptet, die Krisenprozesse wären vom Postmodernismus verursacht worden. Jedoch reagiert er darauf, beschreibt und kommentiert stichwortartig die subjektiven Widerspruchserfahrungen. Indem er aber die Ursachen der sozio-kulturellen Krisenentwicklung verschweigt, entlastet er die herrschenden Verhältnisse von ihrer Verantwortung für die massenhaft auftretenden individuellen und sozialen "Pathologien", die leidvoll im Alltagsleben erfahrene Unsicherheit und Perspektivlosigkeit, die belastenden Entzweigungen und Ausgrenzungen!³⁰ Die Redenszenierungen sind erstaunliche Verdrängungsleistungen: Von Klasseninteressen und struktureller Ungerechtigkeit, vom fundamentalen Irrationalismus des kapitalistischen Zivilisationsmodells, sozialen Determinanten der Lebensgestaltung und realen Machtkonstellationen redet der Postmodernist nicht - und doch ergreift er unmißverständlich Partei, wenn er eine subjektivistische Selbstentfaltung und die "Ästhetisierung der Lebenswelten" propagiert: Alles, was er predigt, "ist eine Philosophie für jene saturierten und privilegierten Individuen und Schichten, die sich den Luxus leisten können, zwischen verschiedenen Daseinsmöglichkeiten zu wählen."³¹

Wenn der Postmodernismus sich dennoch einmal den realen Problemlagen einer krisengeschüttelten Welt zuwendet, wird seine zynische und machtkonforme Grundhaltung erst richtig deutlich: Die "Fragmentarisierung" der

²⁸ Vgl. W. Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Berlin 1993, S. 2f.

²⁹ S. Lang, *Ist die Postmoderne tot?*, in: *Leviathan*, H. 1/1991, S. 59. Das heißt aber nicht, "die Postmoderne wisse nicht, wovon sie spreche. [Im Gegenteil,] ... sie will das Verwirrspiel". (B. Schmidt, *Postmoderne, Strategien des Vergessens*, Frankfurt/M. 1994, S. 35.)

³⁰ Vgl. W. Seppmann, "Alles ist ein einziger Nebel". *Marxismus als Ideologiekritik*, in: *Marxistische Blätter*, H. 2/1997.

³¹ H. Sana, *Die Zivilisation frisst ihre Kinder. Die abendländische Weltherrschaft und ihre Folgen*, Hamburg 1997, S. 90.

Subjekte durch die forcierten Krisenprozesse, ihre sozio-kulturelle Orientierungslosigkeit sowie die Zerstörung ihrer sozialen Bindungen werden als notwendige Voraussetzungen ihrer individualistischen "Befreiung" interpretiert. Selbst die irrationalistische und gewaltgeprägte Formierung jugendlicher Subkulturen wird als Ausdruck eines individualistischen "Befreiungsaktes" angesehen. "Unterprivilegierte Ausdrucksformen"³² von autoritär strukturierten Jugendlichen, die sich nur als Ergebnis sozialer Degradierung, existenzieller Verunsicherung und psychischen Elends begreifen lassen, werden auf der Grundlage der irrationalen Prämissen des "postmodernen Denkens" als "gleichermaßen legitim und verteidigungswert"³³ klassifiziert. Auch in solchen individuellen Not- und Krisensituationen soll eine "experimentelle Selbstfindung"³⁴ möglich sein.

Durchführbar ist solch intellektueller Selbstbetrug nur auf der Grundlage eines nihilistischen Menschenverständnisses: Interpretiert werden die gesellschaftlichen Subjekte als asoziale Größe, die ihre Freiheitsmöglichkeiten am effektivsten jenseits von normativen Bindungen und sozialen Rücksichten entwickeln könnten. Noch einmal wird deutlich: Der theoretische und soziale Zynismus des Postmodernismus ist konstitutives Element des Diskurs-Wissens und nicht das Resultat einer "unsäglichen Zitätenmontage" (196). (Wer würde nicht spätestens an dieser Stelle, zum Zwecke ideologischer Schadensbegrenzung, den aufgeregten Ruf nach geistespolizeilichen Interventionen [196, Anm. 35] verstehen? Ins Bild einer solchen inquisitorischen Mentalität paßt auch die Klage darüber, daß es nicht möglich war, die "Z-LeserInnen" vor solch ungesunder geistiger Nahrung, wie ich sie aufgetischt habe, zu schützen! [199])

Wer könnte ernsthaft die Sackgassen und Tragödien unseres Jahrhunderts ignorieren, oder in Abrede stellen, daß es zu einem vordergründigen Optimismus wenig Anlaß gibt. Die tragische Entwicklungsgeschichte des Sozialismus (auf die ein *kritischer Marxismus* nicht erst 1989 aufmerksam geworden ist!) und die regressiven Konsequenzen unreflektierter Fortschrittsvorstellungen sind tatsächlich noch nicht einmal ansatzweise aufgearbeitet worden - aber kann das ein Grund sein, nicht dennoch nach der Perspektive einer Geschichte mit menschlichem Antlitz zu fragen? Oder gar mit den professionellen Gegnern der Emanzipation gemeinsame Sache zu machen und sich an den propagandistischen Trauerinszenierungen (196f.) der "panisch einverstandenen Helden des Zeitgeistes"³⁵ zu beteiligen?

Es gibt in den "postmodernen Diskursen" vielfältige Differenzierungen, wichtige Hinweise auf soziokulturelle Widerspruchsentwicklungen, auch

³² W. Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, a.a.O., S. 40.

³³ W. Welsch, a.a.O., S. 39.

³⁴ Ebd.

³⁵ W.F. Haug, *Nach der Kritik der Warenästhetik*, in: *Das Argument*, Nr. 220, 1997, S. 344.

bedenkenswerte Problematisierungen von Ungereimtheiten kritischer Gesellschaftstheorie. Aber diese "etwas subtilere Sicht der Dinge"³⁶ wird durch das engmaschige Netz postmodernistischer Denkvoraussetzungen und durch "das, was man die allgemeine Kultur der Postmoderne, ihre intuitiven Impulse und Gefühlsnotwendigkeiten nennen könnte"³⁷, immer wieder entwertet und einer in ihrer Tendenz generalisierenden Weltanschauung untergeordnet. Für einen Marxismus, der die Imperative des Marx'schen Denkens (in dem sich die Emanzipationsperspektive und die Destruktion falscher Gewissheiten wechselseitig ergänzen) ernst nimmt und deshalb (!) ein sensibilisiertes Bewußtsein über die Vielschichtigkeit der historischen Dialektik besitzt³⁸, gibt es bei der Bewertung des Postmodernismus keinen allzu großen Interpretationsspielraum: "Das postmoderne Bewußtsein ... reproduziert die phantomhafte Welt universalisierter Diffusion auf der Ebene der Unmittelbarkeit. Hier hat es sein Element der Wahrheit. Seine universale Unwahrheit besteht darin, daß es die Erscheinungsebene seiner Unmittelbarkeit als das Ganze versteht oder ausgibt, daß es die Existenz einer anderen Wirklichkeit als die der Phantomwelt leugnet. Es steht im Grunde auf dem gleichen Standpunkt, ist Holz von gleichem Holz, wie jener Apologet der Werbebranche, den die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17. September 1988 zitiert: 'Alles ist Simulation, oder alles ist Wirklichkeit, wie sie wollen. Die einzige Realität ist ... die der Verführung, und dieser Realismus hat sich durchgesetzt.' Ein solches Bewußtsein - ob in Form der Philosophie, der Kulturkritik oder der Werbeideologie - vindiziert die schlechte Wirklichkeit der Erscheinungen, es affirmiert den *status quo*. Es ist im Grunde seines Wesens *Herrschaftsideologie*."³⁹ (Sie können es aber auch nicht lassen, in solchen "ökonomistischen Konstruktionen" [186] zu denken, diese dogmatischen Marxisten!)

Weil der "postmoderne" Diskurs zur *kritischen* Distanzierung nicht fähig ist und den machtbesezten Realitätsdefinitionen qualitativ nichts entgegenzusetzen hat, bleibt er Teil der entfremdeten Selbstbewegung eines späten Kapitalismus. Realitätssegmente werden zwar "widergespiegelt", gleichzeitig aber mit einer melancholischen Geste zum Ausdruck gebracht: Die Welt ist eben so. Im Kontrast zu den Maßstäben einer kritischen Gesellschaftstheorie (keinesfalls nur des Marxismus!) "geben die postmodernen Sozialtheorien der diagnostizierten Verschränkung von kultureller Erosion und individuellem Authentizitätsverlust eine positive, ja häufig affirmative

³⁶ T. Eagleton, a.a.O., S. 75.

³⁷ Ebd.

³⁸ Und deshalb selbstverständlich von den Regressionsprozessen und zivilisatorischen Katastrophen spricht (über die Realität des Faschismus im 20. Jahrhundert und die aktuellen Entzivilisierungstendenzen braucht er wirklich keinen Nachhilfeunterricht von postmodernistischen Pseudoaufklärern), aber eben auch die vorhandenen Emanzipationspotentiale im Blick behält!

³⁹ T. Metscher, Pariser Meditationen. Zu einer Ästhetik der Befreiung, Wien 1992, S. 396f.

Deutung".⁴⁰ Die in den Diskurs-Sphären - trotz der penetranten Behauptung der Ungewißheit über das Zukünftige und die Offenheit aller Entwicklungen - immer wieder auftauchende Fixierung auf eine angebliche "Unaufhörlichkeit des Kapitalismus"⁴¹ ist also alles andere als ein Zufall!

Solche Bereitschaft zur Affirmation können wir mehrfach auch bei R.S. feststellen. Seine Akzeptanz der herrschenden Manipulationskategorien gipfelt in der bereitwilligen Reproduktion der elementaren Lebenslügen des Postmodernismus, "daß der Mythos der Vernunft auch Auschwitz ermöglicht habe". (195) Hier wird mit der großen Geste spätbürgerlicher Geschichtsmetaphysik, die alle zivilisatorischen Katastrophen der kapitalistischen Epoche auf ein angeblich der menschlichen Entwicklung inhärentes Prinzip der Selbstzerstörung zurückführt, von den realen historischen Konstellationen, die zu technokratisch organisiertem Völkermord geführt haben, abgelenkt. Verschleiert wird durch diese Glaubensformel auch die Tatsache, daß der Installation der Vernichtungsmaschinerie ein politischer Prozeß der Machtusurpation voranging, der durch einen geistigen "Paradigmenwechsel" flankiert wurde, an dessen Durchsetzung die Väter des Postmodernismus ihren Anteil hatten: Das "Postmoderne Wissen" ist konstitutiv mit den aggressivsten Varianten des traditionellen Irrationalismus verbunden, der im Deutschland des frühen 20. Jahrhundert das geistige Klima geschaffen hat, in dem der Faschismus sich prächtig entfalten konnte. Diese "décadence" ist es (und die R.S. dem kritischen Denken als Ruhe- und Besinnungsraum empfiehlt [199]!), die an der Verbreitung einer kollektiven Todessehnsucht und Destruktionsbereitschaft als Voraussetzungen des imperialistischen Krieges, des Faschismus und der Vernichtungslager mitgewirkt hat. Nein, diesen herrschaftskonformen Weltbildkonstrukteuren und ihren gutgläubigen Rezipienten ist wirklich nicht über den Weg zu trauen! Denn wir haben es bei solch "postmodernem" Denken "mit einer 'Gestalt des Geistes' zu tun, in der wir die vielfach aktualisierte und auf Vordermann gebrachte, aber immer noch erkennbare Reminiszenz an die deutsche Rationalitätskritik zwischen den beiden Weltkriegen greifen können".⁴² Restituiert werden durch den Postmodernismus prä-faschistische (und das nicht nur - wie Manfred Frank, die "geistesgeschichtlichen Verstrickungen" relativierend, meint - in einem "wert-neutralen chronologischen Sinne") Gedankenelemente der Baeumler, Klages, Spengler und Heidegger, auch wenn diese über den Umweg des "neu-französischen (Frank), "nach-post-strukturalistischen" Irrationalismus angeeignet werden. Die Flanke des Postmodernismus nach rechts ist ungeschützt, nicht weil er die Nähe zum Neofaschismus suchen würde, sondern weil er den weltanschaulichen Schutzwall gegen den

⁴⁰ A. Honneth, Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, Frankfurt/M. 1994, S. 15.

⁴¹ N. Bolz, Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse, München 1993, S. 100.

⁴² M. Frank, *Conditio moderna*, Leipzig 1993, S. 119.

Rechtsextremismus, durch die bereitwillige Aufgabe der historisch erreichten Vernunft- und Rationalitätsstandards, nivelliert hat.⁴³

Das einigende Bild zwischen "neufranzösischem Denken" sowie alter und neuer "Deutscher Ideologie" sind die Philosophie Nietzsches (von dem u.a. der erkenntnistheoretische Subjektivismus und der philosophisch kaschierte Zynismus stammt) und die Kritik am "Logozentrismus", in dessen Kontext die kapitalistische Instrumentalisierung der Rationalität als hinreichender Grund für den Verzicht auf jede Form objektivierenden Denkens mißverstanden wird. Dadurch werden auch die berechtigten und nachdenkswerten Problematisierungen entwertet und herrschaftskonform instrumentalisiert. Denn mit der "Rationalitätskritik" werden im gleichen Atemzug Gesellschaftskritik und emanzipatorische Handlungsintentionen diskriminiert. Ihnen wird die Komplizenschaft mit den instrumentalistischen Denkformen unterstellt; die aufklärungsphilosophische Vernunftorientierung zur Ursache aller praktizistischen Verirrungen erklärt. Schlecht hegelianisch wird jede Objektivierung als Authentizitätsverlust interpretiert. Deshalb wird die Reflexion sozialer Zusammenhänge ebenso mit einem Tabu belegt, wie die kritisch-inhaltliche Stellungnahme zum herrschenden Gesellschaftsmodell. Die "zwischen verzweifelter Kritik und fröhlicher Affirmation"⁴⁴ changierende Diskurs-Philosophie stellt im Angesicht der angeblichen "Abgründe des Unwissens"⁴⁵ keine Fragen mehr, sondern konstatiert die Unüberschreitbarkeit der existierenden Vergesellschaftungsform. Gewappnet mit einem "als doktrinäer Aberglau-

⁴³ Für die weltanschauliche Hilflosigkeit und inhaltliche Doppelbödigkeit des Postmodernismus (die in ihrer Konsequenz den Charakter der Komplizenschaft besitzen) gegenüber rechtsextremem Gedankengut gibt es viele einschlägige Beispiele: Auf die demagogische These des französischen Historikers Faurisson, daß die Existenz von Gaskammern nicht hinreichend bewiesen werden könnte, da die Opfer kein Zeugnis mehr ablegen könnten, reagiert Lyotard mit der Feststellung eines "Dilemmas": Da von der Existenz intersubjektiver Prozeduren der Realitätserfassung nicht mehr ausgegangen werden könne und die Opfer sprachlos geworden seien, könne die Frage nach der Realität des nazistischen Massenmordes nicht mit "universellem" Anspruch beantwortet werden! (Vgl. J.-F. Lyotard, *Le différend*, Paris 1983, S. 16ff.)

Ähnlich die Reaktion Derridas auf antisemitische Äußerungen seines Schülers de Man. Er empfiehlt zwar Distanz zum nazistisch-totalitären und antisemitischen Denken, reklamiert aber die "Achtung des Rechts ... auf Verwirrung" (J. Derrida, *Wie Meeresrauschen auf dem Grund einer Muschel ... Paul de Mans Krieg. Mémoires II*, Wien 1988, S. 103), denn eine "identifizierbare Kohärenz" der Begriffe "Totalitarismus, Faschismus, Nazismus, Rassismus, Antisemitismus" sei nicht erreichbar (ebd. S. 104). Ebensovien sei auszuschließen, daß man Elemente "dieser Systeme in den Diskursen wiederfindet, die man ihnen gewöhnlich entgegengesetzt" (ebd.). Vgl. auch: W. Seppmann, "Postmodernes Denken" und vormoderne Weltanschauung. Marginalien über den Rechtsextremismus und den Verfall theoretischer Vernunft, in: *Topos. Internationale Zeitschrift für dialektisches Denken*, H. 8, 1996.

⁴⁴ R. Burger, Das Denken der Postmoderne. Würdigung einer Philosophie für Damen und Herren, in: *Leviathan*, H. 4/1993, S. 462.

⁴⁵ H.R. Fischer, Zum Ende der großen Entwürfe, in: ders. u.a. (Hg.), *Das Ende der großen Entwürfe*, Frankfurt/M. 1992, S. 12f.

ben an die Allmacht des Zweifels⁴⁶ strukturierten Skeptizismus wird die Selbsttäuschung zum Ausgangs- und Endpunkt aller Denkanstrengungen klassifiziert und die Angst vor der Katastrophe durch ihre lustvolle Akzeptanz kompensiert. Alternative Orientierungen unterliegen dem Verdikt, "Sinnentwürfe" zu sein, die sich angeblich "als Systeme des Terrors, also als Vereinheitlichung des Vielen, als Identischmachen des Mannigfaltigen erwiesen haben".⁴⁷

Trotz des verbalen Aufwandes verrät R.S. den Leserinnen und Lesern nicht, weshalb er meinen ideologiekritischen Anspruch diskriminiert. Gibt es kein herrschendes Denken? Hat der Postmodernismus nicht wie jede intellektuelle Aktivität einen spezifischen Platz im ideologischen Reproduktionssystem? Wenn R.S. mit dem von mir angedeuteten Konzept ideologischer Herrschaftsreproduktion Schwierigkeiten hat (das nirgends von der herrschaftskonformen Intelligenz als den "unmittelbaren Sachverwaltenden von Kapitalinteressen" (186) spricht, sondern im Gegenteil den komplizierten Vermittlungsprozeß von sozio-ökonomischer Entwicklung, sozialer Macht und ihren ideologischen Legitimationsformen thematisiert⁴⁸), kann ich den Sachverhalt auch weniger verfänglich beschreiben: Der "postmoderne Diskurs" verbreitet Positionen, die (notfalls auch gegen seine postulierte Absicht) den Herrschenden verdammt gut ins Konzept passen! Weil es die immer deutlicher werdenden sozialen Widersprüche zum Ausdruck einer prinzipiellen Absurdität der menschlichen Existenz verklärt, erfüllt das Diskurs-Wissen trefflich seine machtabstabilisierende Rolle: Es entlastet die Herrschenden von ihrer Verantwortung für die Zerrissenheit der Welt, immunisiert das Denken gegen kritisches Fragen und "fundiert" die im Alltag verbreiteten Formen der Resignation und schicksalsergebenden Selbstgenügsamkeit. Dieses Denken leistet durch seine "intellektuelle Kurzatmigkeit, die im Ausfall der historischen Dimension des Bewußtseins sich vollendet"⁴⁹, seinen spezifischen Beitrag zum Wissensverlust über die elementarsten gesellschaftlichen Zusammenhänge: Daß es der Kapitalismus ist, der die sozialen Beziehungen zerstört, die Menschen vereinzelt, Frustration und emotionale Verwüstungen hervorruft, und daß es seine Organisationsform des sozialen Prozesses ist, die fragmentarisierte Sichtweisen produziert, die das soziale Geschehen als unbegreifbar und lebensfeindlich erscheinen lassen. Marx hat diese Probleme in seinen Analysen der menschlichen und sozialen Entfremdung, sowie der fetischistischen Bewußtseinsformen konkretisiert. Diese Interpretationsangebote enthalten

⁴⁶ J. Schuchmacher, Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgerturns, Frankfurt/M. 1978, S. 130.

⁴⁷ H. Böhme, in: F. Rötzer (Hg.), a.a.O., S. 79.

⁴⁸ Vgl.: W. Seppmann, Zur Theorie ideologischer Herrschaftsreproduktion: Leo Kofler, in: *Hintergrund. Marxistische Zeitschrift für Gesellschaftstheorie und Politik*, Nr. II, 1996.

⁴⁹ T.W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt/M. 1969, S. 158.

auch seine Theorie der Herrschaft⁵⁰, die selbstredend jeder vermissen muß, der den elementaren entfremdungs- und ideologietheoretischen Kontext des Marxismus-Denkens ignoriert! Wer in der Problematisierung dieser Elementarfragen der "modernen" Klassengesellschaft ein "bloßes Lamento" (186) erkennen will, kann sich den Vorwurf eines zynischen Verhältnisses zu der die Menschen bedrückenden Perspektiv- und Orientierungslosigkeit, zu ihrem alltäglichen Leiderfahrungen durch die angstvermittelten Disziplinierungen und psychischen Regressionen nicht ersparen!

Auch mit seiner Scheu vor gesellschaftsverändernden Perspektiven paßt der Postmodernismus trefflich in das herrschende geistige Reproduktionssystem. Ideologische Parallelen, die bis zum Gleichklang der Formulierungen riechen, finden wir nicht nur bei konservativen Fortschrittskritikern, sondern auch in den Begründungstexten des sogenannten Neoliberalismus, also der aggressivsten Form des gegenwärtigen Legitimationsdenkens. Das Aufklärungsdenken, so lesen wir bei dem neoliberalen Chefideologen Friedrich von Hayek, habe zu der selbstzerstörerischen Selbstüberschätzung geführt, "die Kräfte der Gesellschaft in derselben Weise zu beherrschen, wie dies bei der Beherrschung der Kräfte der Natur gelungen ist ... Dieser Weg führt nicht nur zum Totalitarismus, sondern auch zur Vernichtung unserer Kultur und zur Verhinderung des Fortschritts in der Zukunft."⁵¹ Konkret findet die "postmoderne" Tautologisierung des auf das "Allgemeine" und auf Veränderung zielenden Denkens seine Entsprechung in der neoliberalen Fetischisierung der Marktdynamik: "Alle Bestrebungen, eine 'gerechte' Verteilung sicherzustellen, müssen ... darauf gerichtet sein, die spontane Ordnung des Marktes in eine 'totalitäre Ordnung' umzuwandeln."⁵² Dennoch können wir R.S. bereitwillig attestieren, daß der Neoliberalismus nicht "das Produkt postmodernen Denkens" ist (193) - aber beide Positionen beruhen auf ähnlichen Denkvoraussetzungen, sind "anschlußfähig" (wie es im heutigen Wissenschaftsjargon heißt) und "bestätigen" sich wechselseitig. Ihre ideologischen Funktionen sind nicht identisch, aber der Postmodernismus flankiert als "Juniorpartner" die Überzeugungsarbeit des Neoliberalismus auf einer anderen weltanschaulichen Ebene.

Wir sehen jetzt deutlich, weshalb intellektuelle Täuschungsmanöver und rigorose Immunisierungsstrategien für den Postmodernismus überlebenswichtig sind. Das Verwirrspiel ist sein Lebenselixier: Er jongliert mit der Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit der Begriffe, um seine regressiven Sichtweisen ebenso wirkungsvoll wie unauffällig plazieren zu können. Der Leser wird nun auch verstehen, weshalb unser "ideeller Gesamt-Postmo-

⁵⁰ So "lamentiert" (um einmal die originelle Terminologie von R.S. [186] aufzunehmen) Marx im "Kapital": "Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eigenen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eigenen Hand beherrscht." (MEW, Bd. 23, S. 649).

⁵¹ F. Hayek, *Der Weg zur Knechtschaft*, München 1991, S. 254.

⁵² F. Hayek, *Freiburger Studien. Gesammelte Aufsätze*, Tübingen 1969, S. 119.

dernist" so panisch und ohne jedes Augenmaß auf meine Skizze des ideologischen Funktionszusammenhangs reagieren mußte. Können doch solche harten Fakten das Selbstbild des Postmodernismus "im relevanten Teil der Debatte"⁵³ empfindlich stören. Wenn die triftigen Gegenargumente nicht verhindert werden können, dann müssen sie zumindest durch die Dekonstruktions-Maschinerie bis zur Unkenntlichkeit fragmentarisiert, also auf eine "postmoderne" Maßeinheit verkleinert werden.

Summa summarum ist R.S. die beabsichtigte Entlarvung des Diskurs-Wissens prächtig gelungen; er bat sich als guter Imitator der intellektuellen Gesten des Postmodernismus erwiesen, hat sich aber auch den subtileren Besonderheiten seines Gegenstandes anzupassen gewußt. Denn "einen postmodernen Text erkennt man ... sofort an zwei stilistischen Merkmalen: an einer ölig-ernsthaften Bemühung um Ironie und einem völligen Mangel an Witz."⁵⁴ Jedoch sollte sich unser "ideeller Gesamt-Postmodernist" nicht in falscher Sicherheit wiegen. Nachlässigkeit setzt den Nachahmungseffekt leichtfertig wieder aufs Spiel! R.S. sollte nicht den Eindruck entstehen lassen, von den Dingen, die er anspricht, nur ein lückenhaftes Verständnis zu besitzen. Diese Gefahr besteht, wenn er vom Postmodernismus nur das zur Kenntnis nimmt, was ihm in den Kram paßt. Um den beabsichtigten Entlarvungseffekt nicht zu gefährden, hätte er mit der "postmodernen" Referenzliteratur nicht so willkürlich und entstellend umgehen dürfen; er hätte weder die "Genealogie" der "Postmoderne" noch die daraus resultierenden weltanschaulichen Implikationen ignorieren, geschweige denn, sie für die Restituierung einer theoretischen Vernunft-Perspektive [199] in Anspruch nehmen dürfen!

Ein nicht minder diffuser Eindruck entsteht, wenn R.S. meinen Hinweis auf die "wirklichkeitswissenschaftliche Substanz der dialektischen Methode"⁵⁵ als Pleonasmus klassifiziert (190). Denn entweder benutzt er diesen Begriff (der in meinem Wörterbuch als "Häufung sinngleicher Ausdrücke" definiert wird) nicht richtig, oder ihm sind die theoriegeschichtlichen Zusammenhänge nicht geläufig: Wir wollen gar nicht über Hegel reden, für den die Dialektik eine Bewegung des Geistes (wenn auch mit sensiblen Sensoren für die historische Realität!) war. Auch so manch marxistisches Interpretationsmodell ist von einer dialektischen Realitätsauffassung mehr oder weniger weit entfernt. Ein Paradebeispiel bietet (neben älteren Ökonomismen, in deren Fußstapfen er trotz aller Modifikationen und verbalen Distanzierungen getreten ist) der von Louis Althusser begründete strukturmarxistische Reduktionismus, für den "der Mensch in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen" keinen *theoretischen* Stellenwert besitzt.⁵⁶

⁵³ W. Welsch, *Einleitung*, a.a.O., S. 3.

⁵⁴ R. Burger, a.a.O., S. 468.

⁵⁵ W. Seppmann, a.a.O., "Postmoderne", S. 168.

⁵⁶ Vgl. W. Seppmann, *Subjekt und System. Kritik des Strukturmarxismus*, Lüneburg 1993.

Verräterisch könnten auch jene Passagen sein, die es wert wären, für das intellektuelle Kuriositäten-Kabinett präpariert zu werden. Obwohl sein eigener Text vor Allgemeinbegriffen wimmelt (wenn man denken will, geht es natürlich nicht anders!), diskriminiert R.S. die von mir benutzten, wenn sie ihm nicht ins Konzept passen. Illegitim sei die Rede vom "Alltagsbewußtsein", akzeptabel höchstens die Rede von den alltäglichen "Bewußtseinsformen" (187). Aber hierin liegt das entscheidende Problem: Es gehört zum elementaren Geschäft dialektischen Denkens, das Gemeinsame und die Differenz von alltäglichen Bewußtseinsformen zu identifizieren. Der spießphilosophischen Gewißheit, daß es den "Alltag" oder den "Menschen" nicht gibt, ist meistens nicht bewußt, daß es sich bei diesen Begriffen um theoretische Abstraktionen bzw. begriffliche Fixierungen handelt, die Hilfsmittel für die gedankliche Durchdringung der Realität sind und (im dialektisch-theoretischen Kontext) immer wieder zu dieser rückvermittelt werden (müssen).

Richtig Pech hat R.S. bei der Auswahl der Referenzliteratur gehabt, die er gegen meine Argumente zu instrumentalisieren versucht. So einfach kann man es sich auch dann nicht machen, wenn man zu Demonstrationszwecken aus der Perspektive eines "ideellen Gesamt-Postmodernisten" argumentiert! Die Ausgangsüberlegungen waren sicherlich richtig. In einem intellektuellen Klima der Beliebigkeit und begeisterten Oberflächlichkeit besteht kaum die Gefahr, daß Argumente und Hinweise überprüft werden. Jedoch ist sein postmodernistisches "Gesamtkunstwerk" in einer marxistischen Zeitschrift erschienen - und in solch einem Kontext muß damit gerechnet werden, daß abgeleitete Argumente überprüft werden, beispielsweise, weil es den Rezipienten einfach nicht geheuer erscheint, für welche argumentative Verwirrung veritable Theoretiker in Anspruch genommen werden.

Man muß schon mit einer besonderen postmodernistischen Interpretationsgnade gesegnet sein, um Georg Lukács für ein erkenntnisrelativistisches Verweilen an den "Fragmenten" und die Verabsolutierung von unreflektierten Unmittelbarkeitserfahrungen in Anspruch zu nehmen (199). Nimmt man den von R.S. zitierten Lukács-Text zur Hand, ist darin von einer "Theorie des 'Augenblicks'" (199) im Sinne seiner Fetischisierung nichts zu finden. Wer Lukács, diesen überragenden Meister historisch-dialektischen Denkens, auch nur oberflächlich kennt, wird von dieser Recherche nicht überrascht sein! Methodische Quintessenz ist vielmehr, daß Individuelles und Allgemeines in sozialen Prozessen wechselseitig aufeinander bezogen sind und die "Momente des Prozesses ('Augenblicke') ... vom objektiven Prozeß hervorgebracht, also vom objektiven Prozeß nicht isolierbar sind."⁵⁷ Mit dieser methodischen Vorgehensweise wird die eigenständige Bedeutung der "Differenz" nicht ignoriert, aber die "große Erzählung" als die unabdingbare Voraussetzung des Verständnisses von sub-

⁵⁷ G. Lukács, Probleme des Klassenbewußtseins, in Z 31 (September 1997), S. 133.

jektiven Erfahrungsmomenten und Reaktionsformen begriffen. In meinem Text habe ich nun mehrfach gezeigt, daß die "Postmoderne" genau diese intellektuelle Mindestleistung nicht erbringt, sich von Fall zu Fall mit der unbegriffenen Erfahrung zufrieden gibt und nicht nach Ursachen und Zusammenhängen fragt.

Richtig peinlich wird es, wenn R.S. den Gesellschaftstheoretiker Pierre Bourdieu als vermeintlichen Zeugen eines im Kern positivistischen Verständnisses von sozio-kultureller Unmittelbarkeit und der Schimäre einer theoretisch ungebrochenen Authentizität mißbraucht. Bourdieus neuester empirischer Studie, die 60 Alltagserzählungen präsentiert, wird als Qualitätsmerkmal zuerkannt (R.S. zitiert zustimmend einen Rezensenten), "daß die Redenden sich im Vollzug einer Rede deren soziale Stellung selbst erklären" (187). Nun wird aber schon in dieser Rezension selbst darauf hingewiesen, daß sich dieser selbstinterpretatorische Effekt nur einstellen konnte, weil die Redekonstellationen in einer entsprechenden Weise präpariert wurden.⁵⁸ Sie sind das Produkt einer theoriegeleiteten Vorgehensweise, deren Kernmitis - nach den Worten Bourdieus - zusammen mit den "methodologischen Voraussetzungen ... für das richtige Verständnis des Interviews unabdingbar sind".⁵⁹

Einen anderen Status hat der Verweis auf ein Textfragment von L. Peter als Beispiel "postmoderner Kritik eines 'ökonomischen Determinismus'" (194). Wenn R.S. damit deutlich machen will, daß von den Zeitgeist-Distributoren nur eine "Neandertal-Version" (Terry Eagleton) des Marxismus kolportiert wird und sie diese auch dringend brauchen, um hinter der Karikatur ihres Gegners ihre eigenen Blößen verstecken zu können, hat er einen guten Griff getan. Bei Peters lesen wir, daß der Marxismus durch die "Grundannahme eines ökonomistischen Determinismus"⁶⁰ der Gesellschaft⁶¹ geprägt sei, dessen Grenzen die "poststrukturalistischen und postmodernen Diskurse" deutlich gemacht hätten. Und welche Konsequenz ist nach Meinung unseres Marxismus-Überwinders aus dieser fulminanten Einsicht zu ziehen? Na ja, ganz einfach, daß die "moderne (westliche) Gesellschaft" nicht mehr als "kapitalistisch" bezeichnet werden kann! Das ist nun wirklich von zwingender Logik! Denn "das Attribut 'kapitalistisch' suggeriert, daß die Gesellschaft wesentlich durch die private Aneignung und Verwertung von Kapital bestimmt ist, daß alle nicht-ökonomischen Subsysteme und sozialen Bereiche der ökonomischen Logik des

⁵⁸ Vgl. H. Zander, Rez. von P. Bourdieu et al., La misère du monde, in: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, H. 29, 1994.

⁵⁹ P. Bourdieu et al., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 13.

⁶⁰ Gemeint ist wahrscheinlich ein ökonomischer Determinismus - aber auf solche sprachlichen Feinheiten kommt es nun wirklich nicht mehr an!

⁶¹ L. Peter, Improvisierte Gedanken zum Verhältnis von moderner Gesellschaft und Gesellschaftsanalyse, in: F. Krause u.a., Neue Realitäten des Kapitalismus, Frankfurt/M. 1995, S. 195.

Kapitals untergeordnet sind und in ihrer Funktionsweise durch diese Logik gestenert werden, also keine Eigenständigkeit aufweisen.⁶² Nein, damit werde ich mich nun wirklich nicht auseinandersetzen! Wir wollen aber festhalten, daß R.S. (194) solche Einsichten als Alternative zur historisch-materialistischen Gesellschaftsanalyse empfiehlt. Da wir uns nun schon auf einem solch schwindelerregenden theoretischen Plateau befinden, wollen wir aber wenigstens die Quintessenz dieser Denkbewegung an einem Beispiel deutlich machen: Weil es immer wieder mal vorkommt, daß Fritzchen Müller ein Gedicht über die Schönheit der Natur schreibt, ohne an eine marktrelevante Verwertungsstrategie zu denken und weil er auch schon einmal ohne sichtbaren Einfluß des allgemeinen Gesetzes der kapitalistischen Akkumulation unglücklich verliebt war, ist es dieser Logik zufolge illegitim, von Kapitalismus zu sprechen! Und das bedeutet doch, wenn wir zwei und zwei zusammenzählen, daß es keine Ausbeutung, keinen Imperialismus, keine natur- und zivilisationszerstörende Dynamik des kapitalistischen Verwertungsprozesses usw. gibt. Erstaunlich, was Fritzchen Müller mit seinen Gedichten und seinem Liebesleben alles bewirkt hat!

In einem Punkt hat Terry Eagleton, auf dessen Postmoderne-Kritik ich mich ja schon mehrfach bezogen habe (vor dessen Lektüre jedoch eindringlich zu warnen ist! Da der Autor auch so einer ist, der das Diskurs-Wissen permanent mißverstehet und böse interpretiert, sollte sich nur an die Lektüre heranwagen, wer sich intellektuell und moralisch gefestigt fühlt), leider Unrecht. Tragischerweise existiert ein solcher Primitiv-Marxismus (der, aus welchen Gründen auch immer, die Marxismus-Diskussion unseres ganzen Jahrhunderts verschlafen hat!) nicht nur im Kopf seiner "postmodernen" Gegner - bzw. allenfalls in einem ganz anderen Sinne, als Eagleton meint. Was die eifrigsten postmodernistischen "Marxismus-Kritiker" in ihrem Kopf haben, ist ihr Marxismus-Verständnis aus einer Zeit, als der Name "Marx" für sie noch eine positive Bedeutung besaß. "Bewältigt" haben sie ihre intellektuelle (meist vom Strukturalismus geprägte) Vergangenheit, indem sie ihr neo-mechanistisches Theorieverständnis einfach mit einem negativen Vorzeichen versehen, einen abstrakten Objektivismus mit einem nicht weniger abstrakten und unvermittelten Subjektivismus "ergänzt" haben: Nachdem sie den Marxismus auf die Kältegrade reduziert haben, die in der ihn umgebenden kapitalistischen Gesellschaft herrschen, wird die lausiche Wärme des Subjektivismus dankbar akzeptiert - auch wenn sie vom vernunft-vernichtenden Feuer des Irrationalismus genährt ist. Aber uns wird jetzt zumindest das Paradox eines "marxistischen" Postmodernismus verständlich, bei dem im besten Falle "eine Konvertitenmoral aus der Wut revolutionärer Enttäuschung am Werk" ist, denn es "sind ja fast alle enttäuschte Mai-Kinder, die sich nach dem Scheitern der großen Bewegung 1968 zunächst linksradikalen Gruppierungen anschließen, um dann mit der Entlarvung des 'totalitären' Marx die eigene Vergangenheit

⁶² Ebd.

zu bewältigen.⁶³ Über die Zwischenstation der gnadenlos reaktionären "Neuen Philosophie" haben nicht wenige der postmodernistischen "Meister-Philosophen" sich für ihre strategischen Positionen in den Diskurs-Netzen qualifiziert. Von unübertroffener Aktualität zu solchen Metamorphosen ein Kommentar aus der Vergangenheit: "Die philosophischen Industriellen, die bisher von der Exploitation des absoluten Geistes geleht hatten, werfen sich jetzt auf die neuen Verbindungen."⁶⁴

Vor einigen Tagen sagte mir ein alter Genosse (der die "Codes" [192] des Textes von R.S. nicht begriffen hatte) mit unverhohlener Trauer, daß ihn die dumpf-drohend artikulierte Wut darüber, "daß wir dem Seppmann so etwas haben durchgehen lassen" (196), an eine leidvolle Phase seines eigenen (trotz der enttäuschten Perspektive der "Weltrevolution", die R.S. glaubt der Lächerlichkeit preisgeben zu müssen - 190) kämpferischen und eindrucksvollen Lebens erinnert hat. Als er ähnliche Formulierungen in den frühen 50er Jahren (als er im Machtbereich des Stalinismus lebte) in Zusammenhang mit seinem Namen in der Parteipresse las, war ihm klar, daß er für längere Zeit von seinen Freunden und Genossen Abschied würde nehmen müssen. Tragischerweise hatte er sich nicht getäuscht.

Da haben wir beide ja noch einmal Glück gehabt: R.S., weil er es so nicht gemeint hat, und ich, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen solche Sätze keine existenzbedrohenden Konsequenzen haben. Im Ganzen gesehen also eine "postmoderne" Konstellation!

Werner Seppmann

⁶³ O. Negt, Rückruf aus der Postmoderne - Rorty und die Linke, in: Das Argument, Nr. 220, 1997, S. 317.

⁶⁴ K. Marx/F. Engels, Die Deutsche Ideologie, MEW Bd. 3, S. 17.

Über den "Terror der Ökonomie"

Viviane Forrester: *Der Terror der Ökonomie*, Wien, 1997, 216 S., 38,- DM.

"Politische Cassandra", "Therapeutin der Nation" oder "Jean d'Arc der Arbeitslosen" sind Bezeichnungen aus der französischen Presse, die sich die Literaturkritikerin Viviane Forrester, die Autorin des Buches "Der Terror der Ökonomie" (im Original: "l'horreur économique") sicherlich gern gefallen läßt. Der literarische Essay, den der eher konservative Wiener Verlag Zsolnay 1997 auf deutsch herausbrachte, läßt sich - mit Einschränkungen - zum einen als Beitrag zur aktuellen Debatte in Frankreich über das "Ende der Arbeit" lesen. Zum anderen reiht er sich ein in eine Renaissance sozialkritischer Essayistik, die traditionell ein sensibler Seismograph für die Stimmungen innerhalb der französischen Gesellschaft ist.

Der Inhalt des Buches, den Forrester wort- und variantenreich gänzlich unökonomisch auf 207 Seiten ausbreitet, ist schnell nacherzählt.

Die neoliberale "Revolution" in den letzten zwanzig Jahren machte die Arbeit zum Privileg. Und anders als vergangene Revolutionen, die radikalisierten und den Willen durch Utopien herausforderten, baute diese auf die allgemeine Resignation der Bevölkerung angesichts der scheinbaren Unvermeidlichkeit und eliminierte den politischen Willen. Doch trotz ihrer "Unscheinbarkeit" erschütterte sie

nachhaltig die gesellschaftlichen Strukturen des entwickelten Kapitalismus. Der Niedergang der Arbeit und das "Verschwinden der Arbeitsgesellschaft", so Forrester, sind die auffälligsten Symptome dieser Umwälzung. Der "moderne" Kapitalismus unterliegt einem tiefgreifenden Wandel: Er ist nicht mehr industriell, nicht mehr produktiv und nicht mehr greifbar, sondern enturzelt. Er braucht nicht mehr die Arbeitskraft der Menschen, um Reichtum zu schöpfen ("jobless growth"). Zwei Jahrhunderte lang war die Arbeit der strukturierende Faktor des Lebens. Nun ist Arbeit zu einem "archaischen Faktor" für die Unternehmen geworden. Die Börse boomt, die Arbeitslosenstatistik auch. Während aber die sozioökonomische Realität sich verändert hat, bleibt Arbeit weiterhin die Integrationsinstanz unserer Gesellschaft. Die Würde des Menschen hängt davon ab, ob er einen Arbeitsplatz hat oder nicht, und die "Riten der Arbeit" bleiben die virtuelle und ideologische Norm unserer Gesellschaft, während die "exclus" bereits die Eingeschlossenen in einer neuen realen Norm sind - der Arbeitslosigkeit. Die überflüssigen Beschäftigten werden zu überflüssigen Menschen, die, so Forrester, von einem autoritären Regime auch eliminiert werden könnten ("Holocaust der Erwerbslosen"). Der Mensch, der zum überflüssigen Element dieser Wirtschaft geworden ist - zum Störfaktor, der nur noch Kosten verursacht -, wird in dieser apokalyptischen Vision am Ende "nur noch die Wahl haben, ob

er mit oder ohne Arbeit arm sein will". Damit werden unsere traditionellen Konzepte über Arbeit und Arbeitslosigkeit illusorisch.

Doch die politischen Eliten vertrösten die Bevölkerung auf den nächsten Aufschwung. Aber die westlichen Gesellschaften, so Forrester, befinden sich nicht in einer Wachstums- oder Arbeitsmarktkrise, sondern mitten in der Implosion der Arbeitswelt, die in eine "andere Zivilisation" führen wird. "Die Politiker haben Angst, der Bevölkerung Angst zu machen". Indem sie dem veralteten Wirtschafts- und Gesellschaftssystem nachhängen, versämen sie, über neue zukunftssträchtige Ansätze nachzudenken. Aber auch den Alternativen räumt die Autorin nur wenig Chancen ein. Denn die Drohungen der Lächerlichkeit und des Archaismus liegen schwer auf jedem Versuch, das uninformierte Denken und jenen Zustand zu durchbrechen, den François Furet in seinem letzten Buch feierte: "Es ist praktisch unmöglich geworden, die Idee einer anderen Gesellschaft zu denken, und auch niemand tut dies in der heutigen Welt (...). Wir sind dazu verurteilt, in der Welt zu leben, in der wir heute leben."¹ Es ist genau diese Ideologie der Unvermeidlichkeit, die die desaströse Revolution beschützt, untermauert und stabilisiert. Sie regiert über eine intellektuelle Wüste, in dem das Einheitsdenken das Denken aufhob und einen Zustand herstellte, den Forrester in einem früheren Buch

als die "Gewalt der Stille" bezeichnet hat.² Und die ökonomische Revolution erstickte den Raum des Denkens und die Zivilcourage des citoyens. Sie bemächtigte sich der Politik, die ein Hindernis für die Errichtung einer "Pseudo-Kompetenz" im Namen der Ökonomie darstellt, und degradierte den Staat zum Lakaien im Dienste privater Interessen. Kurz: Wir befinden uns in einem Krieg gegen das Denken, ausgerufen von Fukuyama bis Furet, die uns einreden wollen, daß die Geschichte ihr natürliches Ende gefunden hätte, während sich das "Halseisen des Marktes" immer fester um die letzten Bereiche der Gesellschaft schließt, die sich noch der ökonomischen Rationalität widersetzen.

Sicher muß das Buch zunächst gegen die Phalanx der ausgewiesenen "Einheitsdenker" verteidigt werden, allen voran Alain Minc, der bereits verlauten ließ, daß sich hinter dem "talentierten Schrei" nur "barer Unsinn" verberge, der genauso gut vom Vorsitzenden der kommunistischen Partei geschrieben sein könnte.

Es gibt sicherlich feinsinnigere aktuelle ökonomische Analysen, die intellektuelle Substanz des Aufsatzes bleibt letztlich dürftig und auch sein apokalyptisches Szenario ist nur wenig fundiert. Daran kann auch die bunt zusammengewürfelte Bibliographie am Ende des Textes nichts mehr ändern, die vom ehemaligen Mitterrand-Berater Attali über Shakespeare bis zum Kybernetiker Wiener reicht. Doch die

¹ François Furet: *L'Avenir d'une illusion*, Paris, 1995, S. 572.

² Viviane Forrester: *La violence du calme*, Paris, 1980.

Stärke und das eigentliche Ereignis des Buches liegt nicht in der ökonomischen Analyse, sondern im politischen Signal. Ähnlich wie Pierre Bourdieu in seiner Polemik gegen den Bundesbankpräsidenten Tietmeyer führt auch Forrester in ihrem Pamphlet die Absurdität und Destruktion der herrschenden neoliberalen Ideologie vor, und es dürfte in Zukunft schwieriger sein, Alternativen als realitätsfern zu denunzieren und Reformansätze mit dem Hinweis auf die ökonomischen Zwänge im Keim zu ersticken. Ihr Buch ist damit ein Beitrag zu dem Versuch, die monopolisierte Deutungs- und Definitionsmacht und die Uniformierung der politischen Sprache durch die Techniker "der einzig möglichen Politik" zu durchbrechen und Räume für populäre linke Gesellschaftskritik zurückzuerobern. Und in der Tat sind 400.000 verkaufte Exemplare in Frankreich und 17 Auslandslizenzen ein stummer Protest gegen ein neoliberales Projekt, dessen gesellschaftliche Verwerfungen immer deutlicher zu Tage treten und der sich mittlerweile auch in den aktuellen sozialen Kämpfen - vor allem in Frankreich - lautstark artikuliert. Daß der Essay nicht nur zu einem Bestseller sondern auch zu einem sozialen Phänomen wurde, zeigt die Allgegenwärtigkeit des von Rimbauds "Illuminationen" entlehnten Titels in den öffentlichen Auseinandersetzungen und auf den Transparenten von Streikenden. "Mit Viviane Forrester scheint der Kampf gegen den grassierenden Wirtschaftsliberalismus in den Chefetagen, Börsen und Finanzministerien

seine französische Pasionaria gefunden zu haben" (Neue Zürcher Zeitung). Und genau aus diesem Grund enttäuscht der Schluß des Buches besonders. Denn der Wutausbruch über die Zumutungen des Kapitalismus bleibt am Ende merkwürdig zahm. Der gut formulierte Zorn mündet schließlich darin, die moralischen Defizite des Systems zu beklagen und statt Mitleid "ein kühnes, kompromißlos strenges Gefühl" gegenüber den Ausgeschlossenen einzufordern - nämlich Respekt. Sicher konnte man auch von diesem Buch kein Alternativkonzept erwarten, doch nach dem fulminanten Sprachgestus der ersten 200 Seiten und der scharfen Polemik gegen das bestehende System hätten einige grob skizzierte Pährten in Richtung einer alternativen Gesellschaft und einem alternativen Europa dem Buch sicher besser getan als plattes Moralin. Auch der Bourdieusche Voluntarismus - die Forderung nach einem europäischen Sozialstaat, der der Herrschaft der Märkte gegenübergesetzt werden muß - bleibt letztlich vage, aber er gibt der entstehenden kritischen Öffentlichkeit die Ahnung eines Ziels, für das es sich zu kämpfen lohnt, während Forrester ihre Leser und Leserinnen trotz des moralischen Appells am Ende in die Dunkelheit der angekündigten klassenübergreifenden Apokalypse entläßt.

Jochen Steinhilber

Rahmenbedingungen, Probleme und Perspektiven der Linken in Lateinamerika

Albert Sterr (Hrsg.), *Die Linke in Lateinamerika. Analysen und Berichte, Neuer ISP Verlag-Rotpunktverlag, Köln/Zürich 1997, 320 S., 38,- DM.*

Die lateinamerikanische Linke¹ oder die Linken, wie sie der Herausgeber und Autor dreier Beiträge A. Sterr in der vorliegenden Studie zu recht charakterisiert, weil damit besser die Vielfalt des häufig konfliktreichen Zusammenspiels heterogener Kräfte zu fassen ist, hat auf die westeuropäische Linke der letzten vierzig Jahre eine seltsame Faszination ausgeübt. Personen wie Che Guevara oder Fidel Castro in Kuba, der beim Militärputsch des chilenischen Militärs getötete Salvador Allende oder Victor Jara, der chilenische Sänger, der ehemalige Priester und Guerillero Camillo Torres oder die Comandantes der Sandinisten und natürlich in jüngster Zeit Subcomandante Marcos, um nur einige zu nennen, waren moralische Vorbilder für mehrere Generationen der Linken in Westeuropa. Sie verkörperten den Typus des Revolutionärs. Demgegenüber blieben die Bewegungen oder Parteien, die sie verkörperten oder in denen sie wirkten, merkwürdig blaß, ja konturlos.

Im Gegenteil, je näher man sich mit den linken Parteien und sozia-

len Bewegungen in Lateinamerika befaßte, desto verwirrender und chaotischer stellte sich die Situation dar. Parteigründungen, Spaltungen und erneute Vereinigungen, unterschiedlichste Strömungen aller möglichen linken Schattierungen, die klandestine Organisationsform der bewaffneten Gruppierungen und plötzliche soziale Eruptionen setzten beim Beobachter intimste Kenntnisse der Personen und des Landes voraus.

Aber nicht nur durch die fremde Optik gibt es ein verwirrendes Bild. In einem Gedicht von Efraim Huerta (Desconcierto - Mißvergnügen) äußert ein Student: "Meine alten Marxismus-Lehrer kann ich nicht verstehen. Die einen sind im Gefängnis, die anderen sind an der Macht" (zit. nach S. 82). Im Vorwort betont Sterr, daß die Zusammenstellung der Beiträge - die Hälfte von lateinamerikanischen Autoren, die anderen aus Westeuropa (Deutschland/Frankreich/Schweiz) - sowie die Auswahl der Autoren selbst einen Ausschnitt aus der Vielfalt widerspiegeln soll, der es sich anzunähern gilt. Dies ist für Sterr auch der Grund, warum er nicht versucht hat, eine Grundstruktur für die Beiträge vorzugeben. "Eher gleicht es (das Buch) einem vielstimmigen Konzert, dissonante Töne durchaus inbegriffen." (9)

Es fällt allerdings auf, daß die Mehrzahl der westeuropäischen Beiträge strukturierenden und Überblickscharakter haben und Problemkomplexe in den Vordergrund stellen, während bei den Beiträgen der lateinamerikanischen

¹ Die Gretchenfrage: Wer oder was ist links? Wird im Buch pragmatisch gelöst. Das Spektrum reicht von reformistischen bis zu systemoppositionellen Kräften.

Autoren viel stärker Bewegungs- und Parteien-Geschichte Gegenstand der Betrachtung sind und diverse Niederlagen und Fehler diskutiert werden.

Das Buch zerfällt in zwei große Teile: Die Einleitung mit den Themenbeiträgen und die Länderbeiträge; wobei allerdings Beiträge zu wichtigen Ländern wie Argentinien, Chile, Bolivien und Kuba fehlen, daneben auch Paraguay und Uruguay. Ein Manko einiger Länderbeiträge ist, daß die Betrachtung der sozialen Bewegungen oder linker Parteien in der Luft hängt, da keine konkreten Aussagen zur ökonomischen Situation und zu den sozialstrukturellen Veränderungen in den letzten beiden Jahrzehnten (Neoliberalismus und Schuldenkrise) gemacht werden. Auch fehlt ein eigenständiger thematischer Überblick über die Gewerkschaftsbewegung in Lateinamerika. Nicht zufällig ist die brasilianische Arbeiterpartei PT, ein sogenannter Hoffnungsträger linker Politik in Lateinamerika, ohne Gewerkschaften nicht zu denken.

Der einleitende Beitrag von A. Sterr formuliert einige zentrale Fragen, so die nach der Bedeutung des Zusammenbruchs des sozialistischen Systems für die Linken, dem des kontinentalen Übergangs zur neoliberalen Doktrin und zum Rückzug der Militärs bei gleichzeitiger Etablierung parlamentarischer Demokratien. Diese wiesen allerdings schon im Zuge ihrer Re-Etablierung erhebliche Defizite bei den politischen und sozialen Grundrechten auf oder wurden im Zuge der neoliberalen Politik-

durchsetzung weiter eingeschränkt, beobachtet oder unterstützt von den jeweiligen Militärs. (Peru/Argentinien/Chile).

Sind dies neue Rahmenbedingungen linker Politik, so stellt sich die Frage nach dem Zustand der Linken. Hat die Linke kaum noch Chancen und wird sie von einer Serie von Rückschlägen gebeutelt oder konnte sie aus ihrem traditionellen Ghetto ausbrechen und ist die zapatistische Revolte Abgesang auf bewaffnete Formen des Widerstandes oder neuer Paukenschlag?

Wichtig scheint mir der Hinweis von A. Sterr zu sein, daß erst durch die Proteste der Menschenrechtsgruppen und deren humanistische Forderungen, die sich unter den Militärherrschaften der 70er Jahre herausbildeten, die überlebenden Linken des politischen oder bewaffneten Widerstandes sich erst wieder aus den Verstecken hervorwagen oder aus dem Exil zurückkehren konnten (43/44). Ohne Zweifel gibt es ein erhebliches Nachdenken über die alte und falsche These, daß zunehmende Repression des Staates, die zu provozieren sei, zu zunehmender revolutionärer Begeisterung der Massen führe. Dies impliziert auch ein neues Verhältnis von sozialen Bewegungen und politischen Parteien oder Gruppierungen, die in der Vergangenheit oft unter dem Blickwinkel eines Duschlauferhitzers - von Linken völlig instrumentell gesehen worden sind. In einigen Beiträgen klingt an, daß der Erhalt und die Entwicklung dieser demokratischen Bewegungen ein wesentliches Ziel linker Politik sein

muß. In seinem Beitrag "Soziale Bewegungen in Lateinamerika" skizziert D. Boris diese sozialen Bewegungen und ihre unterschiedlichen Beweggründe. So die Menschenrechtsbewegung, "die jenseits politischer Positionen und Ideologien elementare Überlebenschancen einforderten und damit auch einer vergleichsweise breiten Unterstützung sicher sein konnten. Bislang unpolitische Kreise, nicht selten Mittelschichtsangehörige oder sogar Vertreter der Oberklasse, politisch eher moderate Kräfte und kirchliche Instanzen aktivierten sich häufig erstmals in einer neuen Form von Politik, ..." Dies gilt auch für die Frauenbewegungen, da die Anerkennung der eigenständigen Stellung der Frau in sozialen und politischen Konflikten immer schon ein düsteres Kapitel in der Linken und besonders in der lateinamerikanischen Linken war. Für Lateinamerika gilt, daß viele Bewegungen von Frauen sich gerade in der Diktaturperiode bildeten und oft die mutigsten Repräsentanten des sozialen Widerstandes waren. Auch dies ist ein ernstzunehmender neuer Faktor für die Linken in Lateinamerika. Boris wendet sich zu Recht gegen das Ausspielen dieser sogenannten neuen sozialen Bewegungen gegen die alten wie z. B. die Gewerkschaften, da es viele Verbindungslinien personeller aber auch thematischer Art zwischen den alten und neuen sozialen Bewegungen gibt. Auch er sieht den engen positiven Zusammenhang zwischen Stärke der Linken und Stärke der sozialen Bewegungen,

"da die linke Option in der sozialen Sphäre weiterhin verbreiteter ist als im Gefüge der institutionalisierten Politik", wie Boris eine Aussage von Vilas zustimmend zitiert (293). Das ernente Aufflammen sozialer Proteste in Lateinamerika (Landlosenbewegungen, Indigena-Bewegung, städtische Armut) in der Folge der neoliberalen Politik machen diese sozialen Bewegungen zu wesentlichen Akteuren in Lateinamerika.

In dem Interview von A. Sterr mit Javier Diez Canseco, einem von zwei Abgeordneten der Vereinigten Linken (IU) im peruanischen Parlament, das als Länderbeitrag zu Peru fungiert, beklagt Diez Canseco: "Die Zerstörung des sozialen Netzes bewirkte nicht nur die Delegitimierung des politischen Systems und die Schwächung der sozialen Bewegungen, sie zerbrach auch das Dreieck zwischen Vertretern sozialer Bewegungen, Politikern und Intellektuellen." (Canseco spielt mit dieser Äußerung darauf an, daß z.B. der Terror des Sendero, der sich auch gegen soziale Basisbewegungen richtete, lange Zeit von anderen linken Kräften toleriert worden ist.) Auf die Nachfrage von Sterr "Heißt das, daß sich die Linke von der bisher üblichen Art des Politikmachens verabschieden muß?", antwortet Canseco "Ohne das geht es nicht. Die Linke Perus hatte hundert Lenins - und das ist ein schwerwiegendes Problem!"

Sterr: "Zu viele Möchtegern-Parteiführer und zu wenige, die die unspektakuläre Alltagsarbeit verrichten?"

Canseco: "Ja, und das muß sich ändern. Mehr Bescheidenheit und Basisanbindung, mehr Teamarbeit und innere Demokratisierung sind erforderlich."

Sterr: "Sie sprechen immer von der Partei. Welches Bild oder Konzept haben sie da vor Augen?"

Canseco: "Eine breit angelegte politisch-soziale Bewegung und keine kleine Avantgarde illustrieren Personen. Wenn sich die Linke als Avantgarde versteht, die über das Bewußtsein der Klasse verfügt und deshalb der Bevölkerungsmehrheit Vorschläge aufdrückt, so hat sie meiner Ansicht nach auf Dauer keine Chance. Am erfolgreichsten waren die linken Kräfte, die diesen Charakter von politisch-sozialen Bewegungen hatten."

Auch die Analyse der bewaffneten Kämpfe in Lateinamerika in Sterrs Beitrag "Guerillakampf und Befreiungsbewegungen in Lateinamerika", der einen guten Überblick über die historischen Etappen der Guerilla gibt, mündet in ein Resümee, das der Guerillakonzeption als bewaffnetem Kampf einer kleinen Avantgarde für die Zukunft eine klare Absage erteilt: "Eine weitere Eigenschaft der EZLN (ZAPATISTEN) von grundsätzlicher Bedeutung scheint mir das anti-avantgardistische Herangehen an Demokratie und Macht zu sein. Die Zapatisten sprechen dabei Dimensionen an, die die guevaristische und leninistische Linke mit ihrer Fixierung auf die Eroberung der Staatsmacht, die Kontrolle der (Sicherheits-) Apparate und den Aufbau "der" revolutionären Partei

nur am Rande zur Kenntnis nahmen: die Einbeziehung verschiedener Interessengruppen in das eigene Konzept und die Akzeptanz von Dissens; die eigenverantwortliche Mitwirkung beim Aufbau einer neuen demokratischen Macht, was an Vorstellungen von Gegenmacht "poder popular" oder "poder local" anknüpft;..." (266f.)

Das Problem allerdings, ob diese in einem ganz spezifischen Milieu und in einer bestimmten Lebensweise der indianischen Bevölkerung verankerte Bewegung auch generalisiert und damit zum Vorbild für städtische Bewegungen gemacht werden kann, bleibt offen.

Der Beitrag über Brasilien von Raul Pont - seit 1997 Bürgermeister von Porto Alegre und Führungsmitglied der PT (Arbeiterpartei), läßt viele Fragen offen, da er sich primär auf die erfolgreiche Kommunalpolitik der PT in Porto Alegre bezieht und in vielen Punkten eine für westeuropäische Augen gemeinwohlorientierte Kommunalpolitik beschreibt, die ohne Korruption und Klientelismus abläuft. Wie allerdings die Mittel für diese armutsorientierte Politik von der Stadt aufgebracht wurden, wie das offensichtlich konflikthafte Verhältnis von Stadtbürokratie und PT beschaffen ist, wie die Beteiligung der Menschen konkret abläuft, darüber werden kaum Aussagen getroffen.

Im abschließenden Beitrag von Braulio Moro über das Forum von Sao Paulo, das seit 1990 auf Initiative der kommunistischen Partei Kubas auf einem Höhepunkt der

Desorientierung der Linken erstmalig zusammentrat, das jedem offensteht und sich als Raum für linke Reflexion versteht, wird deutlich, daß sich auch in diesem Forum immer häufiger Spannungen ergeben zwischen der sogenannten institutionalisierten Linken (also den Parteien, die Regierungsmitverantwortung tragen oder in Parlamenten sitzen) und den sozialen Linken (also den Bewegungslinien). Kritisch merkt Moro an, daß es Tendenzen im Forum gibt, die sozialen oder Basisbewegungen zu umgehen. So gab es bisher - wahrscheinlich auf Druck der mexikanischen Regierungspartei PRI - keinen Kontakt zwischen den Kräften des Forums und Initiativen wie dem "Interkontinentalen Treffen für die Menschheit und gegen den Neoliberalismus", das von den Zapatisten ins Leben gerufen wurde. "Die Diskussionen", so Moro, "die sie zu den Themen Macht, Rolle der neuen sozialen Subjekte, Indigena-Frage, Stellung der Parteien usw. führen, sind alles Themen, über die man nicht einfach hinweggehen kann. Der Ausschluß der EZLN vom Treffen in Montevideo (1995) und das Schweigen von fast der ganzen lateinamerikanischen Linken zum Konflikt in Mexiko sind mehr als besorgniserregend." (315)

Insgesamt wirft das Buch eine Vielzahl von Fragen auf und gibt damit ein realistisches Bild der Probleme - nicht nur für die Linken in Lateinamerika und es führt weg von romantisierenden Vorstellungen.

Peter Hiedl

Zerrissenes Algerien

Die algerische Tragödie. Vom Zerschlagen des Staates einer zerrissenen Gesellschaft, agenda Verlag, Münster 1997, 171 Seiten, 29,80 DM.

Es ist wohl keinswegs selbstverständlich, daß eine Studie zu einem wahrhaft explosiven Thema auf eine derart breite Zustimmung unter den Rezensenten stößt wie Werner Rufs neues Buch.

Worin bestehen die Qualitäten der Studie, die von den verschiedensten Rezensenten uneingeschränkt als Grundlagenlektüre zum Verständnis des in Algerien seit dem Militärputsch von 1992 mit brutaler Gewalt und Gegengewalt sich vollziehenden Bürgerkriegs empfohlen wird?

Da ist zunächst die gelungene Kombination von wissenschaftlicher Tiefe und Gründlichkeit einerseits, von allgemeinverständlicher Lesbarkeit andererseits. Werner Ruf betreibt weder oberflächliche "Kriegsberichterstattung", noch "Krieg der Zivilisationen", sondern entfaltet übersichtlich und mit präziser Sachkenntnis jene Bezugsfelder (Kolonialgeschichte, Prozesse transnationaler Migration, die Widersprüchlichkeit politischer und sozioökonomischer Strategien im Spannungsfeld von zerrissener nationaler Identität, Weltpolitik und Weltwirtschaft), welche "das Abgleiten der algerischen Gesellschaft in einen schier unlösbaren Teufelskreis von Gewalt nachvollziehbar machen".

Grundlage dieses Prozesses sind zunächst die "Schatten der Vergan-

genheit". Der mit äußerster Willkür und Brutalität vorgehende, alles Arabische und Islamische diskriminierende französische Siedlungskolonialismus bedeutete für die in sich heterogene, vorstaatliche Stammesgesellschaft des damaligen "Algerien" nicht "einfach nur Fremdherrschaft und Ressourcenabzug", sondern die völlige Desintegration aller gesellschaftlichen Strukturen und Identitäten. Nach dem Ende eines blutigen Befreiungskrieges kann die algerische Entwicklung so nicht "einfach" an eine vorkoloniale, homogen gewachsene nationale Identität und Staatsstruktur anknüpfen. Vielmehr leben die Traumata der Kolonialgeschichte fort, indem sie einer doppelten Fremdbestimmtheit der "nationalen algerischen Entwicklung" den Weg ebnen: Bereits in der Frühphase "unabhängiger" Entwicklung wird ein "entwicklungspolitisch-ideologischer Spagat" zwischen einer europäisch-laizistisch erzogenen und der traditionellen arabischen Elite greifbar. Während die einen die koloniale Erniedrigung zu kompensieren suchen durch einen Import europäisch-sozialistischer politischer Strukturen und eine forcierte Industrialisierungspolitik, suchen die anderen die Identität Algeriens in blanker Umkehrung der kolonialen Repression zu reduzieren auf arabisch-islamische Traditionen. Sozialistische und arabisch-islamische Orientierung verschmelzen scheinbar zu einer erfolgreichen nationalen Entwicklung. Wie wenig wirkliche Integration aber stattfand, wie sehr die koloniale Zerreißen der alge-

rischen Gesellschaft sich perpetuierte in einen klassenstrukturellen Riß zwischen westlich-laizistischer Elite und re-arabisierter Bevölkerungsmehrheit, wie sehr das entwicklungspolitische Konzept selbst durch innere Widersprüche gekennzeichnet war und wie sehr das Projekt einer islamisch-sozialistischen Entwicklung zu einem Lippenbekenntnis der regierenden Staatspartei verkommen war, wurde erst deutlich, als das "Modell Algerien" mit dem Verfall der Kohlenwasserstoffpreise in die Krise geriet.

Werner Ruf gelingt es, die Vielfalt von historischen, politischen, ideologischen und sozioökonomischen Einflußfaktoren und Widersprüchen, die die algerische Entwicklung prägten, aus einer differenzierten materialistischen Methodik heraus sachlich und unaufdringlich in eine innere Kohärenz zu bringen, aus der keineswegs notwendig, aber mit einer gewissen Logik der Weg in die derzeitige Krise geführt hat. Diese Krise ist kein Kampf der Kulturen und keine Bedrohung Europas, sondern ein Konflikt um wirtschaftliche Kontrolle und politische Macht. Die spezifische Form dieses Konfliktes, eskalierende Gewalt und religiös-fundamentalistische Artikulation, sind logische Funktionen der Krise selbst.

Nur beinahe amüsant ist die Verwunderung manch eines Rezensenten über die Möglichkeiten, marxistische Gesellschaftstheorie mit differenzierter Sachkenntnis und Kritikfähigkeit gegenüber sozialistischen Regierungen zu verbinden, ist das Schubladendenken,

welches denjenigen, der die Rechtmäßigkeit des Widerstandes fundamentalistischer Gruppen anerkennt, pauschal zu deren "offenen Sympathisanten" macht. Werner Ruf ergreift allenfalls Partei für soziale Gerechtigkeit, Demokratisierung und eine friedliche Lösung des Algerien-Konflikts, wenn er die Legalisierung und politische Einbindung der FIS (Front Islamique du Salut - Islamische Heilsfront) als Voraussetzung jeglicher Konfliktlösung ansieht.

Er setzt mit seinem Buch durchaus Maßstäbe, sowohl was eine differenzierte Auseinandersetzung mit "islamischen Fundamentalismen" betrifft, als auch was das Verständnis gesellschaftlicher Prozesse in "Dritte-Welt-Ländern" angeht. Die Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in politische Handlung aber ist Sache derjenigen, die über die politische Macht hierzu verfügen.

Ingrid El Masry

Abschluß einer von DDR-Historikern begonnenen Dokumentation zur Okkupationspolitik des deutschen Faschismus

Europa unterm Hakenkreuz. Analysen-Quellen-Register. Zusammenstellt und eingeleitet von Werner Röhr. Zugleich Band 8 und Ergänzungsband 2 der achtbändigen Dokumentenedition "Europa unterm Hakenkreuz". Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus (1938-1945). Hüthig Verlag Heidelberg

1996. 901 Seiten mit 23 Karten, 47 Tabellen und Schemata, 198,- DM.

Nach rund anderthalb Jahrzehnten kann ein von Historikern der damaligen DDR begonnenes und - bemerkenswerterweise - nach der Wiedervereinigung unter der Ägide des Bundesarchivs fortgeführtes monumentales Editions- und Forschungsprojekt zur Geschichte der von der nationalsozialistischen Expansion betroffenen Staaten und Gebiete als abgeschlossen gelten. Seit 1988 erschienen (anfangs in der DDR bzw. in westdeutschen Lizenzausgaben, die mittlerweile vergriffen sind) insgesamt sieben nach geographischen Gesichtspunkten gegliederte Bände, welche unter Einschluß Österreichs und des "Protektorats Böhmen und Mähren" für alle vom Dritten Reich zwischen 1938 und 1945 okkupierten Länder eine Auswahl zentraler Dokumente aus dem vielschichtigen Behördenapparat der Besatzer präsentierten. Wenn sich auch über die getroffene Auswahl in Anbetracht des tonnenweise erhaltenen Aktenmaterials naturgemäß streiten läßt, so kann doch das Ziel der Edition, dem wissenschaftlichen Benutzer wie auch dem historisch interessierten Laien einen grundlegenden Einblick in die Strukturen, Ziele und Mittel der deutschen Okkupationen und die kriegsbedingten Modifikationen der Besatzungspolitik zu eröffnen, weitgehend als erreicht bezeichnet werden. Jedem Band war eine umfangreiche, fundierte Einleitung vorangestellt, die dem Leser - zum Teil erstmalig in deutscher Sprache - den Ereignisablauf in den besetzten

Staaten vor Augen führte und zentrale Forschungstendenzen und -probleme unter Zusammenfassung der jeweiligen nationalen Historiographie bilanzierte.

1994 folgte der ebenfalls von Werner Röhr zusammengestellte Ergänzungsband 1, welcher dem Thema der Kollaboration der unterworfenen Bevölkerungen mit den deutschen Besatzern gewidmet war. In rund zwei Dutzend Beiträgen von Sachkennern aus ganz Europa wird das Phänomen der Kollaboration im wesentlichen länderspezifisch beschrieben, wobei nationale Spezifika im Vordergrund stehen. Was hier noch fehlte, war die umfassende, vergleichende Synthese, war die Einordnung der in den acht Bänden ausgebreiteten unzähligen Detailinformationen und des vielschichtigen Faktenwissens in eine große, Gemeinsamkeiten und Besonderheiten heraushebende Gesamtschau. Diese bald schmerzlich empfundene Lücke warf aber nicht zuletzt ein scharfes Licht auf die Entwicklung der Forschung in den ersten vier Jahrzehnten nach Kriegsende, war diese doch gekennzeichnet durch eine allzuoft nationalstaatlich verengte, den deutschen Herrschaftsraum als Ganzes zugunsten der Geschichte eines Landes aus dem Blick verlierende Perspektive, wie verständlich diese Sicht aufgrund der gemachten historischen Erfahrungen auch immer sein mochte. Es waren freilich nicht zuletzt Sprachbarrieren, welche die Rezeption der in den ehemals okkupierten Staaten vorgelegten Forschungsergebnisse über

die Landes- und Sprachgrenzen hinweg erschwerten.

Die in den späten achtziger Jahren angesichts des erreichten Forschungsstandes erstmals festgestellten Defizite, ja das im Grunde völlige Fehlen einer vergleichenden Okkupationsgeschichtsschreibung will der nun vorliegende und die Reihe abschließende Ergänzungsband 2 wenigstens teilweise beheben. Wenn er auch in vielem auf den zuvor erschienenen Dokumentenbänden aufbaut, auf sie verweist und mit seinen minutiösen Registern, Konkordanznachweisen der Archivsignaturen etc. eine wertvolle Ergänzung zu ihnen darstellt, so kann und muß er doch als eigenständige Forschungsleistung gewürdigt werden, zumal diese auch unabhängig von der Reihe gewinnbringend genutzt werden kann.

In dem Band findet sich zunächst ein mehr als dreihundertseitiger Beitrag von Werner Röhr über "Forschungsprobleme zur deutschen Okkupationspolitik". Der Autor liefert einen detailreichen Überblick über sämtliche Okkupationen im deutschen Machtbereich zwischen 1938 und 1945, die Strukturen der Besatzungsherrschaft, die Inhalte und Ziele der Besatzungspolitik sowie die zwischen den Polen von Resistenz und bewaffnetem Kampf anzusetzenden Formen des Widerstandes. Die bisher von der Forschung vorgelegten Konzepte zu Einordnung und Vergleich der auf den ersten Blick verwirrenden, ja chaotischen äußeren Strukturen der Besatzungen werden von Röhr vorgestellt

und kritisch diskutiert. Der Beitrag beeindruckt durch seine geglückte Verbindung von Theorie und Empirie, seine Detailkenntnisse wie auch durch die Unmenge der in ihm angeschnittenen Fragen und den Reichtum der eingearbeiteten Spezialliteratur. Er steckt den theoretischen und konzeptionellen Rahmen ab, in dem bisherige Okkupationsforschung sich bewegt und von dem künftige wird ausgehen müssen. Besonderes Augenmerk legt der Verfasser auf die methodischen Schwierigkeiten einer vergleichenden Okkupationsgeschichtsschreibung, die so unterschiedliche Erscheinungen wie den deutschen Vernichtungskrieg im Osten und das gerne als "Musterprotektorat" titulierte Dänemark sinnvoll, die Gemeinsamkeiten ebenso wie die Besonderheiten angemessen berücksichtigend, in ein übergreifendes Konzept nationalsozialistischer Expansion und Herrschaft integrieren soll. Röhr legt dar, daß die Verständigungsprobleme schon in der Verwendung unscharfer bzw. mit divergierendem Inhalt gefüllter Begriffe zur Beschreibung der Besatzungsrealität beginnen. Wer daran interessiert ist, bisher begangene Fehler zu vermeiden, ist gut beraten, diesen gerade um sprachliche Präzision und analytische Schärfe bemühten Text sorgfältig zu studieren.

Nach einem das eigentliche Thema ergänzenden und über das Kriegsende hinausweisenden Beitrag von Günter Wieland über die Aburteilung der Besatzungsverbrechen durch die west- und ostdeutsche Ju-

stiz folgt ein zwar knapper, aber gleichwohl für weiterführende Forschungen zentral wichtiger Überblick zu Quellenlage und Erschließungsstand der Archivalien zur Okkupationspolitik des Dritten Reiches. Besonders hingewiesen sei auf die von Margarete Piesche in mühevoller Kleinarbeit zusammengestellte, mehr als 150 Seiten umfassende Auswahlbibliographie, welche die Bearbeiterin in einen thematisch gegliederten allgemeinen Teil und einen Länderabschnitt, dessen einzelne Kapitel wiederum nach Sachgebieten geordnet sind, strukturiert hat. Durch die umfassende Einbeziehung fremdsprachiger Literatur wird diese Bibliographie zu einem ebenso unentbehrlichen wie nützlichen Arbeitsmittel für jedermann, der sich mit dem Thema der deutschen Okkupationen im Zweiten Weltkrieg zu befassen bat.

Dieser auf den ersten Blick - aber nur auf diesen - etwas disparate Aufbau des Bandes bedingt gerade seinen Wert für den Benützer. Hier liegt in Wahrheit ein durch seinen Materialreichtum überwältigendes Kompendium vor, in dem jeder Interessent nützliche und weiterführende Informationen finden wird. Dies gilt ebenso für die dem klassischen Handwerkszeug des Historikers gewidmeten Teile zur Literatur- und Quellenlage wie für den Forschungsüberblick aus der Feder Werner Röhrs. Hier wird in wahrhaft europäischer Perspektive eine erstaunlich reichhaltige Literatur in zahlreichen Sprachen ausgewertet und zusammengefaßt, was deren Rezeption - und dies gilt

nicht nur für den deutschen Sprachraum - eigentlich erst ermöglicht. "Europa unterm Hakenkreuz" steckt ein weites Forschungsfeld ab und gibt wichtige, im Grunde längst überfällige Impulse für eine komparatistische Betrachtung der deutschen Okkupationen in der Zeit des Nationalsozialismus. Künftige Forschung wird an diesem grundlegenden Werk in keinem Fall mehr vorbeigehen können.

Martin Moll

Justizopfer vor und nach 1945 in Ost und West

Horst Schneider, *Todesurteile am Münchner Platz, Verlag am Park, Berlin 1997, 160 S., 14,80 DM.*

Die Nachkriegsentwicklung in beiden deutschen Staaten kritisch zu durchleuchten und in den internationalen Kontext zu stellen, der viele Handlungen zweifellos determinierte: Das ist und bleibt eine notwendige wissenschaftliche Aufgabe. Die Wirkungen derartiger Forschungsergebnisse auf die praktische Politik und auf das gesellschaftliche Bewußtsein sind bekannt. Es interessiert also nicht nur die fundierte Aufklärung von Vergangenen. Bedeutende gegenwärtige politische Festlegungen und wesentliche Weichenstellungen für künftige Entwicklungen gestalten sich um so nützlicher für Menschen und staatliche Gemeinwesen, je korrekter zeitgeschichtliche Ereignisse dargestellt und deren Hintergründe offengelegt werden.

Seit der damalige Justizminister Kinkel nach der Epochenwende von 1989/90 dazu aufrief, die DDR zu "delegitimieren", sind viele Journalisten und Juristen, aber auch Historiker und Politiker dabei, ein propagandistisch verfälschtes Bild über Ereignisse im alternativen deutschen Staat zu verbreiten. Vier Jahrzehnte antikommunistischer Beeinflussung und die Schwarz-Weiß-Schablonen des Kalten Krieges hinterließen tiefe Spuren, die mit der Zäsur von 1989/90 keineswegs überwunden sind. Es ist offenkundig, wessen Interessen mit einseitigen Bewertungen der DDR bedient werden und wem bzw. welchen politischen Zielen vorsätzliche Verzerrungen zeitgeschichtlicher Ereignisse letztendlich schaden.

Die notwendige Aufarbeitung regionaler Geschichte kann durchaus allgemeine grundsätzliche Bedeutung erhalten. Über den Ort des Geschehens weit hinausreichend, lassen sich allgemeine Entwicklungen verdeutlichen. Am konkreten Beispiel von Todesstrafen, verhängt vom Dresdener Landgericht nach 1945, analysiert der Historiker Horst Schneider in seiner neuesten Publikation verschiedene Sachverhalte, denen ein für die Nachkriegszeit typischer Charakter eigen ist. Sein Maßstab ist ein Text von R. v. Weizsäcker, den dieser als Bundespräsident am 20.2.1992 ins Gästebuch der Stadt Bautzen eintrug: "Die Menschen wollen Aufklärung, nicht Abrechnung. Die Wahrheit soll ans Licht, damit Aussöhnung und Friede möglich werden." (8) Bei seinen Recherchen erfuhr der Historiker Schneider,

daß obige Aussage des ehemaligen Bundespräsidenten von vielen sächsischen Politikern und Journalisten keineswegs akzeptiert wird. Einsicht in wichtige Dokumente zu diesem Fall erhielt er nicht; mit fadenscheinigen Begründungen wurde dies verwehrt. Er blieb genötigt, öffentlich zugängliche Dokumente und bekannte Fakten auszuwerten und zu beurteilen. Die Streitfrage betrifft 62 "Todesurteile am Münchner Platz", dem Sitz des Landgerichts Dresden.

"Stasi-Guillotine stammt von den Nazis", titelte die Bild-Zeitung. "Es gab Hinrichtungen mit dem französischen Fallbeil", berichtete die Sächsische Zeitung. Tagespresse und Illustrierte heizten die Emotionen an und verurteilten den "Justizmord" (7f.). Nicht etwa sachbezogene Berichte über das tatsächliche Geschehen, sondern unkritische Verurteilung der DDR insgesamt und des in ihr wirkenden Gesellschaftssystems ist der Tenor solcher "Informationen". Die vermittelte, ebenso pauschalierende wie irreführende, Botschaft lautet "Rechtsstaat" contra "Unrechtsstaat". Die wahren Fakten, was vor dem 8. Mai 1945 im Landgericht Dresden geschah und wie damals alle Sieger- und Besatzungsmächte handelten: Darüber schweigen sich diese Berichte aus, mit Wirkungen auf die öffentliche Meinung.

Schneider "sucht nach den Spuren dieser Verfolgten". Zugleich zeigt er die Bedingungen auf, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit in allen vier Zonen herrschten. Und er berichtet, was vor 1945 im Landgericht Dresden geschah: "Mehr als

2.000 Kämpfer gegen Faschismus und Krieg ermordet", Menschen aus zwölf von Nazi-Deutschland besetzten Staaten, aber auch Deutsche. "Sie gaben ihr Leben für Freiheit, Frieden und das Glück der Menschen": Das ist auf einem Denkmal zu lesen, das zu DDR-Zeiten im ehemaligen Richthof des Dresdener Landgerichts errichtet wurde (14). Das neue Denkmal von 1994 trägt den Text "Namenlos - ohne Gesicht - den zu Unrecht Verfolgten nach 1945" (7).

Die Spurensuche Schneiders war in 41 Dresdener Fällen erfolgreich; diese Personen waren nicht "namenlos" und auch nicht "zu Unrecht verfolgt". Der Autor beschränkt sich bei seinen Darlegungen bewußt auf Personen, die bereits in die Literatur eingegangen sind, weil der sächsische Justizminister Heitmann forderte, den "Daten- und Opferschutz zu wahren" (28). Verfolgte man damit den Zweck, die Taten, die zu den Dresdener Todesurteilen nach 1945 führten, im Dunkel zu belassen? Schneider bewertet die Fälle nicht selbst, um dem Vorwurf der Parteilichkeit zu entgehen; er verwendet zur Charakterisierung der Hingerichteten mehr oder minder aufschlußreiche Texte aus anderen Publikationen (28 bis 62). Demnach erfolgten die Exekutionen in neun Fällen wegen NS-Verbrechen, darunter befanden sich ein SS-Hauptsturmführer, ein Hauptorganisator für Euthanasie, ein "Praktiker" der Euthanasie mit ca. 50.000 Opfern! 19 dieser Todesurteile vollstreckte die DDR-Justiz wegen Spionage und Verrat von geheimen Objekten, zehn wegen

Sabotage und drei wegen Mordes. Das Bild von den Dresdener "Justizmorden" erhält nun völlig andere Konturen als die auf Delegitimierung der DDR angelegten Berichte unserer freien Presse. Und auch die Aufschrift am Denkmal von 1994 ist nun widerlegt.

Schneider berichtet, daß die Organe der Sowjets infolge der Tätigkeit der NS-Organisation "Wehrwolf" tausende Deutsche festnahmen; viele wurden illegaler Aktionen überführt, die restlichen freigelassen. Allein in Berlin deportierte der Sowjetische Sicherheitsdienst 30.000 Deutsche in die UdSSR (16). In sowjetischen Internierungslagern hielt man 14.820 Personen wegen Teilnahme an Kriegsverbrechen fest, 138 wurden hingerichtet, 142 freigesprochen. 13.960 erhielten Strafen (18). Detailliert listet der Autor auf, welche Verbrechenarten deutsche Gerichte der damaligen Ostzone 1946, 1947 und 1948 zu beurteilen hatten: 1.466.072 Fälle insgesamt, davon 12.804 NS- und Kriegsverbrechen (19). Zudem: Hitlers "Volksgerichtshof hat eine Blutspur von 5.243 Todesurteilen gezogen, kein einziger Nazirichter wurde deshalb bestraft, wie das Bonner Justizministerium 1989 offiziell bestätigte" (24).

Eine andere Gegenüberstellung: Allein in der US-Zone saßen 1945 fast 120.000 Personen in Internierungshaft (65). Neben zwölf vom Internationalen Militär-Tribunal zum Tod verurteilten Hauptkriegsverbrechern vollstreckten US-Organen in Landsberg von 1945 bis

1951 an 255 Personen Todesurteile, in Dachau 268. Britische Militärgerichte verurteilten 240 Angeklagte zum Tode, französische 104 (67). Die Zahl der unnötigen Opfer auf den Rheinwiesen in US-Verantwortung lag zufolge des französischen Autors J. Bacque nach Archiv-Recherchen bei mindestens 800.000, wahrscheinlich über einer Million. Natürlich lagen die Ursachen in der "Barbarei" vor 1945 (69).

Eine "Generalamnestie", die auch mit der westdeutschen Remilitarisierung in ursächlichem Zusammenhang erfolgte, führte in der BRD zur Freilassung bekannter Kriegsverbrecher (72f.). "In der BRD gab es kein Gegenstück zum Münchner Platz in Dresden". Den maßgeblich an Euthanasie-Verbrechen beteiligten Dr. Bader/Endruweit z.B., der den Mord von mindestens 2.250 Kranken zu verantworten hatte, sprach das Landgericht Frankfurt/M. frei, weil ihm "das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit fehlte" (70). Der Richter am NS-Volksgerichtshof Rehse, dessen Name unter 231 Todesurteilen steht, blieb in der BRD - wie hunderte andere - unbehelligt, weil ihm angeblich das "Unrechtsbewußtsein" nicht nachzuweisen war (74).

Zu Recht warnt Schneider vor der Gleichsetzung von zwei "Verfolgungsperioden" (77ff.), wobei er den Unterschied zwischen notwendigem Vergleichen und oft erfolgter manipulativer Gleichsetzung beachtet. Die gegenwärtig oft erfolgte Gleichsetzung der Opfer des Faschismus mit den von den Sie-

germächten nach dem 8. Mai 1945 Verurteilten wies auch das Europäische Parlament entschieden zurück (12).

Die hierzulande oft vermittelte "Totalitarismus-Doktrin" lehnt der Autor mit Nachdruck ab, auch mit Zitaten bürgerlicher Wissenschaftler (81f.). Die DDR praktizierte keinen Holocaust; sie entfesselte auch keinen Weltkrieg. Beklagenswerte Praktiken in der DDR kennzeichnet Schneider als Ergebnisse des Kalten Krieges, also mit internationalen Ursachen. Der deutsche Faschismus dagegen war "hausgemacht". In der DDR gelangten im Unterschied zur BRD keine NS-Verbrecher zu Amt und Würden.

Der Verfasser berücksichtigt, daß das Strafrecht in beiden Staaten unter extremen Bedingungen des Kalten Krieges entstand: "In beiden deutschen Staaten sind Menschen durch die politische Justiz um Jahre ihres Lebens, ihr Lebensglück, ihre Arbeit und Rente gebracht worden" (86). Die Angaben über politische Häftlinge in der BRD und in der DDR schwanken beträchtlich (87).

Zweideutig ließ Adenauer die UdSSR in einem Memorandum vom 2.9.1956 wissen: "Die Errichtung eines neuen Regierungssystems darf daher in keinem Teil Deutschlands zu einer Verfolgung der Anhänger des alten Systems führen." (zit. nach S. 93) Gilt das auch für jene Juristen in der DDR, die nach 1945 an Verurteilungen von politischen Straftätern mitwirkten? Wie verhält es sich dann mit den sogenannten "Waldheim-Prozessen" mit 26 Todesurteilen

(79), deren Richter von derselben westdeutschen Justiz vor Gericht gezerrt wurden, die bekannte NS-Blutrichter schonten? Oder: Adenauers Text angewendet auf politische Spitzenfunktionäre und Generale der DDR?

Schneider widmet seine Publikation "jenen Hitler-Gegnern aus allen politischen Lagern, deren Ansehen und Ehre verletzt wird, wenn sie mit Kriegsverbrechern, Naziführern und Mördern in eine Reihe gestellt werden" (12). Mit 43 faksimilierten Dokumenten im Anhang belegt er seine Ausführungen zusätzlich. Quellenverzeichnis, Personenregister und Literaturverzeichnis helfen dem Leser beim Verständnis dieser Problematik.

Dieses Büchlein ist notwendig, wertvoll und empfehlenswert, weil es aktuelle Streitfragen in richtige historische und internationale Zusammenhänge stellt. Es bietet viele Argumente.

Lorenz Knorr

Kriminelle oder Widerstandskämpfer? Zur Geschichte informeller Jugendgruppen zwischen 1930 und 1948

Alfons Kenkmann, *Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform, Klartext, Essen 1996, 480 S., 38,- DM.*

Die von dem zunehmenden Gewaltpotential rivalisierender Jugendgangs der achtziger, dann von den Überfällen meist jugendlicher

Täter auf ArbeitsimmigrantInnen seit Anfang der neunziger Jahre entfachte Debatte um "Jugend und Gewalt" hat längst die Defizite von Erklärungsversuchen in den Kategorien des traditionellen jugendpolitischen Klientels marginalisierter Jugendlicher wie in den Koordinaten politischer Rechts-Links-Zuordnungen von 'Tätertypologien oder -gruppen' offenbart.

Explizit in den Kontext dieser Debatte stellt Kenkmann seine als Dissertation an der Gesamthochschule Siegen vorgelegte Untersuchung zu "informellen Jugendgruppen" im Zeitraum vom Ende der Weimarer Republik bis in die Nachkriegsjahre. Denn die Kittelbachpiraten, Navajos und Edelweißpiraten, Sammelbezeichnungen für informelle Jugendgruppen, die, so seine Leitthese, weder in der NS-Herrschaft ihren Ursprung hatten, noch mit ihr endeten, seien bisher in doppelter Weise mißverstanden worden: einmal von Seiten der zeitgenössischen Sozialkontrolleure, zum anderen von Seiten einer auf die "Epochengrenzen 1933 und 1945" (19) beschränkten Forschung. Von ersteren wurden sie bis in die Nachkriegszeit als Typus abweichenden Jugendverhaltens kriminalisiert, wenn nicht gar als parteipolitisch gesteuerte konspirative Organisationen stilisiert. Letztere schlug sie dem antifaschistischen Widerstand zu, ungeachtet einer auch nach der Befreiung fortdauernden Wahrnehmung der Edelweißpiraten als jugendpolitisches Problemklientel, das nun in eine oppositionelle Haltung zum

britischen Besatzungsregime geraten war.

Kenkmann nimmt eine "fünf Zeitphasen" unterscheidende Periodisierung der Konjunkturen bis in die gegenwärtige Jugendforschung hineinreichender "wissenschaftlicher Erklärungsansätze und öffentlicher Deutungsversuche" (12ff.) vor:

Wurden in den ersten Nachkriegsjahren die unter der NS-Herrschaft politisch verfolgten Jugendlichen zunächst weiterhin in der Tradition der bündischen Jugendbewegung gesehen und vom britischen Besatzungsregime einem im Britischen Foreign Office schon in der Endphase des Krieges diskutierten Potential des demokratischen Wiederaufbaus zugerechnet, so provozierten gegen Angehörige der Besatzungsmacht und gegen Displaced Persons gerichtete Aktionen von "Nachkriegsedelweißpiraten" bald drakonische Sanktionsmaßnahmen.

Nach der geringen Beachtung der "Nonkonformität der informellen Jugendgruppen" durch die nahezu ausschließlich auf den Widerstand des 20. Juli, die kirchliche Opposition und die "Weiße Rose" beschränkte offizielle Zeitgeschichtsschreibung der 50er und frühen 60er Jahre setzte erst mit einer "Suche nach neuen historischen Identifikationen" im Gefolge der Studentenbewegung ein in lokalgeschichtlichen Studien zu Widerstandskämpfern aus der Arbeiterbewegung sich artikulierendes Interesse an den Edelweißpiraten ein. Seinen Höhepunkt erreichte der Kampf um die Würdigung ihres

antifaschistischen Widerstands in der Ende der siebziger Jahre entbrannten Kontroverse um Edelweißpiraten der Köln-Ehreufelder Gruppe, die im November 1944 von einem Gestapo-Sonderkommando ohne Gerichtsurteil öffentlich hingerichtet wurden, und denen wegen ihrer "kriminellen" Handlungen bis heute die Anerkennung als Widerstandskämpfer durch die bundesdeutschen Entschädigungsbehörden verweigert wird.

Eine vierte Phase datiert Kenkmann in einer seit Mitte der 70er Jahre zu konstatierenden Verlagerung der Widerstandsforschung "auf das weite Feld der Untersuchung alltäglichen Verhaltens im 'Dritten Reich' zwischen Anpassung und Verweigerung". Regionalhistorische Projekte erweiterten hier den Widerstandsbegriff auf jenseits "des intendierten politischen Widerstands" wirksame Kräfte, zu denen über den alltagskulturellen Stil jugendlicher Verhaltensweisen und über die Deutung der informellen Gruppen als Subkulturen jugendlicher Arbeiter ein neuer Zugang gewonnen wurde. Eine weitere Phase markieren die gegenwärtigen "Auseinandersetzungen zwischen rechtsradikalen und linkslibertären Jugendlichen", in denen letztere sich auf das "als 'aktiver Widerstand' begriffene Verhalten der Edelweißpiraten" berufen.

Diese Periodisierung bestimmt den Einsatz der anspruchsvollen eigenen Untersuchung Kenkmanns, wenn er die anhaltende Kontroverse um die Beurteilung der Jugendlichen als Kriminelle oder

Widerstandskämpfer, um die Deutung ihrer Aktionen als "Selbstbehauptung subkulturellen Verhaltensstils oder Indiz jugendlicher Verwahrlosung", zu einem "mittelfristigen Ende" (18f.) bringen will. Angesichts bisheriger Forschungsdefizite hinsichtlich detaillierter regionaler Analysen wie fundierter Längsschnittanalysen verhindert seine Studie zu den "Verhaltensdispositionen informeller Jugendgruppen" der Rhein-Ruhr-Region einen synchronen Untersuchungsansatz, der Aufschluß über lokale Unterschiede und Besonderheiten in den regionalen Jugendmilieus geben soll, mit einem diachronen, der seiner Leitfragestellung nach den "Unterschieden und Gemeinsamkeiten im Verhaltensstil der Jugendlichen 1935, 1939 und 1943" wie nach "historischen Vorläufern" und "Nachfolgern" (19) Genüge leistet.

In der Darstellung seiner aus den Beständen des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs in Düsseldorf, insbesondere den Gestapo-Personalakten und den Akten der Staatsanwaltschaften wie aus sozialstatistischen Analysen gewonnenen Forschungsergebnisse unterteilt Kenkmann seinen Untersuchungszeitraum in drei Abschnitte: Der erste (1930-1936) reicht von der Weltwirtschaftskrise bis zur Absicherung der NS-Herrschaft, der zweite (1937-1941) umfaßt "die Jahre eines überaus großen Konsenses zwischen erheblichen Teilen der Bevölkerung und den NS-Machthabern" (38), der dritte (1942-1948) beginnt mit der bereits nach den ersten großen Bombar-

dements der Ruhrgebietsstädte einsetzenden "Katastrophensequenz des 'Dritten Reichs'" und endet mit der Währungsreform als Abschluß einer die "Epochenschwelle 1945" überschreitenden Phase, die Kenkmann als "alltagsgeschichtliche Einheit" im Leben der subkulturellen Jugendfreundschaftsgruppen" (39) betrachtet. Jeder einzelne dieser Abschnitte ist in die Strukturebenen der gesellschaftlichen Bedingungen jugendlicher Existenz, der spezifischen Existenzweise informeller Jugendgruppen und der Strategien ihrer Kontrolle und Verfolgung gegliedert.

Seinen zentralen Begriff jugendlicher 'Subkulturen' wendet Kenkmann im Gegensatz zu "aktuellen 'individualitätsbezogenen Jugendkulturen'" auf arbeitermilieuspezifische jugendliche Gesellungsformen "ohne formale Organisationsstrukturen und Hierarchien" an, um seinen Untersuchungsgegenstand einerseits von der "sozialistischen Arbeiterbewegungskultur und ihren eigenständigen Jugendorganisationen" (27f.), andererseits von vergleichbaren Phänomenen aus dem bürgerlichen Spektrum, wie der 'Swingjugend', definitorisch abzugrenzen.

Mit diesem methodischen und quellenkritischen Rüstzeug ausgestattet, versucht Kenkmann, in der Entstehung und Entwicklung der zumindest in ihren regionalen Zentren zu keinem Zeitpunkt als gesellschaftliches Randphänomen anzusehenden 'Edelweißbewegung' Kontinuitäten wie strukturelle Brüche, Ungleichzeitigkeiten und Verschiebungen auf und zwischen den

genannten Strukturebenen seiner Untersuchung aufzuzeigen.

Ohne auf Kenkmanns Untersuchungsergebnisse im einzelnen hier eingehen zu können, soll doch versucht werden, in groben Umrissen einige Markierungen der Abschnitte seines Untersuchungszeitraums und ihrer Eigentümlichkeiten nachzuzeichnen. Dabei sind m.E. insbesondere die "die Epochengrenzen 1933 und 1945" überschreitenden Entwicklungen hervorzuheben.

Erster Abschnitt (1930-36): Bereits in der Weimarer Republik gehörten seit der Weltwirtschaftskrise Freiwilliger Arbeitsdienst, Landhilfe und Landjahr zu den Strategien gegen Jugendarbeitslosigkeit. Die Beibehaltung dieser Maßnahmen unter der Nazi Herrschaft hatte einen Zulauf zur Hitlerjugend in der Phase ihres Übergangs zur NS-Staatsjugend (1933 - Ende 1934) zur Folge. Bereits seit Ende 1935 ist die Mitgliederzahl rückläufig, nur "wenige Angehörige informeller Jugendgruppen hielten es länger als zwei Jahre in der NS-Jugendorganisation aus" (74).

Traditionell, besonders aber seit den zwanziger Jahren galten der Jugendpflege 'unorganisierte' Jugendliche aufgrund ihres Verhaltensgestus, in gradueller Abstufung, als 'Sonderlinge', 'Asoziale' oder 'Radikale' außerhalb der radikalen politischen Parteien. Je intensiver sie mit ihnen sich befaßte, desto präziser wurden sie "im ortsansässigen Arbeitermilieu" (76) lokalisiert. Die Bezeichnungen informeller Jugendgruppen waren zunächst "Au-

Benzuschreibungen", die von den Jugendlichen "als Selbstbezeichnungen adaptiert" wurden (78). Von 80 in den Jahren 1933-36 wegen Mitgliedschaft in einer "wilden Wandergruppe" im Regierungsbezirk Düsseldorf vernommenen Jugendlichen waren jede zehnte weiblich, sieben erwerbslos, 64 hatten eine Arbeitsstelle (v.a. in Metall- und Handelsberufen, jeder dritte war in Ausbildung), fünf waren Schüler, keiner Wehrmachtsangehöriger.

Der Gruppenstil, "ein spezifisches Formenensemble" (96), der informellen Gruppen, ist charakterisiert durch die "Treffe", Kino- und Kirchvorplätze, Cafés, öffentliche Grünanlagen, bestimmte Straßen, bei Jahrmärkten Rummelplätze als umkämpftes Terrain u.a. - insgesamt traditionelle Orte informeller Jugendgruppen aus dem Arbeitermilieu; ebenso durch einen "altertümlichen Territorialismus" (88), die symbolische Inbesitznahme der Treffs in traditionell den Verhaltensstil proletarischer Jugendlicher kennzeichnenden Territorialkämpfen, den bereits in den letzten Jahren der Weimarer Republik üblichen "Kampf um die Straße". Das Gleiche gilt für den Kampf um Trophäen, der als (von der HJ ausgehender) Kampf um Abzeichen und Kleidungsstücke zwischen HJ-Angehörigen und Freundeschiquen eine Fortsetzung des Trophäenkampfes zwischen Rotfrontkämpferbund und Stahlhelm ist; auch für den "Mythos personeller Kontinuitäten zur Bündischen Jugend" (101ff.), in denen wie bei den Außenzuschreibungen

der einzelnen Cliquen eine Sammelzuschreibung durch die Verfolgerinstanzen zur "mit hohem Renommiergehalt" versehenen Selbstbezeichnung wird. Auch das Wandern und Auf-Fahrt-Gehen ist, so Kenkmann, keine genuine Schöpfung der bürgerlichen Jugendbewegung. Sie gehören seit Ende des 19. Jahrhunderts zum Freizeitleben der großstädtischen Arbeiterjugend, ohne daß bei den Angehörigen der 'wilden' Jugendgruppen Alkohol und Tahak wie in den traditionellen Gruppierungen der Bündischen Jugend verpönt sind. Das Liederrepertoire setzt sich zusammen aus Fahrten- und Wanderliedern mit "in milieuspezifischer Binnendifferenzierung" aus Kinoliedern, Schlagern und Marschliedern montierten Texten. Hinsichtlich ihrer politischen Orientierungen wandten sich Angehörige informeller Jugendgruppen "von jeher den aktionsoffensiven Parteien zu" (104). Je nach lokalspezifischer Nähe wilder Cliquen zu politischen Bündnissen des rechten Spektrums wie zu den Kommunisten waren oft persönliche Freund- und Nachbarschaften ausschlaggebend. Insgesamt deuten sich für Alexander v. Plato ("Ich bin mit allen gut ausgekommen". Oder: war die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 gespalten?, zit. nach Kenkmann, 107) hier "erste Erosionserscheinungen der politischen Lager aber auch der Sozialmilieus" an.

Zum Kreis der "unerziehbaren Jugendlichen" zählten (explizit) seit 1932 "die der Gruppe der 'Schwerverwahrloste(n)' zugeordneten jugendlichen 'Mitglieder (sic - A.K.)

von Cliques" (110). Nach der "nationalsozialistischen Macht-ergreifung" (111) verlagert sich die Disziplinierung abweichenden Jugendverhaltens zunehmend von den Jugendpflege- und Jugendfürsorgebehörden hin zur HJ, zu den NS-Parteiformationen und den Polizeien; die HJ war bei der umfassenden Eingliederung der Jugend in die NS-Volksgemeinschaft auf Mithilfe von Staat und Behörden angewiesen. Das Verbot sogenannter bündischer Jugendgruppen erfolgte im Februar 1934. Auf Seiten der Strafermittlungs- und Verfolgerinstanzen werden mit der Zentralisierung von Ordnungs- und Kriminalpolizei, der Verschmelzung von SS und Polizei und der Erweiterung des Kompetenzbereichs der Kripo auf "Vorbeugehaft" gegen "Berufs- und Gewohnheitsverbrecher" auch Jugendliche in die unabhängig von der Strafjustiz und parallel zu ihr operierende "vorbeugende Verbrechensbekämpfung" einbezogen. Von den als Stapo-Stellen organisierten politischen Abteilungen der Polizei wurden jugendliche Cliquenzusammenschlüsse (die "wilden" Jugendbünde) schon zu Beginn der NS-Herrschaft als politische Gegnergruppen wahrgenommen, hinter denen (durch die Alltagsstilanalyse, so Kenkmann, nicht belegbare) kommunistische Organisationen vermutet wurden. Die höheren Gestapobeamten waren durchweg akademisch ausgebildete Führungskräfte der Geburtsjahrgänge 1900-1910, das Repertoire von Maßnahmen reichte von Verhaftungen bis zur KZ-Haft. Gleich-

wohl wurde die "wilde" Jugend in der frühen NS-Zeit nicht als bedrohlich empfunden, die Gestapo war vielmehr noch vorrangig mit der Ausschaltung von Widerstandszirkeln der illegalen Arbeiterbewegung beschäftigt. Hinzu kamen Konkurrenz- und Kompetenzstreitigkeiten zwischen staatlichen und NS-Organisationen in den Auffassungen von Gestapo und Sondergerichten über die Verwirklichung des Verbots der "wilden Wanderbünde".

Im zweiten Abschnitt (1937-1941) kommt es zu Veränderungen auf allen angeführten Ebenen. Bereits 1937 führen Kriegsrüstung und der im Zuge der Einziehung von Industriearbeitern in den Militärdienst (1941 schon 16,9 Prozent) ansteigende Bedarf an Heranwachsenden in der Rüstungs- und Investitionsgüterproduktion zu einer merklichen Entspannung des Arbeitsmarktes: Neun von zehn 'Bündischen' sind berufstätig, die große Mehrzahl der Vernommenen kommt aus den unteren Bevölkerungsschichten. Bestimmend für das soziale Umfeld der 'wilden' Jugend sind nach wie vor das großstädtische Arbeitermilieu und dessen Nähe zu den kommunistischen Teilen der Arbeiterbewegung, die Arbeiterjugendlichen "waren aber nicht mehr im Organisationsgeflecht der Arbeiterbewegung sozialisiert worden" (182).

Im Gruppenstil verschärft sich der Abgrenzungs- und Provokationscharakter der Aktionen, v.a. bei Verfolgungen durch den HJ-Streifendienst, ab etwa 1938 hält das Edelweißabzeichen verstärkt Ein-

zug in das subkulturelle Formenensemble, es tritt neben das Totenkopfbild, das bis heute dessen fester Bestandteil ist.

Die Disziplinierungsmaßnahmen werden erweitert um die Einführung des Jugendarrests gegen 'Arbeitsbummelei', 'von Jugendlichen als 'Ehrensache' angesehen' (147); um die 'Schutzhafte' und Arbeitserziehungslager als verschärfte Maßnahmen der Gestapo, um die Einweisung in Fürsorgeerziehung und Jugendschutzhafte. Mit den nach Zerschlagung des organisierten Widerstands der illegalen Arbeiterbewegung freigewordenen Ermittlungs- und Verfolgungskapazitäten wird die 'bündische' Jugend von den NS-Funktionären zunehmend als Massenphänomen angesehen. Die Bezeichnung "Edelweißpiraten" findet erst ab 1940/41 verstärkt Eingang in die SS-Korrespondenz wie in das Liedgut der Jugendlichen, erst Ende Oktober 1944 wird sie durch Aufnahme in den Himmler-Erlass zur "Bekämpfung der jugendlichen Cliques" reichsweit verbreitet.

Der dritte Abschnitt (1942-1948), die von Kenkmann als "alltagsgeschichtliche Einheit" im Leben der subkulturellen Jugendfreundschaftsgruppen betrachtete "Katastrophensequenz des 'Dritten Reiches'", fällt zusammen mit der spätestens 1942/43 sich abzeichnenden Niederlage des NS-Regimes. Sie beginnt mit der 1942 als 'kriegswichtig' eingestuften Jugenddienstpflicht (bereits 1936 eingeführt, 1939 verschärft), Wehrtüchtigungslagern und freiwilligen Meldungen junger Edelweißpiraten

gerade zu den gefährlicheren Waffengattungen der Wehrmacht und Waffen-SS, mit Abenteuerwünschen und Aufstiegserwartungen, denen bald Todeserfahrungen gefallener und Erzählungen beurlaubter Cliquenangehöriger folgen, sicher auch, von Kenkmann nicht eigens erwähnt, Berichte über die Greuel des Vernichtungskrieges. Todeserfahrungen, durch die in den Ruhrgebietsstädten bereits 1942 einsetzenden Bombardements auch an der 'Heimatfront', werden alltäglich, die Symmetrie von Schutz und Geborsam, nicht nur bei den Jugendlichen, weicht einer Asymmetrie, der Herabsetzung der Angstschwelle, individuelle Arbeitsverweigerungen nehmen Massencharakter an, an den Treffs gedeiht der Waffenhandel, der nach 1945 zum Problem für die Alliierten wird. Die Jugendpolitik nach 1945 beginnt mit einer fortdauernden Fülle von Meldungen über angebliche Verwahrlosungserscheinungen unter Jugendlichen. Für Kenkmann verweisen sie auf die mentale Befindlichkeit der Erwachsenen, ihre Kompensation der Schuldgefühle eigener Verstrickung in Schwarzmarkt und Beschäftigungskriminalität. Die Maßnahmen der "amtlichen Jugendpflege" dagegen richten sich auf Angehörige einer Generation, die wie im Kaiserreich und in der Weimarer Republik wieder "unorganisierte" und "ungestüme" Jugend beißen.

Abschließend bleibt festzuhalten, daß Kenkmanns umfangreiches Quellenmaterial gewiß die ganze Bandbreite nonkonformer jugendlicher Verhaltensweisen und ihrer

Sanktionierung durch eine Vielfalt unmittelbarer Zwangsmaßnahmen sichtbar macht - auch wenn auf horizontaler Ebene aufgrund der ungleichen Materialbasis gelegentlich problematische Zuordnungen von lokalen Schwerpunkten und statistischen Befunden vorgenommen werden. Zugleich aber wird die Gefahr einer Einziehung der Darstellungsmethodischen Differenz zwischen der Rekonstruktion realer Prozesse und ihrer Erschließung aus den Quellen noch dadurch erhöht, daß Kenkmann insgesamt ca. 900 Quellenangaben und -zitate in großenteils halbseitigen Fußnoten in den Text einarbeitet. Hier hätte eine Trennung von Darstellungs- und Quellenband die Rezeption erleichtern können.

Hinsichtlich seiner Schlußfolgerungen für die politischen Dimensionen der Edelweißbewegung verweist Kenkmann zwar auf ein "grundsätzliches quellenspezifisches Problem": den "Mangel an Quellen über Verhaltensmuster und Handlungsdispositionen von Jugendlichen, die sich durch Rückzug in ihre eigenen Lebenswelten dem Zugriff pädagogischer 'Beobachter' entziehen" (34). Bei seinem auf organisierte Praxis und parteipolitische Programmatik eingeschränkten Politikbegriff aber unterstellt er auch in den ihm verfügbaren und sehr wohl auf von der Verfolgerseite verwendete Codes untersuchten Verhörprotokollen nicht einmal die Möglichkeit gecodierter und damit die Irritation der Verfolgerinstanzen verstärkender Aussagen, die auch ohne einen nachweisbaren Zusammenhang mit dem

illegalen Widerstandskampf konspirative politische Widerstandskaktionen vermuten ließen. So entgeht er dem über die Epochen-schwelle 1945 hinausgehenden 'Verwahrlosungsdiskurs' jugendpolitischer Instanzen nicht schon dadurch, daß er deren "Entpolitisierungsstrategien" (330) durchschaut. Vielleicht ist seine Absicht, die Kontroverse um die Edelweißspiraten zu einem mittelfristigen Ende zu bringen, auch so zu deuten, daß es ihm zunächst eher darum geht, im Gegenzug gegen manche Heroisierungen mit seinem imposanten Quellenarsenal Legenden zu zerstören, als deren subversiv politischen Kernen nachzuspüren.

Reinhard Schweicher

Vereinigungsbestrebungen 1945/46

Hans-Joachim Krusch, Irrweg oder Alternative? Vereinigungsbestrebungen der Arbeiterparteien 1945/46 und gesellschaftspolitische Forderungen. Pahl-Rugenstein Nachf., Bonn 1996, 270 S., 38,- DM

Unter den Publikationen, die im vergangenen Jahr zum 50. Jahrestag der Vereinigung von KPD und SPD zur SED erschienen sind, nimmt dieses Buch zweifellos einen besonderen Platz ein. Während andere Darstellungen von Gegnern wie Befürwortern des Zusammenschlusses organisatorische wie parteipolitische Differenzen und Übereinstimmungen in den Mittelpunkt rücken, geht Krusch, wie im Untertitel verdeutlicht, davon aus, den engen Zusammenhang zwischen

den Vereinigungsbestrebungen der beiden Arbeiterparteien und den historisch notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen auf deutschem Boden sichtbar zu machen. Er zeigt damit, daß jene Ereignisse vor fünf Jahrzehnten, "einen zentralen Platz im Ringen um den weiteren Entwicklungsweg Deutschlands einnahmen" (9). Und es ist keineswegs überflüssig anzumerken, daß auch Anhänger der These von der "Zwangsvereinigung" in der Gründung der SED ein für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte prägendes Faktum sahen, wobei sich in den noch immer anhaltenden Debatten ein erstaunlich wie erschreckend hohes Maß an sachlicher Unkenntnis über die realen Vorgänge 1945/46 offenbart. Schon aus diesem Grunde ist es von großer Bedeutung, wenn aus der Feder von mit der Materie vertrauten Fachleuten quellengestützte Untersuchungen wie diese vorgelegt werden. Hans-Joachim Krusch läßt in einer außerordentlich breit gefächerten Palette zeitgenössische Dokumente und Materialien sprechen, die es dem Interessierten ermöglichen, sich selbst ein Urteil über die damaligen Vorgänge zu bilden.

Der Autor hat dem Dokumententeil eine relativ knapp gefaßte Einleitung vorangestellt, die vor allem auf drei wesentliche Aspekte für die historische Einordnung des Vereinigungsprozesses abhebt. Er verweist zum ersten auf die in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung weit zurückreichenden Wurzeln der Arbeitereinheit, ein Argument, das auch 1945/46 im

Kontext der Vereinigung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. Er verweist zweitens auf den auch in der Dokumentenauswahl deutlich erkennbaren gesamtdeutschen Ansatz des Vereinigungsprozesses, der sich keineswegs auf das Territorium der damaligen sowjetischen Besatzungszone beschränkte. Krusch interpretiert diesen Ansatz auch unter dem Gesichtspunkt der von separatistischen Kräften gefährdeten nationalen Einheit. Drittens schließlich hebt er den untrennbaren Zusammenhang hervor, der zwischen der Herausbildung der SED und jenen gesellschaftspolitischen Veränderungen in Deutschland bestand, wie sie als Lehren aus dem Jahrzwölft faschistischer Barbarei historisch dringlich auf der Tagesordnung in unserem Lande standen.

Die hier herausgearbeiteten Gesichtspunkte lassen sich aus dem umfangreichen Dokumentarteil ablesen, der, einschließlich der gesondert ausgewiesenen Beilagen, mehr als 100 Materialien umfaßt. Es handelt sich dabei um zum Teil bislang Unbekanntes, aber auch um in den Jahren 1945/46 veröffentlichte, jedoch seitdem nicht wieder publizierte Schriftstücke. Ein Teil diese Dokumente ist im Faksimile wiedergegeben, was ihre Authentizität unterstreicht.

Die vorgelegten Materialien sprechen für sich selbst. Doch möchte ich darauf verweisen, daß zu ihnen auch der immer wieder genannte Artikel von Anton Ackermann "Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?" gehört. Das gilt auch für die Bro-

schüre des gleichen Autors "Fragen und Antworten", die auf eine Reihe grundlegender, seinerzeit in SPD wie KPD diskutierten, Probleme eingeht - ein zeitgenössisches Zeugnis von hoher Aussagekraft. Nicht weniger eindrucksvoll ist auch der hier wiedergegebene Brief des stellvertretenden Parteivorsitzenden der SPD, Max Fechner, an das Haupt der Einheitsgegner, Dr. Kurt Schumacher, worin er gleichsam "in letzter Stunde" an diesen appellierte, sich der großen historischen Verantwortung vor der deutschen Arbeiterklasse und dem deutschen Volk insgesamt in der gegebenen Situation bewußt zu sein.

Wie er in seinem Vorwort betont, war es nicht die Absicht des Autors, eine Gesamtschau des Vereinigungsprozesses vorzulegen. Jedoch sind hier Bausteine für ein solches Unternehmen eingebracht, die, wenn ein solches Vorhaben seriös sein soll, in keinem Falle ignoriert werden können und dürfen. Sie lassen auch für den Betrachter aus heutiger Sicht erkennen, welche große Chance sich 1946 mit der Vereinigung von SPD und KPD für eine Wende in der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland eröffnete, die im weiteren Gang der Ereignisse nicht zum Tragen kam, jedoch an fortwirkender historischer Bedeutung nicht verloren hat.

Ein Lob gebührt dem Verlag auch für die repräsentative Ausstattung des Bandes, die auch auf diese Weise den Stellenwert des darin behandelten Gegenstandes unterstreicht.

Werner Müller

Eine marxistische Kritik der Postmoderne

Terry Eagleton, Die Illusionen der Postmoderne. Ein Essay. Aus dem Englischen von Jürgen Pelzer, Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 1997, 200 S., 39,80 DM.

In den Diskussionen um das Phänomen der Postmoderne schwankt die akademische wie publizistische Kritik in Deutschland schon seit längerem zwischen vorsichtiger Anerkennung und neurosenbehafteter Ablehnung. Eindeutige Positionen dafür oder dagegen werden kaum mehr bezogen - dies allein aber scheint bereits ein Sieg der Postmoderne zu sein, leugnet sie doch insgesamt jeglichen Systemcharakter in der theoretischen Fundierung des Sozialen. Während Feuilleton und Kulturkritik sich in loyalen Begriffsübernahmen aus dem Arsenal der postmodernen Slogans üben, um ihre Texte mit "subversiver Dispositivität" ausstatten zu können, verbreitet die Akademie inzwischen einige Ratlosigkeit, denn so paradigmienstürzend ist die postmoderne Theorie denn wohl doch nicht, obgleich es anfangs, in den ersten euphorischen Strohfeuern, zunächst so aussah, als würden ganze Institute zur Postmoderne konvertieren. Insbesondere in Philosophie und Sozialwissenschaften sind allerdings, wenn auch unter generöser ("differenzierter") Zurückweisung kompletter Theoriegebäude der Postmoderne, Elemente des postmodernen Denkens eingegangen, die in der Regel Lösungsstrategien für im Moment

nicht lösbare gesellschaftliche Probleme darstellen. So sind im akademischen Diskurs Thesen von der Fragmentierung des Subjekts, von der ambivalenten Agonie des Politischen, vom nur noch kontingenten Verlauf der Geschichte und von der Ablehnung einer universalen Vernunft durchaus präsent, ohne daß indes die postmoderne Urheberchaft dieser Thesen benannt wird. Die weitläufige Akzeptanz der postmodernen Denkelemente befriedigt in der Philosophie diejenigen Geister, die wenigstens noch das schlechte Gewissen plagt ob des Zustandes ihres Fachs, das sich schon längst von der Suche nach dem guten Leben und der positiven Welterkennung als Anleitung zum Handeln verabschiedet hat. In den Sozialwissenschaften verdeckt der postmoderne Eindruck hingegen nur das alte, von Kracauer schon in den zwanziger Jahren identifizierte Dilemma, zwischen heillosem Relativismus und sinnloser Stoffanhängung hin und her lavieren zu müssen, somit eigentlich zu keinen verwertbaren Erkenntnissen zu gelangen und, auf heute angewandt, z.B. vor der Ideologie des angeblichen "Sachzwanges" der Globalisierung theoretisch zu kapitulieren.

Ist auch die erkenntnislogische Substanz der Postmoderne vielleicht dünn, so ist sie dennoch kein theoretischer Irrtum, wie der britische Literaturwissenschaftler Terry Eagleton an einer Stelle seines neuen Essays zur Lage der Gesellschaftstheorie in der Gegenwart anmerkt (161). Eagleton, der einem deutschen Publikum in den letzten Jahren mit den ebenfalls bei Metz-

ler erschienenen marxistischen Arbeiten über Ideologie (1993), Literaturtheorie (1994) und Ästhetik (1994) bekannt gemacht wurde, begeht nicht den in linken Kreisen oft zu beobachtenden Fehler, die Postmoderne einzig als Krisensymptom oder Fin de Siècle-Theorie des fortgeschrittenen Kapitalismus zu begreifen. Natürlich bedeutet Postmoderne auch das, aber ein theoretischer Vorzug von ihr besteht nach Eagleton in der Sensibilisierung des Denkens gegenüber "verhöhn(e)n und erniedrig(e)n Gruppen", die damit begonnen haben, "etwas von ihrer Geschichte und ihrem Selbst wiederzugewinnen" (162), und zwar mit thematischen Bezugspunkten, die ein vielfach doktrinärer Sozialismus, besonders im Hinblick auf die Minderheitenproblematik, häufig vernachlässigt hatte. Daß jedoch die Hinwendung zu kultureller Differenz, geschlechtspolitischer Vielfalt und sprachlicher Heterogenität, die die Postmoderne für sich reklamiert, die weiterhin drängenden Fragen ökonomischer Ausbeutung und Unterdrückung, sozialen Elends und neokolonialer Unterentwicklung möglicherweise nur aufgrund der virtuellen Handhabung von Sprachspielen oder der Neuentdeckung sexuellen Bewußtseins gleich mitgelöst hätte, gehört zu den grundlegenden *Illusionen der Postmoderne*, deren sozialphilosophische Prämissen tiefer liegen und einer Freilegung bedürfen.

An dieser Freilegung versucht sich Eagleton mit den Mitteln der dialektischen Methode, einer offenbar völlig aus der Mode gekommenen

Vorgehensweise, die soziale Phänomene anhand ihrer immanenten Widersprüchlichkeiten erklären will. Eagleton deutet die Postmoderne demzufolge sowohl als spezifischen geistigen Ausdruck der derzeitigen Orientierungslosigkeit des Denkens über die Welt als auch als eine potentielle Erschütterung des universalen Fortschrittsglaubens kapitalistischer Rationalität. Die widersprüchliche Konstitution der Postmoderne äußert sich danach einerseits darin, daß die wichtigsten Denksysteme des neuzeitlichen Kapitalismus (Liberalismus, Sozialismus und Konservatismus) zunehmend ihrer theoretischen Fundamente beraubt werden und die Postmoderne offenkundig in die Konfusion fehlender Zukunftsentwürfe mit Vehemenz dazwischenschlägt, indem sie sich selbst als allein noch mögliche geistige Alternative setzt. Während nämlich den emanzipatorischen, kapitalismuskritischen Kräften das Ziel ihrer Veränderungsabsichten kaum noch aufscheint, sind auch die Freiheitsdoktrin des Liberalismus und sogar die rückwärtsgerichtete Utopie des Konservatismus dabei, ihre soziale Bindungskraft einzubüßen. Eine größere Anzahl gläubiger Postmodernisten (u.a. Jean Baudrillard, Jean-François Lyotard, Richard Rorty, Alasdair MacIntyre, aber auch der von Eagleton nicht behandelte Zygmunt Bauman) hält daher die eigenen Obduktionsversuche an der Gesellschaft für die Lösung aller Übel schlechthin, so daß das dezentralisierte, differente und ambivalente ("andere") Individuum, auf sich selbst zurückge-

worfen und niemanden mehr Rechenschaft schuldig, ein von allen sozialen Bindungen völlig freies Individuum wird, ohne an einen irgendwie realisierbaren Politikentwurf überhaupt noch zu glauben. Diese Orientierungslosigkeit unserer Epoche zerrinnt aber nach Eagleton zur Ideologie, weil von den Postmodernisten wesentliche gesellschaftliche Probleme so gering geschätzt werden, als wären sie gar nicht mehr da. Was die Freiheit betrifft, so nimmt die Postmoderne den theoretischen Kampf mit Liberalismus und Kommunitarismus auf (eine der letzten geistigen Strömungen, die die Degeneration des Westens mit Hilfe der Appellation an bürgerliche Werte aufhalten will - im übrigen sind einige führende Kommunitaristen gleichzeitig begeisterte Postmodernisten), um letzten Endes die Nachteile beider Denkrichtungen als postmoderne Vorzüge auszugeben (114ff.). Vom Liberalismus entwendet die Postmoderne nicht dessen These von der abstrakten Gleichheit aller Menschen, sondern die Auffassung, daß die Freiheit des Subjekts durch nichts von der Gesellschaft beschränkt werden darf, am Kommunitarismus fasziniert die Postmoderne nicht so sehr die Idee des Gemeinschaftlichen, sondern eher der Wertkulturalismus, dem eine gefährliche Mischung aus *WASP-Ideologie* und Kulturindustrie anhaftet und der soziales Elend in der Gesellschaft immer öfter für irrelevant erklärt. "Radikale können dann schließlich, wie alle anderen, ihre Ketten küssen, ihre Gefängniszellen schmücken, die Stühle auf

dem Deck der Titanic wieder neu aufstellen und echte Freiheit in der schlimmsten Not entdecken." (25) Wenn die Postmoderne andererseits dennoch die universale Rationalität des Kapitalismus untergräbt, so tut sie das nicht deswegen, weil sie politische oder philosophische Auswege aus der terroristischen Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft anzubieten hätte, sondern weil sie sich mit aufopferungsvollem Engagement den Randzonen der Gesellschaft zuwendet, in denen die dort lebenden Individuen die Ungerechtigkeiten des "modernen" Lebens gleich mehrfach codiert und unheilvoll miteinander verknüpft erfahren müssen. Frauen, Menschen mit anderer als weißer Hautfarbe oder mit sexuellen Abweichungen von der bürgerlichen Normalität sind ja nicht nur dem Verwertungszusammenhang des Kapitals ausgeliefert, sondern sie sind überdies mit einem Höchstmaß an bürgerlicher Feindschaft konfrontiert, wenn sie ihr Glück unter den heutigen unglückseligen Umständen in der Verweigerung suchen, herrschende Konventionen zu praktizierender Zweckrationalität nicht teilen oder ihnen zugeschriebene und sie negativ-stigmatisierende Eigenschaften ablehnen. Daß hier die Postmoderne festgefahrene Dogmen der Bürgerlichkeit aufgehrochen hat, ist ihr Verdienst, und der feministische wie der antirassistische Diskurs lebt von der postmodernen Empfindlichkeit Marginalisiertem gegenüber. Eagleton schätzt diese Tatsache folgendermaßen ein: "Wenn die Entrechteten wirklich an

die Macht gekommen sind, werden wir das daran erkennen, daß das Wort 'Macht' nicht mehr das bedeutet, was es bislang bedeutete. Der Paradigmenwechsel, der sich dementsprechend vollzogen hat - eine handfeste Revolution in unserer Auffassung der Beziehungen zwischen Macht, Begehren, Identität und politischer Praxis - bedeutet eine unermessliche Intensivierung der dürrtigen, anämischen und verkümmerten Politik einer früheren Ära. Ein Sozialismus, der sich angesichts dieser reichen, ausdrucksstarken Kultur nicht verändert, wird sicherlich von vornherein chancenlos sein." (32)

Bedauerlicherweise heißt Postmoderne aber auch in jedem ihrer Denkschritte Übersteigerung. In dem Plädoyer für die Randzonen der Gesellschaft verwirft die Postmoderne alle bisherigen Erkenntnisse über die Verfaßtheit unserer Gesellschaft als System, über ihre Totalität und Geschichtlichkeit. Diese theoretischen Parameter umschreiben den sozialphilosophischen Kern der Postmoderne und gehören gleichzeitig zu den entscheidenden *Trugschlüssen* der postmodernen Gesellschaftsauffassung (vgl. 124ff.). Die Verabsolutierung der Atomisierung, Partikularisierung und Unverbindlichkeit sozialer Prozesse, eine wichtige Konsequenz aus Lyotards Behauptung vom angeblichen "*Ende der Metaerzählungen*", zählt heute zum kaum noch kritisch erörterten Grundkonsens aller Postmodernisten und ihrer Epigonen. Eagleton stellt dazu fest, daß man zwar die Totalität von Gesellschaft bezwei-

feln kann, aber "wie die Umweltschützer nur allzu gut wissen, bedeutet Universalität letztlich, daß wir den gleichen kleinen Planeten bewohnen; und wenn wir auch die Totalität vergessen, wir können sicher sein, daß sie uns nicht vergißt." (171) Außerdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch die Postmoderne in Bezug auf den Totalitätsbegriff mit zweierlei Maß mißt: "Letztlich stellt sich nämlich heraus, daß nur bestimmte Formen von Totalität verdächtigt, andere dagegen begeistert unterstützt werden. Einige Formen von Totalität - Gefängnisse, das Patriarchat, der Körper, absolutistische politische Befehle - gelten als akzeptable Gesprächsthemen, während andere - die Produktionsverhältnisse, Gesellschaftsformationen, Theoriegebäude - stillschweigend ignoriert werden." (14f.) Insofern zeigt sich an der Position zur gesellschaftlichen Totalität auch die politisch durchaus erwünschte Bedeutsamkeit der postmodernen Theorie. Ähnlich problematisch gestaltet sich für Eagleton die postmoderne Geschichtsvergessenheit (vgl. 60ff.). Nur als ein einzigartiger Verlust historischer Erfahrung läßt sich die postmoderne Ansicht bezeichnen, Vernunft, Aufklärung, geschichtliche Traditionen und überlieferte kulturelle Muster wären für das menschliche Zusammenleben bedeutungslos geworden. Mit dem offiziellen "Ende der Geschichte", nach Francis Fukuyamas höchst fragwürdiger State-Department-Theorie, die ebenfalls von der Postmoderne ehrfurchtsvoll hofiert wird, soll sich jede teleologi-

sche, also die auf ein Ziel gerichtete Vorstellung von Geschichte überlebt haben bzw. das Ziel der Geschichte schon erreicht sein. Dagegen steht nach Eagleton erstens, daß kein historisch denkender Mensch je wirklich glauben konnte, daß sich die Geschichte eindimensional und metaphysisch vom Niederen zum Höheren entwickelt hat, zweitens, daß es tatsächlich eine teleologische Geschichte der Menschheit gibt, nämlich die "von der Steinschleuder zur Megabombe (...) das absolute Leiden", das andauert, womit Eagleton eine elementare Einsicht Adornos aus dessen Buch "Negative Dialektik" aufgreift und aktualisiert (67f.), sowie drittens, daß gerade die sozialistische Perspektive darauf dringt, die Leidensgeschichte der Gattung Mensch zu beenden und daß man zu diesem Zweck ein zielgerichtetes politisches Verhalten benötigt (vgl. 87ff.). Für die Postmoderne ist Geschichte nichts oder bereits vollendet, und damit ist ihre sozialphilosophische Basis regressiv.

Eagletons Essay ist eine leidenschaftliche Kritik am herrschenden geistigen Zustand ausgangs dieses Jahrhunderts. Nicht ein einziges grundlegendes soziales Problem wurde vom Kapitalismus bisher gelöst, und die Postmoderne reflektiert diese Situation mit echter Besorgnis und meist unangebrachter Ironie. Die Postmoderne ist somit Transzendenz und Affirmation des Kapitalismus in sich selbst. Bei Lichte besehen sollte Eagletons Arbeit jedoch nur vordergründig als ein Beitrag zur Debatte um die Postmoderne betrachtet werden.

Eigentlich hat Eagleton ein politisch-philosophisches Manifest geschrieben, das der Philosophie im allgemeinen und einem pluralen Marxismus, der diesen Namen wieder verdient, im besonderen zu einer neuerlichen Auferstehung verhelfen könnte. Es handelt sich bei Eagletons Essay um die Rückkehr der Philosophie, um die Wiedereinführung der notwendigen Diskussion über die gesellschaftlichen Bedingungen menschlichen Lebens. Der glänzende Schreibstil Eagletons und sein an Marx angelehnter beißender Spott gegenüber den reichlich spießenden Absurditäten der Zeit (veranschaulicht in Sätzen wie "Konferenzreferate mit Titeln wie 'Die Rückführung des Anus in den Coriolanus' würden eine große Gemeinde verückter Fans anziehen, die wenig von der Bourgeoisie, dafür um so mehr von Sodomie verstünden." (5) machen das Werk zudem noch zu einem Leseerlebnis von hohem Wert.

Detlef Kannapin

Forum Recht

Rechtspolitisches
Magazin für Uni und
soziale Bewegungen!

Erscheint vierteljährlich
Einzelheft:
5,00 + 1,50 Mark Porto
Jahres-Abo: 20,00 Mark

Helt 1. 1998

Schwerpunkt:

Das Gefängnis und seine Funktion

- Zensur:
Presse im Knast
- Privatisierung:
Profit durch Vollzug?
- Tortur:
Sanktionen der Zukunft
- Gefangenearbeit:
Neue Ansätze?

und vieles anderes mehr

Forum Recht Abonnement:
Forum Recht Vertrieb, Katharina
Ahrendts, Merzhauser Str. 170 D,
79100 Freiburg

AntorInnen und Übersetzerinnen

- Prof. Dr. Manfred Baldeweg - Dresden, Naturwissenschaftler
 Prof. Dr. Gretchen Binus - Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin
 Monika Domke - Köln, Lehrerin
 Ingrid El Masry - Marburg, Politikwissenschaftlerin
 Prof. Dr. Georg Fülberth - Marburg, Historiker, Hochschullehrer
 Bozena Gryzcka - Köln, Übersetzerin
 Prof. Dr. Rolf Hecker - Berlin, Ökonom, Mitherausgeber der Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, NF
 Prof. Dr. Horst Helming - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Z-Beiratsmitglied
 Dr. Hans G. Helms - Köln, Wirtschafts- und Sozialhistoriker
 Peter Hiedl - Essen, Dipl. Soziologe
 Dr. Elvira Högemann-Ledwohn - Köln, Slawistin
 Detlef Kannapin - Neuenhagen, Student der Kulturwissenschaften
 Lorenz Knorr - Frankfurt/M., Publizist
 Prof. Dr. Michael Krätke - Amsterdam, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschullehrer
 Prof. Dr. H.J. Krysmanski - Münster, Soziologe, Hochschullehrer
 Prof. Dr. Thomas Kuzcynski - Berlin, Wirtschaftshistoriker
 Kai Michelsen - Frankfurt/M., Dipl. Pol., Medizinsoziologe, Z-Redakteur
 Dr. Martin Moll - Graz, Österreich
 Prof. Dr. Werner Müller - Berlin, Historiker
 Prof. Dr. Helmut Peters - Berlin, Sinologe
 Werner Ruhoff - Köln, Angestellter
 Prof. Dr. Adam Schaff - Warschau, Philosoph
 Alexandra Scheele - Marburg, Doktorandin der Politikwissenschaft
 Dr. Reinhard Schwelcher - Frankfurt/M., Philosoph, Z-Redakteur
 Dr. Werner Seppmann - Haltern/Westf., Philosoph, Mitherausgeber der Marxistischen Blätter
 Prof. Lucien Sève - Paris, Philosoph
 Jochen Steinhilber - Marburg, Doktorand der Politikwissenschaft
 Dr. sc. Robert Steigerwald - Eschborn, Philosoph, Mitherausgeber der Marxistischen Blätter
 Prof. Dr. Gottfried Stiehler - Rinow, Philosoph
 Ilse Utz - Dossenheim, Übersetzerin
 Bernhard Walpen - Luzern, Schweiz, Systemingenieur und Sozialwissenschaftler
 Michael Zander - Berlin

PapyRossa

Politik & Geschichte

Johannes Klotz/Ulrich Schneider (Hg.)

Die selbstbewußte Nation und ihr Geschichtsbild

Faschismus, Holocaust, Wehrmacht



Johannes Klotz/Ulrich Schneider Die selbstbewußte Nation und ihr Geschichtsbild

Geschichtslegenden der Neuen Rechten
 Mit Beiträgen von Ludwig Elm, Johannes Klotz, Reinhard Kühnl, Karl Heinz Roth, Ulrich Schneider, Gerd Ueberschär, Gerd Wiegand, Wolfgang Wippermann
 180 Seiten, DM 28,-
 ISBN 3-89438-137-X

Wehrmachtsverbrechen

Dokumente aus sowjetischen Archiven
 Vorwort von Lew Besymenski
 Einleitung von Gert Meyer
 340 Seiten, DM 36,-
 ISBN 3-89438-138-8

Hermannus Pfeiffer Der Kapitalismus frißt seine Kinder

180 Seiten, DM 28,-
 ISBN 3-89438-139-6

Über den Standort Deutschland, seine Gegner, seine glorreiche Zukunft und das drohende Desaster für den angehenden Globalisierungssieger.

Gesamtverzeichnis anfordern:

PapyRossa Verlag
 Petersbergstr. 4
 50939 Köln
 Tel. 0221/44 85 45
 Fax 0221/44 43 05

PapyRossa